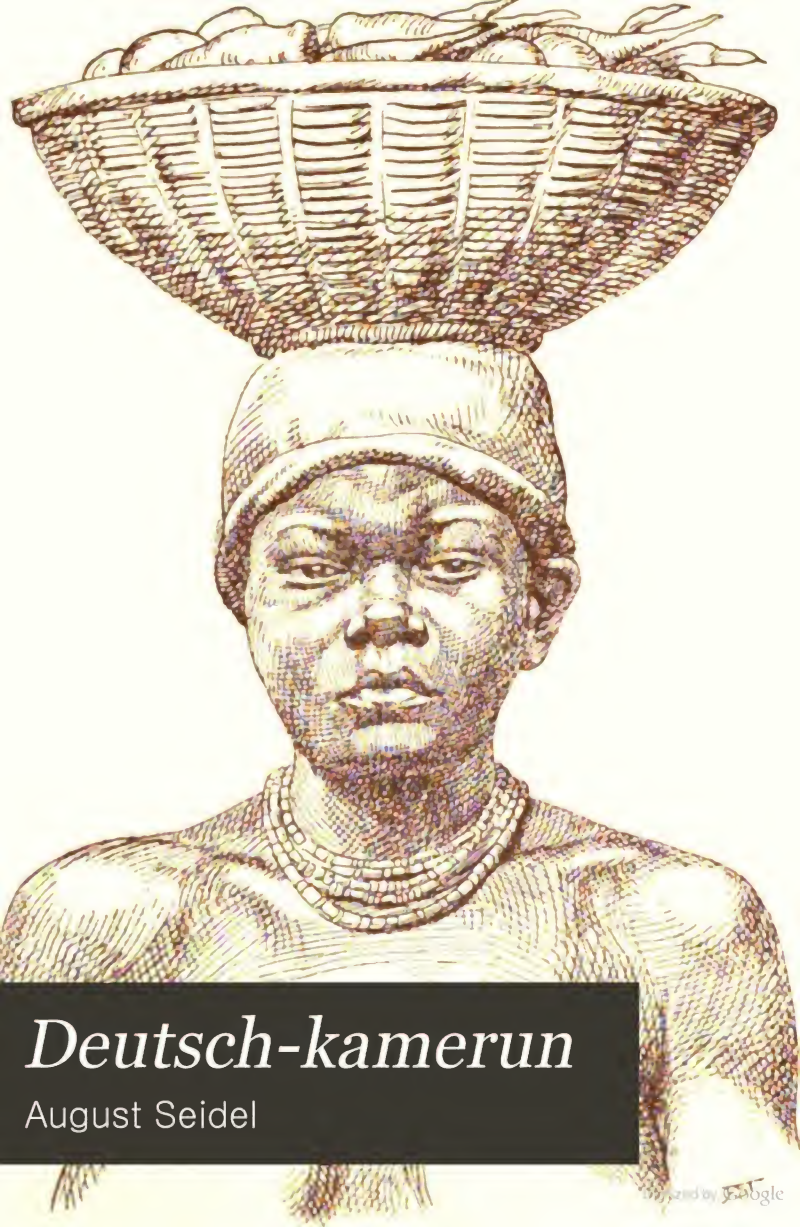


Deutsch-kamerun

August Seidel



Zeichnung von Franz Stassen   Verlag von Herm. J. Meidinger in Berlin.

Mädchen vom Stamme der Banyang.

aus A. Seidel, Deutsch-Kamerun.

Deutsch-Kamerun

Wie es ist und was es verspricht

Historisch, geographisch,
politisch, wirtschaftlich
dargestellt von

A. Seidel

Mit 23 Text-, 9 Einschalt-Bildern und 1 Kartenskizze

Berlin 1906
Verlag von Herm. J. Meidinger

Vorwort.

Obwohl Kamerun nun schon 20 Jahre lang deutscher Besitz ist und durch seine rapide Entwicklung in den letzten Jahren die darauf gesetzten Hoffnungen zu verwirklichen beginnt, fehlt es noch immer an einem zusammenfassenden Werke über diese Kolonie. An Schriften, die einzelne Teile des Schutzgebiets behandeln, ist kein Mangel. Ein Blick in die alljährlich erscheinende „Deutsche Kolonialliteratur“ von Maximilian Brose zeigt, welche Unflut von Büchern, Broschüren und Aufsätzen der Kolonie fortgesetzt gewidmet wird; sie alle beschäftigen sich aber nicht mit dem ganzen Lande in seinen gesamten Verhältnissen und Beziehungen, sondern entweder mit einem bestimmten Distrikt, wie das vorzügliche Werk von S. Passarge, der nur Adamaua erforscht hat, oder von F. Hutter, der nur den Nordwesten behandelt, oder aber sie greifen eine bestimmte Materie heraus, wie die wertvolle Broschüre des geheimen Regierungsrats Prof. Dr. Wohltmann über den Plantagenbau, oder sie tragen endlich lediglich den Charakter einer Reiseschilderung, die nur über das unmittelbar am Reiseweg Gelegene und im flüchtigen Vorbeimarsch Ermittelte berichtet.

Die große Zahl derartiger Einzelarbeiten machte es selbst dem Fachmann schwierig, die Literatur regelmäßig zu verfolgen und seine Kenntnis von dem Schutzgebiete entsprechend zu erweitern. Für das große Publikum vollends war eine zufassende Darstellung, durch die es über die natürlichen Verhältnisse und die wirtschaftlichen Fähigkeiten der Kolonie ein-

gehend, übersichtlich und schnell orientiert wird, schon längst ein dringendes Bedürfnis.

Nun sind zwar einige kleinere Darstellungen des gesamten Schutzgebietes vorhanden; aber bei ihrem geringen Umfang vermögen sie natürlich in den ungeheueren Stoff nur wenig einzugehen. Ich will damit durchaus nichts Abfälliges über diese Arbeiten gesagt haben. Es kann kaum etwas Besseres geschrieben werden als der Abschnitt „Kamerun" in Professor K. Hasserts Werke über Deutschlands Kolonien. Auch F. Hutters Arbeit in dem Sammelwerke „das Überseeische Deutschland" verdient ebenso Anerkennung wie R. Fitzners kurze Skizze in seinem „Kolonial-Handbuch". Die neueste Veröffentlichung endlich, aus der Feder des Konsuls C. René, im übrigen korrekt und angenehm lesbar, legt das Schwergewicht auf die Tsádsee-Eisenbahn, der der größte Teil des Buches gewidmet ist.

Seit 15 Jahren mitten im kolonialen Leben stehend und durch meine frühere amtliche Tätigkeit bei der deutschen Kolonialgesellschaft, besonders durch die Redaktion der „Deutschen Kolonialzeitung" und der „Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft" in fortwährender engster Fühlung mit fast allen, die je in dieser Zeit mit Kamerun zu tun hatten, durch langjährige eigene Studien mit allen Seiten der Materie völlig vertraut geworden, glaubte ich es wagen zu können, nicht nur alles vorhandene literarische Material zu einem Gesamtbilde der Kolonie zusammenzufassen, sondern auch die Ergebnisse meiner eigenen Arbeiten mit hinein zu verweben. So darf ich hoffen, auch denen manches neue darzubieten, die sonst mit den Verhältnissen des Schutzgebietes vertraut sind.

Wenn es mir gestattet ist, noch einen Augenblick bei meiner Person zu verweilen, so möchte ich noch anführen, daß ich zur Beurteilung der geistigen und seelischen Fähigkeiten der Eingeborenen um deswillen besonders befähigt zu sein glaube, weil ich manches Jahr darauf verwendet habe, mich mit ihren Sprachen und ihrer Volksliteratur gründlich bekannt zu machen, eine Kenntnis, die den meisten Kamerunkennern abgeht, was

sie zu schiefen Urteilen verleitet. Eine Grammatik und ein Wörterbuch der Dualasprache (Heidelberg 1904), eine dreisprachige Grammatik nebst Wörterbuch der Haussasprache (Heidelberg 1905), eine kurze Grammatik der Bakwirisprache (Berlin 1903) und kleinere, in meiner Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen veröffentlichte Aufsätze sind die ersten Früchte dieser Studien gewesen, denen ich bald noch weitere hinzufügen zu können hoffe. Die Überzeugungen, die ich aus diesen Arbeiten gewonnen hatte, habe ich später Gelegenheit gehabt, im persönlichen Verkehr mit Eingeborenen verschiedener Stämme nachzuprüfen. Auch darf ich wohl hervorheben, daß ich neben F. Hutter der erste gewesen bin, der eine ausführliche Darstellung der Sitten und Gebräuche eines der Bantustämme unserer Kolonie, der Bakwiri, gegeben hat.

Diejenigen aber, die die Güte haben wollen, mir hiernach von vornherein eine gewisse Kenntnis des Gegenstandes zuzugestehen, möchte ich noch in einer anderen Richtung beruhigen. Ich bin stets Anhänger einer deutschen Kolonialpolitik gewesen, aber kein blinder Schwärmer. Meine Leser dürfen nicht glauben, daß ich mit diesem Buche darauf ausgehe, durch rosig gefärbte Schilderungen Proselyten für eine faule und vielfach schon diskreditierte Sache zu machen. Wer die letzten Kapitel des Buches liest, wird sehen, daß ich bemüht gewesen bin, mich der größten Sachlichkeit zu befleißigen, daß ich Schwächen und Fehler unserer Kolonialpolitik nicht bemäntele und hinsichtlich der wirtschaftlichen Fähigkeiten Kameruns von Schönfärberei weit entfernt bin. Ich stehe auch weder im Dienste eines Kamerununternehmens noch einer kolonialen Partei und brauche daher mein Urteil nicht durch Rücksichten trüben zu lassen.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen bitte ich den Leser noch für einige nebensächliche Bemerkungen um Gehör. Dem Buche ist keine Karte beigegeben worden (außer einer Völkerkarte); es kann aber ohne Karte nicht mit Nutzen gelesen werden. Jeder gute Atlas enthält indessen jetzt bereits eine Spezialkarte von Kamerun. Wem das nicht genügt, dem empfehle ich den „Kleinen deutschen Kolonialatlas“ (Berlin,

Dietrich Reimer). Den weitgehendsten Ansprüchen genügt der (im gleichen Verlage erschienene) Kolonialatlas von Kiepert oder der von P. Langhans.

Auch hinsichtlich der Illustrationen habe ich mich eingeschränkt, da schon zahlreiches Bildermaterial über die Kolonie vorliegt. Waffen und Geräte habe ich daher z. B. ganz bei Seite gelassen, aber dem Leser, der sich dafür interessiert, die Stellen genau nachgewiesen, wo er derartige Bilder findet.

Die Rücksicht auf den Raum verbot ein Eingehen in allzu weitab liegende Einzelheiten. In solchen Fällen habe ich dem Leser in den am Schluß des Buches gegebenen Anmerkungen und Zusätzen den Weg zu weiterer Belehrung gewiesen. Dort haben auch viele kritische Bemerkungen Platz gefunden, und dort sind auch die Quellen angegeben, aus denen ich gegebenenfalls geschöpft habe.

Ein sehr ausführliches Inhaltsverzeichnis ist für ein Buch wie das vorliegende unentbehrlich. Seine systematische und übersichtliche Anordnung wird, wie ich hoffe, dem Benutzer ebenso gut Dienste leisten wie das Schlagwortregister, das sich am Schluß des Buches findet.

Sollte es dem Buche beschieden sein, unserer schönen und vielversprechenden Kolonie neue Freunde zuzuführen, so würde ich mich für die große Mühe, die es mir gemacht hat, vollauf entschädigt fühlen.

Zum Schluß möchte ich nicht verfehlen, der Verlagshandlung meinen besonderen Dank auszusprechen, die nichts unterlassen hat, um das Buch in ein ansprechendes Gewand zu hüllen.

Steglitz, im Dezember 1905.

Der Verfasser.

Inhalt.

Verzeichnis der Karten und Abbildungen.

Karte:

Einschalt-Bilder:

Textbilder:

Für die Überlassung der Originale bin ich der Gesellschaft „Nordwest-Kamerun“ zu Danke verpflichtet. Doch stammen die Nr. 2, 4, 6, 9 der Einschalt- und 3, 5, 6, 12, 13, 14, 15 der Textbilder aus den Sammlungen des „Deutschen Kolonialhauses“ zu Berlin.

I. Zur Geschichte von Kamerun.

Aus der Vorgeschichte.

Schon in alter Zeit hatten die Griechen und Römer einige Kunde von unserem Kamerungebiet. Im 42. Kapitel des vierten Buches seines großen Geschichtswerkes erzählt Herodot (um 450 v. Chr.) von einer Umsegelung Afrikas durch phönizische Männer auf Befehl des ägyptischen Königs Necho. Sie segelten, etwa 600 vor Chr. Geburt, aus dem Roten Meere ab, landeten, so oft die Saatzeit kam, und erwarteten die Ernte. Drei Jahre währte die Fahrt, und durch die Säulen des Herkules kehrten sie über das Mittelländische Meer nach Ägypten zurück. Da ihre Fahrzeuge sie zwangen, sich in der Nähe der Küsten zu halten, so werden sie vermutlich — sofern der ganze Bericht glaubwürdig ist — auch die Küste unseres Schutzgebietes gesichtet haben. Doch wird Näheres nicht darüber berichtet.

Eine neue Fahrt, in entgegengesetzter Richtung, unternahm zwischen 465 und 450 v. Chr. der Karthager Hanno, Hamilkars Sohn. Es steht fest — obwohl die Berichte der Alten unklar und dürftig sind — daß er bei dieser Fahrt die Mündungen des Senegal und des Gambia, sowie das grüne Vorgebirge (Cap Verde) berührt hat. Streitig ist dagegen, wieweit sein Unternehmen ihn schließlich geführt haben mag. Während die einen annehmen, daß er nur bis zur Scherboroinsel an der Sierra-Leoneküste ($7^1/_2{}^0$ n. Br.) gelangt sei und den Kamerunberg nicht gesehen haben könne,[1]) ist neuerdings auf Grund

der Schlußsätze des Hannoschen Reiseberichts die Behauptung aufgestellt worden, daß die Karthager bis in die Biafrabai vorgedrungen wären.

Es heißt nämlich in dem Berichte: „Wir fuhren an einem ganz feurigen Lande vorbei, welches voll von Dünsten war. Sehr große feurige Ströme aber ergossen sich von hier ins Meer. Wegen der Hitze konnte man das Land nicht betreten; von Furcht ergriffen, schieden wir unverzüglich von hier. Nach viertägiger Fahrt gewahrten wir nachts das Land mit Flammen erfüllt. In der Mitte aber war ein besonders hoch reichendes Feuer, größer als die übrigen, das anscheinend bis zu den Gestirnen reichte. Tags über aber zeigte es sich als ein sehr hoher Berg, der „Götterwagen“ (θεῶν ὄχημα) genannt wird.“

Auch wenn man zugibt, daß es sich hier um Steppenbrände und vielleicht auch um vulkanische Ausbrüche gehandelt habe, so würde damit noch keineswegs die Gegend des Kamerunbergs bestimmt bezeichnet sein, da Steppenbrände auch sonst an der afrikanischen Küste von der See aus beobachtet werden können und andererseits Spuren früherer vulkanischer Tätigkeit auch noch an anderen Stellen der westafrikanischen Küste nachgewiesen worden sind.

Nun hat aber neuerdings Kapitänleutnant Vanselow, Führer S. M. Fahrzeugs „Nachtigal“, durch Fahrtberechnungen und -beobachtungen wahrscheinlich zu machen gesucht, daß Hannos Fahrt tatsächlich bis in die Bai von Biafra gegangen ist. „Die Feuer- und Dampferscheinungen, sagt Hutter, der Vanselows Ergebnisse vollständig adoptiert [2]), kann jeder, der die westafrikanische Küste in der Trockenzeit bis Kamerun entlang fährt, heute noch beobachten, wie der Karthager vor (fast) 2500 Jahren. Sie sind nichts anderes als die gewaltigen Grasbrände und die sich aus ihnen entwickelnden ungeheuren Rauchmassen; das „besonders hoch reichende Feuer“ ist nichts anderes als gleichfalls ein mächtiger Grasbrand auf dem oberen Drittel eben des Kamerunberges. Auch das kann man heutzutage noch in jeder Trockenzeit beobachten. Das Bild „feurige Ströme“ ist tatsächlich der treffendste Vergleich, der für die an einem

Hang sich hinauf- oder hinabziehenden Brände gefunden werden kann; jeder, der diese Erscheinung nur einmal zu Gesicht bekommen hat, vergleicht sie unwillkürlich mit einem sich ergießenden Lavastrom. Und schließlich: Hanno nennt den Berg „Träger der Götter" — heute heißen die Eingeborenen den Kamerunberg Monga ma loba, d. i. „Berg des Gottes."

Ich kann diese Schlußfolgerungen nicht besonders zwingend finden, wenn auch die Tatsachen richtig sind. Ein Steppenbrand auf dem Kamerunberg und in den umgebenden Ebenen hätte die Karthager nicht „wegen der Hitze" am Landen gehindert. Man müßte also schon mindestens heftige vulkanische Eruptionen mit in Rechnung ziehen. Und ferner heißt *θεῶν ὄχημα* nicht „Träger der Götter" (sondern: Götterwagen) und andererseits Mongo ma loba eben nicht dasselbe, sondern nur „Gottesberg", Kilima-Ndjaro, ein Name, der öfter in Afrika vorkommt. Das Zusammentreffen ist also nicht sehr frappant.

Plinius ist der erste, der den Niger nennt, von dem also die Römer Kunde gehabt haben müssen, und Claudius Ptolemaeus (ca. 150 n. Chr.) verzeichnet ihn bereits auf seiner Karte und läßt ihn in den Nigritissee münden.

Zur Zeit des arabischen Geographen Edrisi (um 1154 n. Chr.), also etwa 1000 Jahre später, war die Kenntnis dieser Gegenden, wie es scheint, noch nicht im geringsten weiter fortgeschritten. Im Gegensatz zum ägyptischen Nil nennt allerdings auch er den Neger-Nil (Niger), den er an der Westküste Afrikas münden läßt.

Erst das fünfzehnte Jahrhundert brachte weitere Aufklärungen. Die afrikanischen Entdeckungen der Portugiesen, die diesem Jahrhundert angehören, knüpfen sich vor allem an den Namen des vierten Sohnes Johanns des Ersten, des Infanten Heinrich (1394—1460), dem die Geschichte den Beinamen des Seefahrers gegeben hat. Um das Jahr 1415 hatte der Infant von dem Karawanenverkehr zwischen Marokko und den Senegalländern gehört, durch den alljährlich etwas Gold in den Norden Afrikas gelangte. Das Goldland jenseits der Wüste aufzusuchen, den Handel und die Machtstellung

Portugals dadurch zu erweitern und zu kräftigen, war nun der mit Beharrlichkeit verfolgte Plan des Prinzen. Als fernere Ziele winkten der mächtige, westliche Arm des Nil, den die damaligen Karten noch immer angaben; er mußte einen bequemen, in nicht zu großer Ferne liegenden Zugang zu dem Reiche des sagenhaften Johannes öffnen, das man damals schon nicht mehr in Hochasien, sondern in Abessinien suchte. Ob der Prinz noch selbst den Plan der Aufsuchung des Seeweges nach Indien gefaßt hat, erscheint doch zweifelhaft. Nur sehr langsam erweiterte sich an der afrikanischen Westküste der Kreis des Bekannten; erst 1434 gelang die Umsegelung des Kap Bojador.

Als der Infant 1460 starb, hatten seine Entdeckungsschiffe nur eben den Rio Grande passiert. Erst unter König Johann II. wurden die Fahrten wieder energischer betrieben. An der Goldküste wurde ein Fort angelegt; Diego Cão erreichte das Kap Croß (21° s. Br.), und Bartolomeo Diaz gelang es, das „Kap der Stürme", dessen Namen der König bedeutungsvoll in „Kap der guten Hoffnung" abänderte, 1487 zu umfahren.[3]) Diego Cão verfolgte seine Küstenfahrt über Sierra Leone hinaus bis zur Mündung des Kongo (oder Zaïre, wie er diesen Fluß benannte). Eine Reihe gewaltiger Ströme sah er auf dieser Fahrt sich ins Meer ergießen. So segelte er bis in die Höhe des jetzt Rio del Rey genannten Flusses. Da tauchte vorwärts gerade über dem Bug des nach Osten strebenden Schiffes ein blauer Gipfel aus dem Meere auf. Zugleich hob sich rechts aus dem Fluß ein mächtiger Gebirgsstock. Das Schiff mußte sich nach Südost wenden und glitt nun durch ein weites Felsentor: links ragte der Kamerunberg fast an 4000 m in die Höhe, rechts das Massiv des Clarence Pik auf der Insel Fernando Poo. Der Hafen des heutigen Viktoria mag es wohl gewesen sein, in dem der Portugiese, dessen Reisen in die Jahre 1482—86 fallen, Ankergrund fand.[4]) Ambozer und Kalbanger nennt er die damals am Kamerungebirge wohnenden Eingeborenenstämme, Namen, die heute völlig verschollen sind, und von denen wir nicht mehr wissen, welchen Völkern sie eigneten.

Martin Behaims Karte von Afrika (1491—93) zeigte denn auch nach diesen Entdeckungen bereits die charakteristische große Einbuchtung der afrikanischen Westküste, die Bai von Biafra, den Niger und einen großen See, dem er entströmt (Tsâdsee?).

In der Zeit von 1500—1750 wurde die Kenntnis des afrikanischen Kontinents hauptsächlich durch Kaufleute und Missionare weiter gefördert. Doch drang man meist über einen schmalen Küstenstrich nicht hinaus. Erst im 18. Jahrhundert beginnt die Ära wissenschaftlicher Reisen. Auf der Afrikakarte des Holländers Dapper (1670), die infolge kritikloser Aufnahme der mannigfaltigsten Angaben vielerlei Sonderbarkeiten aufweist, finden wir den Niger wieder mit dem Senegal vereinigt[5]) (was Behaim schon überwunden hatte), aber wir treffen auch bereits die Namen Biafara, Rio Calabri (Kalabar-Fluß), Rio das Camaronas (Kamerun-Fluß) und im Innern die Stadt Cano und den Bornosee (= Tsâdsee), ein Anklang an das heutige Bornureich. Für den weitreichenden Ruf dieses letzteren ist es übrigens bezeichnend, daß schon der Araber Edrisi (1154 n. Chr.) die Hauptstadt desselben: Kuku (statt Kuka) verzeichnet. Der französische Kartograph d'Anville lieferte sodann im Jahre 1761 eine kritisch gesäuberte Karte des dunkeln Erdteils, die indessen hinsichtlich der Länder an der Biafrabai einen Rückschritt bedeutete, da sie tatsächlich zuverlässiges Material nicht mehr berücksichtigt.

Weit reichhaltiger und richtiger war aber bereits die Karte Rennells (1790), obwohl alles zu weit nach Osten gerückt ist. So kommt Bornu nordöstlich vom Gebirgsland von Tibesti, Bagirmi nördlich von Wadai, Timbuktu mit dem Niger unter den 20° n. Br. zu liegen.

Am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts beschäftigte auf Anregung der zu London im Jahre 1788 begründeten Society for Promoting the Discovery of the Interior Parts of Africa (d. i. Gesellschaft zur Beförderung der Erforschung Innerafrikas) die Lösung des Niger-Problems zahlreiche Forscher. Es seien hier nur die Namen Mungo Park, Friedrich Hornemann, Oudney, Denham, Clapperton,

Lander genannt. Manches fiel dabei auch für das äußerst Hinterland unserer Kolonie mit ab, besonders für die Erforschung der Gegenden um den Tsadsee, den Benue usw.

Aber erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts setzte die eigentliche Afrikaforschung ein. Bis dahin waren vom Innern Afrikas immer erst verhältnismäßig geringe Teile genauer bekannt. Dahin gehörten im Norden das Atlasgebiet mit Ausnahme Marokkos, Tripolitanien und Fessan, einzelne Teile der Cyrenaica, dann Ägypten, Nubien und der Lauf des Nil bis 4° 22′ n. Br. Man hatte Kordofan und Dar Fur besucht, die Quellen des Blauen Nil entdeckt, Abessinien mehrfach durchreist. Durch die Wüste zogen sich zwei Reiserouten, die eine von Mursuk nach Kuka, die andere von Tafilelt nach Timbuktu. Senegambien war bis zum Niger bekannt, dieser selbst streckenweise befahren, mehrere der Reiche des inneren Sudan waren besucht worden. In Guinea kannte man nur kleine Teile des Hinterlandes der Goldküste, das Reich der Aschanti mit der Hauptstadt Kumassi sowie das Yoruba-Land, in Südafrikas Westen die Küsten und einen Teil des Innern der Kolonie Angola, endlich den inneren Süden bis zum Limpopo und in Ostafrika die beiden großen Schneeberge.[6]) Die Seen im Innern aber hatte noch kein Europäer gesehen, und von Kamerun wußte man noch fast garnichts.

Der ganze westliche Sudan wurde in einem Zeitraume von fünf Jahren (1850—1855) von Heinrich Barth, dem größten Afrikareisenden aller Zeiten, in mustergültiger Weise, z. T. mit Unterstützung von Overweg, erforscht. Er besuchte u. a. auch Katsinna und Kano im Reiche Sokoto und bereiste die Landschaft Adamaua, die heute zum größten Teil unter deutscher Herrschaft steht. Die Umgegend des Tsadsees erforschte der Astronom Eduard Vogel. Bornu besuchte auch der bekannte Forschungsreisende Gustav Nachtigal. Alle diese Reisen und Forschungen hielten sich also immer noch in den äußersten Grenzgebieten der Kolonie, wenn man von Barths Ausflug nach Adamaua absieht.

Zur Geschichte der wissenschaftlichen Erforschung seit der deutschen Okkupation.[7])

Als Dr. Nachtigal im Jahre 1885 die deutsche Flagge am Kamerun-Fluß hißte, war das Gebiet, das heute die deutsche Kolonie bildet, im großen und ganzen noch so gut wie unbekannt. Selbst von der Küste wußte man wenig, vom Innern aber überhaupt nichts, bis auf die Gebiete unmittelbar südlich vom Tsädsee und das Wenige, was Barth über Adamaua und später Robert Flegel über seine Forschungen im Benue-Gebiet veröffentlicht hatten. Die Orte Donga, Gaschaka, von wo aus Flegel noch einen Vorstoß nach Banyo unternahm, Kontscha, Ngaundere bilden die Grenze, bis zu der er südlich des Benue vorgedrungen ist (1882).

An der Küste war indessen der majestätische Kamerunberg, der vom Seegestade unmittelbar zu einer Höhe von fast 4000 m ansteigt, schon früher das Ziel der Aufmerksamkeit zahlreicher Forschungsreisenden gewesen. Bereits im Jahre 1861—62 wurde er von Burton und Mann, 1877 von Comber, 1879 von E. R. Flegel und Kirk, 1886 von Knutson und von Johnston, 1891 von Dr. Preuß und 1895 sogar von einer englischen Dame, Miß Kingsley, bestiegen. Zum Zweck zoologischer Forschungen hatten sich ferner in den Jahren 1872—75 die deutschen Naturforscher Dr. Buchholz, Dr. Reichenow[8]) und Dr. Lühder an der Küste aufgehalten.

Einiges Licht über die der Küste zunächst gelegenen Landschaften verbreiteten zur Zeit und kurz nach der deutschen Be-

sitzergreifung die kleineren Reisen von Dr. Nachtigal, Dr. Max Buchner[9]) und dem Korrespondenten der Kölnischen Zeitung Hugo Zöller[10]), der in Begleitung der beiden Polen Rogozinski und Janikowski eine neue Besteigung des Kamerunbergs ausführte, ferner die Exkursionen des Dr. Passavant und Dr. Pauli[11]), E. Beyrich[12]), Dr. Zintgraff, des Gouverneurs von Soden, des Kanzlers von Puttkamer und der Offiziere der in Kamerun stationierten deutschen Kriegsschiffe.[13])

Aber die Erforschung des Innern blieb besonderen, von der deutschen Regierung ausgesandten Expeditionen vorbehalten. Es sollte 1885 gleichzeitig der Versuch gemacht werden, von der Küste aus bis zum Benue vorzudringen, wie auch von diesem Flusse aus umgekehrt die Küste zu erreichen. Mit der ersteren Aufgabe wurde Dr. B. Schwarz[14]) betraut, der aber nur den Mungo aufwärts bis Kimendi gelangte und dann umkehrte, weil er glaubte, die dortigen Bakundu wollten ihm mit den Waffen entgegentreten. Die andere Expedition sollte der durch seine verdienstvollen Forschungen in Adamaua bekannt gewordene Ed. Rob. Flegel führen; ihm waren Dr. Gürich, Dr. Semon, P. Staudinger und E. Hartert beigegeben.

Aber England war wieder einmal rascher gewesen als Deutschland. Während dieses plante, hatte jenes gehandelt. Am 5. Juni 1885 bereits traf in Berlin die Mitteilung von London ein, daß England das ganze Küstengebiet von Lagos bis zum Rio del Rey, die Gebiete auf beiden Niger-Ufern bis zum Benue und auf beiden Ufern dieses Nebenflusses von seiner Einmündung in den Niger bis Ibi unter seine Schutzherrschaft gestellt habe.

Im Oktober 1885 legte Flegel eine Station am Einfluß des Tarabba in den Benue an. Als er aber weiter stromaufwärts ging, stieß er auf den entschiedensten Widerstand der englischen Agenten, die behaupteten, durch etwa 200 Verträge mit den Eingeborenen das gesamte Ufergebiet des Niger und Benue bis Yola erworben zu haben. Da Flegel bald darauf starb, Gürich und Semon krank nach Europa zurückkehrten und

Staudinger und Hartert sich den Haussaländern zuwandten, so war der Zweck dieser Expedition, auf die man von kolonialpolitischer Seite große Hoffnungen gesetzt hatte, völlig verfehlt. Zwar fand sich in Flegels Nachlaß noch eine große Zahl arabischer Schriftstücke vor, die man für wertvolle Verträge hielt. Als ich aber die mir damals vorgelegten, in barbarischem Arabisch abgefaßten Dokumente mit großer Mühe entziffert hatte, ergab sich, daß es gleichgültige Begrüßungs- und Benachrichtigungsschreiben eingeborener Häuptlinge in Adamaua waren, die politisch nicht den geringsten Wert hatten.

Diese vergeblichen Versuche schreckten die deutsche Regierung nicht ab, das Ziel der Erforschung des Hinterlandes von Kamerun weiter im Auge zu behalten. Es wurden 1887 zwei neue Expeditionen ausgerüstet, welche größere Erfolge aufzuweisen hatten; die eine wandte sich dem südlichen, die andere dem nördlichen Kamerungebiet zu. Erstere stand unter der Leitung des Premierleutnants (späteren Hauptmanns) R. Kund, welchem Leutnant Hans Tappenbeck und Dr. Bernhard Weißenborn beigegeben waren; letztere wurde von Dr. Zintgraff geführt, dem sich Premierleutnant (später Hauptmann) Zeuner anschloß.

Die Kundsche Expedition verließ Kribi an der Südküste am 7. November 1887, drang durch den Urwald vor bis aufs innere Hochland, hierauf durch das Yaúndegebiet bis zum Sannaga-Fluß und über diesen hinaus nach Norden bis zu den ersten Ansiedelungen der Sudanneger. Im März 1888 traf sie an der Küste wieder ein. Ein zweiter Vorstoß führte 1889 zur Gründung der Yaunde-Station, die von nun an den wichtigsten Stützpunkt für die weiteren Forschungen im südlichen Kamerungebiet bildete. Da Dr. Weißenborn, zur Umkehr genötigt, am 21. Februar 1889 in Kamerun starb, und Hauptmann Kund wegen Krankheit nach Europa zurückkehren mußte, so blieb Leutnant Tappenbeck allein in Yaunde zurück. Er machte einen zweiten Versuch, über den Sannaga nach Norden vorzudringen, mußte aber umkehren und fand gleichfalls seinen Tod in Kamerun (am 26. Juli 1889).

Die Ergebnisse der Forschungen von Kund, Tappenbeck und Weißenborn lassen sich kurz in Folgendem zusammenfassen:[15])

Über eine im Süden schmale, nach Norden zu breiter werdende, hauptsächlich aus sekundären Lateriten bestehende Küstenterrasse steigen wir im südlichen Kamerungebiet empor zur ersten Terrasse, deren Boden wesentlich zersetztes Urgestein, also primärer Laterit ist. Ein deutlich ausgeprägtes Randgebirge, aus Granit, Gneis und krystallinischen Schiefern gebildet, scheidet diese Terrasse von den inneren Hochebenen. Entsprechend dem zweifachen Absturz des Landes gegen Westen hin lassen sich auch zwei Zonen von Wasserfällen unterscheiden, durch welche jedesmal die vom Hochlande herabkommenden Flüsse das niedere Niveau erreichen. Die von der Expedition entdeckten beiden Flüsse, der Nyong und der Sannaga, sind daher für die Schiffahrt nicht oder doch nur in beschränktem Maße verwertbar. Die niederen Teile des Landes bis zum Randgebirge sind größtenteils von dichtem Urwald bedeckt, im Innern herrschen Parklandschaft oder Savannen vor. Urwald und Savanne zeigen auch in ihrer Fauna bemerkenswerte Unterschiede. In ethnographischer Beziehung ist hervorzuheben, daß die Expedition in dem Urwaldgebiete Vertreter eines hellgefärbten Zwergvolkes, der Bojaeli, antraf, die keine festen Ansiedlungen besitzen und hauptsächlich von der Jagd leben. Nördlich vom Sannaga wurde dann die Grenze zwischen Bantunegern und Sudannegern erreicht.

Durch diese Feststellungen der Kundschen Expedition wurden also die Grundzüge der Geographie dieses Gebietes völlig aufgeklärt.

Auch die Zintgraffsche Expedition[16]) war erfolgreich. Am 1. Mai 1886 trat Zintgraff seine erste Ausreise an. Seine Aufgabe war, zunächst kleinere, aufklärende Reisen ins Land zu unternehmen, um dann nach gewonnenem Überblick Expeditionen in das entferntere Hinterland ins Leben zu rufen. Der erste dieser kleineren Vorstöße ging den Wuri aufwärts, ein gutes Stück über Yabassi in der Bodiman-Landschaft hinaus bis Manga

Mena und Buti. Der zweite und dritte führte den Forscher in den nördlichen Nebenfluß des Wuri, den Dibombe, bis zu dessen Stromschnellen, von da ins bergige Gebiet der Bakossi und bis nach Nyansoso, dem bedeutendsten Ort des Bafaramani-Stammes. Die vierte, ausgedehnteste Küstenexpedition unternahm Zintgraff in die Gegenden des Kamerungebirges und durchzog die Gebiete der Bakwiri, Bamboko und Barundu, erschloß also den Ost-, Nord- und Westabhang des massigen Gebirgsstocks.[17])

Im Dezember 1887 brach Zintgraff endlich ins Innere auf und zog vom Rio del Rey aus am Nordabhang des Kamerungebirges entlang, während Zeuner den Mungo-Fluß aufwärts bis Mundame fuhr, wo er sich mit Zintgraff wieder vereinigte. Am Elefanten-See legte Zintgraff als erste Etappe für das weitere, stetige Vordringen nach Norden die Barombi-Station an. Zeuner blieb hier zurück und erlag am 23. April 1890 dem tückischen Klima.

Noch im Jahre 1888 unternahm Zintgraff zwei Vorstöße nach Norden. Der eine führte ihn in das Gebiet der Batom, der andere bis ins Banyangland, das Quellgebiet des Kalabar-Flusses, wo er über drei Wochen in Ntok-Difang gefangen gehalten und schließlich von dem Häuptling zur Umkehr genötigt wurde.

Aber schon am 19. Dezember 1888 brach der unermüdliche Forscher mit 175 Mann aufs neue auf, erzwang in mehrtägigen Gefechten den Durchzug durch das Gebiet der Banyang, erstieg am 12. Januar 1889 den Steilabfall der westinnerafrikanischen Hochebene und hatte damit den Südrand der Südgrenzgebiete West-Adamauas erreicht. Nach einem weiteren Tagemarsch erreichte er den mächtigen Stamm der Bali, wo er, abermals durch den Häuptling Garega — wenn auch in den freundlichsten Formen — am Weitermarsch gehindert, in 1340 m Meereshöhe die Station Baliburg anlegte. Es gelang ihm schließlich, den Widerstand Garegas zu besiegen. Ueber Bandeng und Bafut erreichte er nach Ueberschreitung des Oberlaufes des Katsinna-Allah, eines Nebenflusses des Benue, durch unwirtliche, menschenleere Gegenden maschierend,

am 8. Mai ein Grenzdorf des Sultanats Takum und trat damit in das eigentliche Adamaua ein.

Am 28. Mai gelangte er nach Donga und gewann damit den Anschluß an Flegels Reisen. Ueber Okari erreichte er alsdann auf dem Flegelschen Reisewege Ibi am Benue, eine Handelsstation der Royal Niger Company. Ueber Bakundi wandte er sich dann nach Gaschka (so Flegel, Zintgraff schreibt Gäschaka). Die geplante Weiterreise nach Banyo wollte indessen der Sultan von Gaschka ohne Genehmigung des Obersultans in Yola nicht zulassen. Ein Ausflug nach Yola zur Erlangung dieser Erlaubnis verlief ergebnislos, und Zintgraff kehrte nun nach Baliburg zurück, das er zum Mittelpunkt für die künftige Verwaltung dieser Gegenden und zugleich zum Stütz- und Ausgangspunkt für weitere wirtschaftliche und wissenschaftliche Unternehmungen gegen den Benue hin ausersehen hatte.

Das Auswärtige Amt billigte seine Pläne und mit Leutnant von Spangenberg und 375 Trägern brach er abermals von der Küste nach Baliburg auf, wo er am 9. Dezember 1890 eintraf. Ein Kriegszug gegen das 20 km entfernte Bandeng verlief aber unglücklich und zwang zum Rückmarsch nach der Küste, gelegentlich dessen im Gebiete der Banyang die Mi-Yimbi-Station angelegt wurde. Nach der Barombi-Station brachte ihm auf sein Ersuchen an das Auswärtige Amt Premierleutnant (später Hauptmann) F. Hutter 2000 Jägerbüchsen M/71 und 80 000 Patronen. Am 28. Juni 1891 begann aufs neue der Vormarsch, wegen der Schwäche der Expedition in Etappen. In Dikumi wurde die Batom-Station begründet, und trotz der Meuterei der Träger gelang es den beiden Reisenden, mit Hilfe von 300 von Garega ihnen entgegengesandten und vom Expeditionsmeister Carstensen geführten Bali-Leuten ihre Lasten unversehrt ins Bali-Land zu schaffen, dessen Häuptling treu zu den Deutschen hielt und der sich am 28. August 1891 durch Vertrag förmlich unter die Oberhoheit Deutschlands stellte.

Zunächst wurden einige Dörfer bestraft, die sich gelegent-

lich des früheren Zuges gegen die Bandeng verräterisch benommen hatten. Sodann begann Hutter aus den kriegerisch veranlagten und tapferen Bali eine Schutztruppe zu schaffen und zu soldatischem Drill, zum Gehorsam und zur Feuerdisziplin heranzubilden. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen.

Während die Station Baliburg von Hutter vollständig ausgebaut wurde, legte Zintgraff in außerordentlich günstiger



Das Randgebirge in Nord-Westkamerun.

Lage, das ganze Banyang-Land beherrschend, die Tinto-Station an, einen Tagemarsch südlich der inzwischen aufgehobenen Mi-Yimbi-Station in Nguti. Ein siegreiches Gefecht, das Hutter den Banyang lieferte, machte die Straße von Baliburg bis Mundame völlig frei. Die Vorbedingungen für Zintgraffs Pläne, Handelsbeziehungen mit den Bali anzuknüpfen und Soldaten für die Schutztruppe wie auch Arbeiter für die Plantagen unter ihnen anzuwerben, waren damit geschaffen.

Aber die Regierung ging nicht den ihr eröffneten Weg; die Anlage wurde ihr — „zu teuer", die Stationen wurden 1893 wieder eingezogen und das Erreichte vernichtet. Drei Jahre später unternahm Zintgraff in Begleitung des Dr. Max Esser[18]) noch eine dritte Reise zu den Bali und starb danach (am 4. Dezember 1897) auf Teneriffa an den Folgen der Malaria.

Inzwischen hatte der Premierleutnant (spätere Major) Kurt Morgen[19]) in Südkamerun das Werk der Kundschen Expedition glänzend weitergeführt. Im November 1889 auf der Yaunde-Station angelangt, ließ er seinen Begleiter G. Zenker dort zurück, drang über den Sannaga ins Land der Wute vor, entdeckte den Mbam, des Sannaga wichtigsten Nebenfluß und marschierte auf dem rechten Ufer dieser beiden Flüsse zur Küste zurück. Einen zweiten Zug unternahm er im Jahre 1890 von der Yaunde-Station aus über Ngila, Sanserni-Tibati, Banyo, Gaschka und Bakundi nach Ibi am Benue. Dann kehrte er nach Europa zurück. Am Mbam wurde dann im Jahre 1892 vom Hauptmann Ramsay[20]) die (später wieder aufgegebene) Balinga-Station gegründet. Von dieser Station aus besuchte der Premierleutnant (spätere Rittmeister) von Stetten,[21]) begleitet von Leutnant Häring, im Jahre darauf Sanserni-Tibati und Banyo, von wo er sich nach Yola, der englischen Hauptstadt des deutschen Adamaua-Landes, wandte.

War so durch Zintgraff, Morgen und von Stetten die Verbindung mit Adamaua hergestellt worden, so blieb die eigentliche Erforschung dieser wichtigen Landschaft der Expedition Uechtritz-Passarge vorbehalten.

Das Vordringen der Franzosen von Süden, vom Kongogebiet her, in die Sudanländer, das hauptsächlich darauf berechnet war, französische Interessen im Hinterlande der deutschen Kolonie zu schaffen, gab die Anregung zur Bildung eines „Kamerunkomitees" in Deutschland. Dasselbe entsandte im Jahre 1893 unter Leitung des Leutnants Edgar von Uechtritz eine Expedition, die Adamaua und wenn möglich auch Bagirmi für Deutschland erwerben, diese Länder erforschen und ihre wirtschaftliche Erschließung vorbereiten sollte. Die

wissenschaftliche Forschungstätigkeit war die Aufgabe des (jetzigen Professors) Dr. Siegfried Passarge.[22])

Von Yola aus drang die Expedition zuerst in südöstlicher Richtung bis Bubandjidda, dann in nordöstlicher bis Marrua vor, wandte sich von hier nach Süden, erreichte Ngaundere und gelangte in westlicher Richtung nach Ueberschreitung des Tschebtschi-Gebirges wieder nach Ibi am Benue. In politischer Beziehung blieb der Erfolg der Expedition zwar hinter ihren Aufgaben zurück, aber dieser Mangel wurde durch eine um so reichere Ausbeute auf wissenschaftlichem Gebiete wieder ausgeglichen. Die Kenntnis der geologischen Beschaffenheit, der Vegetation und der ethnographischen Verhältnisse Adamauas, wie wir sie unten schildern werden, verdanken wir hauptsächlich den eindringenden Forschungen Passarges.

Neben diesen größeren Forschungsexpeditionen, die zum Teil mit politischen Absichten verquickt waren, sind Gelehrte, Missionare, Offiziere, Beamte vielfach in enger begrenztem Gebiet aufklärend tätig gewesen und haben damit zur Erforschung der Kolonie oft sehr erheblich beigetragen.

Um die Erforschung der nördlichen Abhänge des Kamerungebirges und der dem Rio del Rey zufließenden Flüsse haben sich die Schweden K. Knutson und G. Valdau verdient gemacht. Sie entdeckten auch den Soden-See, einen zweiten Kratersee neben dem Elefantensee. Nördlich vom Kamerungebirge arbeiteten auch zwei andere Schweden, der Geologe P. Dusén und der Zoologe Y. Sjöstedt, der die Vögel- und Säugetierfauna des nordwestlichen Kamerungebiets studierte.[23])

Das Kamerungebirge und die Flußsysteme des Rio del Rey-Distriktes waren auch das Forschungsgebiet des bekannten englischen Reisenden (und zeitweiligen Vizekonsuls in Kamerun) H. H. Johnston.[24]) Unvergleichlich viel größer sind die Verdienste des Dr. Preuß[25]), der zuerst auf der Barombi-Station weilte, später den botanischen Garten in Viktoria begründete und leitete. Seine Tätigkeit war in erster Linie auf die Erforschung der Vegetation des Kamerungebirges gerichtet. Bis zu zwei Dritteln seiner Höhe ist dies mit tropischem Urwald

bedeckt, darüber aber findet sich eine alpine Flora, die mit der der übrigen afrikanischen Hochgebirge viel Ähnlichkeit zeigt.[26]) Die Bodenverhältnisse in der Umgegend des Kamerungebirges studierte 1896 mit Rücksicht auf den Plantagenbau (der jetzige Geheime Regierungsrat) Prof. Dr. Wohltmann.[27]) Sein günstiges Urteil hat viel zur Belebung der Plantagenwirtschaft in Kamerun beigetragen.

In dem Gebiete zwischen Mundame und Baliburg hat L. Conrau durch seine Routenaufnahmen das von Zintgraff entworfene Kartenbild wesentlich vervollständigt.[28]) Am wenigsten bekannt ist noch das mittlere Kamerungebiet. Hier ist der Missionar Autenrieth[29]) am weitesten vorgedrungen und hat festgestellt, daß die schon von Zintgraff und Zeuner besuchten Nkossi-(Bakossi-)Berge, die noch vulkanischen Charakter besitzen und sich im Kupeberg bis zu 3000 m erheben sollen, nach Osten als Manenguba-Gebirge sich fortsetzen und das Quellgebiet des Wuri und Mabombe (Dibombe) bilden. Eine genauere Aufnahme des Laufes des unteren Mungo und des Wuri- und Abo-Flusses lieferte Bauinspektor Schran.[30])

Im südlichen Kamerungebiet stellte Bergassessor B. Knochenhauer[31]) wertvolle geologische Untersuchungen an. Danach besteht der Boden der Küstenterrasse aus sekundären Lateriten, welche den aus Glimmerschiefern hervorgegangenen primären (eluvialen) Laterit überlagern. Über ein aus Gneisen und eisenreichen Glimmerschiefern sich aufbauendes Randgebirge steigt man zur Inlandsterrasse empor. Indem die Flüsse dies Randgebirge durchbrechen, bilden sie Stromschnellen und Wasserfälle, wie die Edea-Fälle des Sannaga, die Neven du Mont-Fälle des Njong und die Mabea-Schnellen des Lokundje. Der Sannaga ergoß sich nach Knochenhauer früher durch den Donga-Kriek direkt in das Kamerunbecken, ehe er bei Dibongo den Durchbruch durch die vorgelagerten Höhen erzwang und seinen jetzigen Lauf einnahm.

Über die Vegetation des südlichen Kamerungebietes berichtete der Botaniker J. Braun. Der mehrjährige Leiter der Jaunde-Station, G. Zenker, erforschte Bevölkerung und Tierwelt des

Yaundelandes, während Leutnant (jetzt Hauptmann) Dominik von dort aus das Wuteland erforschte, dessen Bewohner bereits zu den Sudannegern gehören.[32])

Von der Edea-Station aus hat 1897 Leutnant von Stein[33]) den nördlich vom Sannaga gelegenen, mit diesem in Verbindung stehenden Ossa-(Lungasi-)See erforscht. Ganz im Süden sind die beiden Zollbeamten Spaete und Schoene ins Innere bis ins Gebiet der Mpangwe vorgedrungen und haben darüber kurze Berichte geliefert.[34])

In den letzten Jahren haben besonders die großen Konzessionsgesellschaften „Südkamerun" und „Nordwestkamerun" viel zur Aufklärung ihrer Konzessionsgebiete getan und darauf bedeutende Summen verwendet. So gelang es dem Hauptmann Ramsay, bis nach Bamûm, ins Herz von Nord-Westkamerun, vorzudringen. In den Jahren 1902—1903 und 1904 entsandte schließlich das Kamerun-Eisenbahn-Syndikat mehrere Expeditionen unter dem Kaiserlichen Stationschef in Johann-Albrechtshöhe, Richard Romberg, und (die zweite) dem Ober-Ingenieur Mittelstädt zur Aufklärung der ersten Etappe der geplanten deutschen Tsädsee-Eisenbahn: Hickory(Duala)—Nlonakoberg—Manengubagebirge. Auch diese Expeditionen haben zur Erweiterung unserer Kenntnis des Landes mancherlei beigetragen.[35])

Seitdem vollends die Regierung im Hinterlande der Kolonie zwei Residenturen eingerichtet hat, macht die Erforschung auch hier schnelle Fortschritte. Hauptmann Dominik hat das Tsädsee-Gebiet bis weit in das Land der bisher ganz unbekannt gewesenen Heidenstämme an der französischen Grenze bereist und erforscht, Oberstleutnant Pavel die Kolonie von der Küste bis zum Tsädsee durchquert, und auch der Gouverneur von Puttkamer im Jahre 1903 eine Reise in das Tsädsee-Gebiet unternommen.

Soviel aber auch bereits geschehen ist, so darf man sich nicht verhehlen, daß ungeheure Strecken des Landes auch heute erst sehr oberflächlich erforscht und teilweise erst unsicher erkundet

sind. Ja selbst in unmittelbarer Nähe der Küste ist unsere Kenntnis von Land und Leuten, von Klima, Bodengestalt, hydrographischen und geologischen Verhältnissen vielfach noch außerordentlich lückenhaft, und es wird noch langer Zeit und vieler Mühe bedürfen, ehe wir halbwegs genaue Karten und zuverlässige Feststellungen über die natürlichen Verhältnisse der Kolonie in allen ihren Teilen besitzen.

Geschichte der deutschen Besitzergreifung und allmählichen politischen Okkupation.[36])

Die Sorge um die deutschen Auswanderer hat den ersten Anstoß zur Erwerbung deutscher Kolonien gegeben. Besonders in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zogen alljährlich viele, viele Tausende von Heimatmüden, oft bis zu 200 000 in einem Jahre, hinaus in fremde Länder, verloren zum größten Teil ihre Staatsangehörigkeit und ihr Deutschtum und düngten mit ihrem Kapital, ihrer Arbeitskraft, ihrer sittlichen und geistigen Kultur fremder Völker Wirtschaftsgebiet. Welcher Gewinn für das Vaterland, wenn all diesen Fahnenflüchtigen jenseits des Ozeans in deutschen Gebieten gastliche Unterkunft geboten werden konnte, wo sie ihre Nationalität bewahrten und in festem Zusammenschluß ein Bollwerk zum Schutze deutscher Art wurden, statt fremdes Volkstum zu stärken.

Hierzu gesellten sich Erwägungen rein praktischer Natur. Die deutsche Industrie hat in den letzten fünfzig Jahren einen ungeahnten Aufschwung genommen. Sie produziert unendlich viel mehr als das Inland verbrauchen kann und ist daher von Jahr zu Jahr in erhöhtem Maße auf den Export angewiesen. Zwar ist es ihr durch solide Arbeit und kommerzielles Geschick gelungen, die Mitbewerber auf dem Weltmarkt an vielen Stellen erheblich zurückzudrängen und sich nach und nach zahlreiche Absatzgebiete ganz oder teilweise zu erobern. Aber die nie rastende Konkurrenz der übrigen exportierenden Völker und die immer mehr auftauchende Neigung der Importländer zur Errichtung

von Schutzzollschranken legten den Gedanken nahe, Ausschau zu halten nach Gebieten, die man unter die deutsche Herrschaft stellen könnte, um so gegen hohe Einfuhrzölle geschützt zu sein und fremde Konkurrenz leichter bekämpfen zu können.

Andererseits erwogen einsichtige Volkswirte, daß Deutschland für koloniale Genußmittel, wie Kaffee, Tee, Kakao, Vanille, Tabak, und für allerhand Rohstoffe, deren unsere Industrie zur Herstellung ihrer Produkte bedarf, wie Baumwolle, Kopra, Kautschuk, Faserstoffe, alljährlich ungeheure Summen an fremde Völker und ihre Kolonien zahlte und auch heute noch zahlt. Wir beziehen z. B. vom Auslande:

Baumwolle	für	ca.	350	Mill.	Mk.
Kautschuk und Guttapercha	„	„	70	„	„
Tropische Nahrungs- und Genußmittel	„	„	500	„	„
Tropische Nutzhölzer	„	„	8	„	„
Gerbstoffe	„	„	20	„	„
Wachs	„	„	7	„	„
Ölprodukte	„	„	200	„	„
	Summa	ca.	1155	Mill.	Mk.

Weit über eine Milliarde deutsches Geld geht also heute für Produkte ins Ausland, die wir unter erheblichem Nutzen für unser Nationalvermögen aus eigenen Kolonien beziehen könnten.

Das sind die Hauptgründe, durch die Deutschland zur Kolonialpolitik geführt worden ist. Natürlich konnte eine solche Politik mit ihren ausgedehnten Reibungsflächen und angesichts der selbstverständlichen Rivalität der älteren Kolonialvölker nur von einem innerlich gefestigten und nach außen starken Mutterlande eingeleitet und durchgeführt werden. Vor dem Jahre 1870 wäre sie ein Unding gewesen. Andererseits führte die durch den deutsch-französischen Krieg erworbene Großmachtstellung das neue Deutsche Reich ohne weiteres geradeswegs zur Ära der Weltpolitik, deren Forderungen auch ihrerseits den Besitz möglichst zahlreicher Stützpunkte der deutschen Interessen in der ganzen Welt als erwünscht erscheinen ließen. Das starke deutsche Volk verlangt seinen Anteil an der poli-

tischen und wirtschaftlichen Entwickelung der Welt. Es will mitsprechen im Rate der Völker; denn es hat einsehen gelernt, daß jede Verschiebung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Erdballs nicht ohne Rückwirkung auf Deutschland bleiben kann und daher seine Mitwirkung herausfordert. Dazu heißt es aber jederzeit mit Heer und Flotte gerüstet sein; dazu muß es, um im Falle der Not schnell und nachdrücklich für seine Interessen eintreten zu können, an möglichst vielen Stellen der Erde festen Fuß fassen, um für etwaige kriegerische Operationen geeignete Stützpunkte zur Verfügung zu haben.

Zunächst wurde das sogenannte Lüderitzland, ein Teil des jetzigen deutsch-südwestafrikanischen Gebietes, unter deutschen Schutz gestellt. Dies geschah im Jahre 1884, das also als das Geburtsjahr der deutschen Kolonialpolitik zu bezeichnen ist. Im Wettlauf mit dem argwöhnisch gewordenen England erwarben darauf deutsche Männer Togo und Kamerun, Ostafrika und Kaiser Wilhelmsland in schneller Folge für die deutsche Herrschaft. In wenigen Jahren war der Grund zum „überseeischen Deutschland“ gelegt. Das folgende Jahrzehnt war der Erweiterung, Abgrenzung und vorläufigen Erforschung des Erworbenen gewidmet. Fast das ganze Gebiet zwischen dem Oranje und dem Kunene war in deutschen Besitz gekommen; bis zum Tsâdsee erstreckte sich die deutsche Herrschaft in Kamerun, achtzig Meilen ins Landesinnere in Togo, bis zum Tanganyika in Ostafrika. Die Admiralitätsinseln und ein Teil der Salomonen wurden dazu erworben, das Kiautschougebiet von China gepachtet und schließlich auch ein Teil des vielumstrittenen Samoa, sowie die Karolinen, Marianen und kleineren Inselgruppen des Stillen Ozeans unter die deutsche Flagge gestellt.

Damit war in einem Zeitraum von rund 20 Jahren der deutschen Herrschaft ein Gebiet gewonnen, das den Umfang des Mutterlandes um ein vielfaches übersteigt.

Die Erwerbung der genannten Kolonien zog als nächste Aufgabe die Niederwerfung aufsässiger Eingeborenenstämme und die allmähliche Erforschung der gewonnenen,

meist noch völlig unbekannten Gebiete durch zahlreiche wissenschaftliche und wirtschaftliche Expeditionen nach sich. Schon hieraus geht hervor, daß die wirtschaftliche Erschließung durchaus nicht sofort, sondern meist erst ziemlich lange nach der Erwerbung einsetzen konnte und daher auch heute, nach so kurzer Zeit, ein besonders hoher Grad wirtschaftlicher Blüte der meist bei der Okkupation noch völlig unentwickelten deutschen Schutzgebiete nicht erwartet werden darf. Koloniale Unternehmungen — zumal wenn sie mit so jungfräulichen Objekten unternommen werden, wie die deutschen Kolonien es fast samt und sonders sind — gebrauchen zu ihrer Reife langer Zeiträume.

Ob unsere Schutzgebiete je einen beträchtlichen Teil unserer Auswanderung werden aufnehmen können, ist heute noch eine strittige Frage, die aber für die tropischen Kolonien wohl in ungünstigem Sinne sich entscheiden wird. Nur Südwestafrika kann wahrscheinlich unter bestimmten Voraussetzungen deutsche Siedler aufnehmen; ob in größerer Zahl, steht dahin. In dieser Beziehung werden also unsere jetzigen Kolonien unseren Hoffnungen vielleicht nicht entsprechen.

Als Absatzgebiete für unsere Industrie können sie sich aber bereits sehen lassen, denn sie importierten im Jahre 1901 bereits Waren für mehr als 37 Millionen und im Jahre 1902 für mehr als 42 Millionen Mark, wovon ca. 19 Millionen aus dem deutschen Zollgebiet stammten. Mit wachsender Entwicklung und Kultur wird ihre Aufnahmefähigkeit weiter steigen.

Auch als Produktionsgebiete kolonialer Genußmittel und Rohstoffe fangen sie bereits an, eine Rolle zu spielen. Denn sie exportierten im Jahre 1902:

Baumwolle	für	ca.	15000	Mk.
Kautschuk und Guttapercha	"	"	3000000	"
Tropische Nahrungs- und Genußmittel	"	"	1400000	"
Tropische Nutzhölzer	"	"	300000	"
Wachs	"	"	100000	"
Ölprodukte	"	"	10400000	"
	Summa	ca.	15215000	Mk.

Das ist freilich erst ein kleiner Anfang, der 80. Teil etwa unserer Einfuhr aus fremden Kolonien. Aber wir müssen bedenken, daß der größere Teil unserer neueren, rationell angelegten Pflanzungen erst jetzt Ernte zu geben anfängt, ein größeres Anwachsen der Ausfuhr also erst in einigen Jahren erwartet werden kann.[37])

Die Begründung unserer westafrikanischen Kolonien, Kamerun und Togo, ist durch den Unternehmungsgeist hanseatischer Kaufleute vorbereitet worden.[38]) Etwa 15, meist Hamburger Firmen hatten an der Westküste schon vor dem Jahre 1885 Faktoreien errichtet; an der Kamerunküste saßen Jantzen & Thormählen und C. Woermann. Als nun am 28. Juni 1882 in Paris eine Konvention zwischen Frankreich und England bezüglich der Abgrenzung ihrer westafrikanischen Interessensphären geschlossen und darin den Angehörigen beider Nationen gleichmäßige Behandlung in kommerzieller Hinsicht zugebilligt wurde, tat die deutsche Regierung Schritte, um die Interessen des deutschen Handels gegen Benachteiligung zu schützen. Die Hansestädte als die Vertreter dieser Interessen wurden ersucht, ihre Wünsche in dieser Beziehung zu verlautbaren.

Daraufhin reichte die Hamburger Handelskammer einen ausführlichen Bericht (vom 6. Juli 1883) ein, in der mit Bezug auf die von unabhängigen Negerstämmen bewohnten Distrikte das Folgende ausgeführt wurde:

Wo die Kaufleute ohne das Protektorat eines zivilisierten Staates ausschließlich mit selbständigen Negerstämmen in Verkehr ständen und deren Willkür daher völlig preisgegeben seien, sei ein größerer Schutz seitens des Vaterlandes notwendig. Hier helfe nur das Erscheinen einer bewaffneten Macht, eines Kriegsschiffes. Daher wäre eine Flottenstation wünschenswert; am besten eigne sich dazu Fernando Poo, die spanische Insel in der Bai von Biafra, die auch leicht zu erwerben sei, da sie Spanien nichts einbringe. Außerdem liege sie besonders günstig in der Mitte des westafrikanischen Handelsgebietes und besitze einen vorzüglichen Hafen. Wenn aber einmal Fernando Poo in Besitz genommen würde, so müßte auch die gegenüberliegende

Küste in deutsche Hand übergehen; andernfalls würden andere Nationen sie erwerben und Deutschland müsse dann überhaupt auf einen praktischen Vorteil in Westafrika verzichten.

Die Reichsregierung beschloß darauf die dauernde Stationierung von Kriegsschiffen und beauftragte zunächst S. M. S. „Sophie“ mit dem Schutz der deutschen Interessen.

Nun hatten zwar die in Kamerun ansässigen englischen Firmen schon im Jahre 1882 bei ihrer Regierung die Protektoratsübernahme beantragt; die letztere hatte aber bisher dieser Anregung keine Folge gegeben.

Als nun die Firma Jantzen & Thormählen in einer Eingabe vom 5. Februar 1884 nochmals der deutschen Regierung die Wichtigkeit territorialer Erwerbungen an der Biafrabai vor Augen führte, ermächtigte Fürst Bismarck den Generalkonsul Dr. Nachtigal zum Abschluß von Freundschafts-, Handels- und Protektoratsverträgen in dem Küstenstrich zwischen dem Niger-Delta und Gabun. Inzwischen hatten die Vertreter der beiden deutschen Firmen in Kamerun, die Herren E. Schmidt und Joh. Voß, mit den Häuptlingen der Eingeborenen Verhandlungen gepflogen, deren Ergebnis die Abtretung der Landeshoheit des Gebiets zwischen dem Bimbia-Fluß nördlich, dem Kwakwa-Fluß südlich und aufwärts bis zum 4° 10′ n. Br. an die beiden Firmen war. Am 11. Juli 1884 traf die „Möve“ mit dem deutschen Generalkonsul an Bord ein, der sich mit dem Vertrage einverstanden erklärte und am 14. Juli in den Gebieten der Häuptlinge Deido, Bell und Akwa die deutsche Flagge hißte. Erst am 19. Juli traf der englische Konsul Hewett ein, der das Gebiet für England okkupieren sollte. Er kam zu spät und sein Protest verhallte wirkungslos.

Dr. Buchner, Nachtigals Begleiter, blieb als provisorischer Gouverneur in Kamerun zurück, während Nachtigal selbst in den folgenden Tagen in Bimbia, im Malimba-Gebiet, in Klein-Batanga und in Kribi die deutsche Flagge aufpflanzte. Zwar erhob die englische Regierung unter Berufung auf frühere Petitionen der Häuptlinge Bell und Akwa durch ihren Geschäftsträger in Berlin Einspruch gegen das deutsche Protektorat

am Kamerunflusse, ließ denselben jedoch in dem Londoner Abkommen vom 27. Juli und 2. August 1886 endgültig fallen. Nach weiteren vorläufigen Vereinbarungen vom 1. Juli 1890 und vom 14. April 1893 wurde schließlich die Westgrenze der Kolonie gegen die englischen Besitzungen durch das Abkommen vom 15. November 1893 festgelegt, dessen Wortlaut wichtig genug ist, um hier mitgeteilt zu werden:

Art. 1. Das (vorerwähnte) Abkommen vom Jahre 1886 hatte vereinbart, daß die Grenzlinie bis zu einem am Benue-Fluß im Osten und in der unmittelbaren Nähe der Stadt Yola zu bestimmenden Punkt laufen sollte, welcher sich nach vorgenommener Untersuchung praktisch als geeignet zur Festsetzung der Grenze herausstellen würde. In Ausführung dieser Bestimmung wird dieser Punkt nunmehr, wie folgt, festgelegt:

Von dem Endpunkt der in dem Abkommen vom Jahre 1885 vereinbarten Grenzlinie, welcher am rechten Ufer des Alt-Calabar- oder Croß-Flusses ungefähr auf dem 9° 8′ östlicher Länge von Greenwich belegen und auf der englischen Admiralitätskarte als „Rapids" bezeichnet ist, folgt die Grenze einer geraden Linie, welche auf den Mittelpunkt der heutigen Stadt Yola zuläuft. Von diesem Mittelpunkt aus wird eine Richtlinie nach einem am linken Ufer des Benueflusses gelegenen Punkt gezogen, welcher 5 km unterhalb des Mittelpunktes der Haupteinmündung des Flusses Faro liegt. Von dem letztgenannten Punkte aus soll südlich des Benue-Flusses die Peripherie eines Kreises, dessen Mittelpunkt mit demjenigen der heutigen Stadt Yola zusammenfällt und dessen Radius die vorerwähnte Richtlinie bildet, beschrieben und bis dahin fortgesetzt werden, wo sie die vom Alt-Calabar- oder Croß-Fluß gezogene gerade Linie trifft.

An diesem Treffpunkt biegt die Grenze von jener geraden Linie ab und folgt der Peripherie des Kreises bis zu dem Punkt, wo dieselbe den Benue-Fluß erreicht.

Dieser Punkt am Benue-Fluß soll von nun an als der Punkt im Osten und in unmittelbarer Nähe der Stadt Yola betrachtet werden, dessen Festlegung in dem Abkommen vom Jahre 1886 vorbehalten war.

Art. 2. Die im vorhergehenden Artikel bestimmte Grenze soll nach Norden hin in folgender Weise fortgesetzt werden:

Von dem im vorigen Artikel festgelegten Punkte am linken Ufer des Benue-Flusses wird eine Linie gezogen, welche den Fluß überschreitend in gerader Richtung zu dem Schneidepunkt des 13. Grades östlicher Länge von Greenwich mit dem 10. Grade nördlicher Breite läuft. Von diesem Punkte wird die Grenzlinie in gerader Richtung nach einem Punkte am Südufer des Tſädsees weitergeführt, welcher 35 Minuten östlich von dem Meridian des Mittelpunkts der Stadt Kuka belegen ist; dies entspricht der Entfernung zwischen dem Meridian von Kuka und dem 14. Grade östlicher Länge von Greenwich nach der von Kiepert in dem deutschen Kolonialatlas von 1892 veröffentlichten Karte.

Für den Fall, daß künftige Aufnahmen ergeben, daß die vorerwähnte Festlegung des Punktes der britischen Interessensphäre einen geringeren Teil des Südufers des Tſädsees zuweist, als die erwähnte Karte angibt, soll zur Abhilfe des Mangels möglichst bald im Wege beiderseitiger Übereinkunft ein neuer Endpunkt festgesetzt werden, welcher soweit als möglich mit dem gegenwärtig bezeichneten übereinstimmt. Bis eine solche Vereinbarung zustande gekommen ist, soll der Punkt am Südufer des Tſädsees, welcher 35 Minuten östlich des Meridians des Mittelpunktes der Stadt Kuka gelegen ist, als Endpunkt gelten.

Art. 3. Bei allen Teilen der in diesem und in den voraufgegangenen Abkommen bezeichneten Grenzlinien können Berichtigungen durch Vereinbarung der beiden Mächte getroffen werden.

Art. 4. Die Gebiete östlich der in dem gegenwärtigen und den voraufgegangenen Abkommen bezeichneten Grenzlinie sollen in die deutsche, die Gebiete westlich der Linie sollen in die englische Interessensphäre fallen.

Dabei wird vereinbart, daß der Einfluß Deutschlands Großbritannien gegenüber sich nicht östlich über das Flußgebiet des Schari hinaus ausdehnen soll und die Gebiete Darfur,

Kordofan und Bahr-el-Ghazal, wie sie in der im Oktober 1891 von Justus Perthes veröffentlichten Karte verzeichnet sind, von der deutschen Interessensphäre selbst dann ausgeschlossen sein sollen, wenn sich herausstellt, daß Nebenflüsse des Scharieflusses innerhalb der vorerwähnten Gebiete belegen sind.

Art. 5. Die beiden Mächte übernehmen hinsichtlich der erweiterten Interessensphären, wie sie in diesem Abkommen bezeichnet sind, eine gleiche Verpflichtung, wie sie in den früheren, oben erwähnten Abkommen hinsichtlich der beiderseitigen Inter-



Graslandszenerie.

essensphären übernommen ist, nämlich sie kommen folgenderweise überein:

Jede der beiden Mächte wird sich jeglicher Einwirkung in der Interessensphäre der anderen enthalten, und keine Macht wird in der Interessensphäre der anderen Erwerbungen machen, Verträge schließen, Souveränitätsrechte oder Protektorate übernehmen oder den Einfluß der andern hindern oder streitig machen.

Art. 6. Großbritannien erkennt seine Verpflichtung an, auf die seiner Souveränität oder seinem Protektorat unterliegenden Gewässer des Niger und seiner Nebenflüsse die auf

die Freiheit der Schiffahrt bezüglichen Bestimmungen anzuwenden, welche in den Artikeln 26, 27, 28, 29, 30 und 33 der Generalakte der Berliner Konferenz vom 29. Februar 1885 enthalten sind.

Deutschland erkennt an, seinerseits durch den Artikel 32 derselben Akte an jene Bestimmungen für denjenigen Teil der gedachten Gewässer gebunden zu sein, welcher seiner Aufsicht unterliegt.

Man kann nicht sagen, daß diese Westgrenze einen Triumph der deutschen Diplomatie bedeute. Vom Niger und dem Hauptlauf des Benue, diesen Lebensadern unseres Hinterlandes, sind wir abgeschnitten. Unser Anteil an dem letzteren Strome beginnt erst, wo die Schiffbarkeit — in der Trockenzeit wenigstens — für größere Fahrzeuge aufhört. Morgen konnte mit einem kleinen, sehr leichten und flachen Raddampfer, der nur 3/4 Fuß Tiefgang hatte, bis über Yola hinaus bis Ribago kommen. Aber größere Dampfer müssen die Regenzeit abwarten, um so weit gelangen zu können. Dazu machten die Engländer anfänglich Miene, dem freien Verkehr auf dem Niger Hindernisse zu bereiten, und werden es stets in der Hand haben, unsere Schiffahrt zu schikanieren. Bis zum Tsâdsee haben wir unsere Grenze ja glücklich vorgeschoben, aber nur um den Preis der Teilung von Adamaua und Bornu. Die Hauptstädte beider Reiche, Yola und Kuka, sind in englischen Besitz übergegangen, obwohl es in erster Linie deutsche Forscher waren, die hier tätig gewesen sind (vergl. S. 6). Im Süden des Kamerungebiets hatten die Franzosen zur Zeit der deutschen Flaggenhissung bereits festen Fuß in Gabun gefaßt, so daß eine Ausdehnung über den Kampo-Fluß hinaus von vornherein nicht ins Auge gefaßt werden konnte. Die beiderseitigen Interessensphären wurden daher durch eine ziemlich gerade von der Mündung dieses Flusses nach Osten verlaufende Linie gegeneinander abgegrenzt. Diese Südgrenze wurde bereits kurze Zeit nach der Besitzergreifung durch den Vertrag vom 24. Dezember 1885 festgelegt, in dem es heißt:

„Die Regierung Sr. Majestät des Deutschen Kaisers ver-

zichtet zugunsten Frankreichs auf alle Souveränitäts- oder Protektoratsrechte über die südlich vom Kampo-Fluß gelegenen Gebiete, welche von deutschen Reichsangehörigen erworben und unter das Protektorat Seiner Majestät des Kaisers gestellt worden sind. Dieselbe übernimmt die Verpflichtung, sich einer jeden politischen Einwirkung südlich von einer Linie zu enthalten, welche dem genannten Fluß von seiner Mündung bis zu dem zehnten Grad östlicher Länge von Greenwich (sieben Grad vierzig Minuten östlicher Länge von Paris) und von diesem Punkte ab dessen Breitenparallel bis zu dem Schneidepunkt des letzteren mit dem fünfzehnten Grad östlicher Länge von Greenwich (zwölf Grad vierzig Minuten östlicher Länge von Paris) folgt.

Die Regierung der französischen Republik verzichtet auf alle Rechte und alle Ansprüche, welche sie bezüglich der nördlich von derselben Linie gemachten Gebiete geltend machen könnte, und übernimmt die Verpflichtung, sich einer jeden politischen Einwirkung nördlich von dieser Breite zu enthalten.

Keine der beiden Regierungen wird Maßregeln ergreifen, welche die Freiheit der Schiffahrt und des Handels der Angehörigen der anderen Regierung in dem Teil des Kampoflusses, welcher die Grenze bildet und von den Angehörigen beider Länder gemeinsam benutzt werden wird, beeinträchtigen könnten."

Neun Jahre lang waren die Franzosen dann eifrig bemüht, vom Kongo her nach Norden vordringend, den Tsâdsee zu erreichen. Ihre Expeditionen klärten das ganze Hinterland östlich des 15° geographisch auf, und es gelang ihnen, bis zum Tsâdsee hin überall auch politisch festen Fuß zu fassen. Deutschland hatte inzwischen genug zu tun, durch die Expeditionen von Zintgraff, Morgen, Stetten und Uechtritz-Passarge wenigstens Adamaua zu retten und den Zugang zum Tsâd zu gewinnen. Der Erweiterung seiner östlichen Interessensphäre konnte es besondere Anstrengungen nicht mehr widmen, da Bevölkerung wie Regierung für koloniale Unternehmungen nicht entfernt das gleiche Verständnis und die gleiche Tatkraft

zeigten, wie in Frankreich und England. Und gerade bei diesem Krieg mit zwei Fronten, gegen England im Westen und gegen Frankreich im Osten, hätte nur eine ganz besondere Kraftanstrengung zu einem günstigen Ergebnis führen können. Die im letzten Augenblick ausgerüstete Passargesche Expedition (S. 14) konnte nur noch bis Marrua vordringen, Bagirmi aber nicht mehr für Deutschland retten. Unter solchen Umständen muß es noch als ein besonders günstiges Ergebnis angesehen werden, daß es den deutschen Unterhändlern bei den Abgrenzungsverhandlungen mit Frankreich im Jahre 1894 gelang, im allgemeinen den 15. Grad als Ostgrenze des deutschen Gebietes gegen den Congo Français durchzusetzen und im Norden sogar bis an den Schari-Logone heranzukommen. Dafür mußte man sich allerdings in der Höhe des 10° n. Br. eine Einschnürung des deutschen Gebietes auf die Entfernung eines einzigen Längengrades gefallen lassen. Im einzelnen bestimmt der Vertrag vom 15. März 1894 folgendes:

„Art. 1. Die Grenzlinie zwischen dem Schutzgebiet von Kamerun und dem französischen Kongo soll von dem Schneidepunkte, wo der die bestehende Grenze bildende Breitenparallel den 15. Grad östlicher Länge von Greenwich (12 Grad 40 Minuten östlicher Länge von Paris) trifft, dem genannten Längengrade bis zu seinem Zusammentreffen mit dem Ngoko-Flusse folgen, sodann diesen Fluß bis zu dessen Schneidepunkt mit dem 2 Grad nördlicher Breite entlang gehen und, von dort sich ostwärts wendend, diesem Breitengrade bis zu seinem Zusammentreffen mit dem Sanga-Flusse folgen. Sie soll dann, nordwärts gehend, auf eine Länge von 30 km dem Sanga folgen; von dem so festgestellten Punkte auf dem rechten Ufer des Sanga läuft die Grenze in gerader Richtung auf einen Punkt des Breitengrades von Bania zu, der 62 Minuten westlich von Bania liegt, und geht von hier in gerader Richtung auf einen Punkt des Breitengrades von Gasa, der 43 Minuten westlich von Gasa liegt.

Von dort soll die Grenze in gerader Linie auf Kunde zulaufen, Kunde östlich lassend mit einer Bannmeile, welche im

Westen durch einen mit einem Radius von 5 km gezogenen Kreisabschnitt bestimmt wird, der im Süden von seinem Schneidepunkte mit der nach Kunde führenden Linie ausgeht und im Norden am Schneidepunkt mit dem Längengrade von Kunde endet; dem Breitengrade dieses letztgenannten Schneidepunktes folgt die Grenze von hier nach Osten bis zum Zusammentreffen mit dem 15. Grad östlicher Länge von Greenwich (12 Grad 40 Minuten östlich Paris).

Die Grenzlinie soll dann dem 15. Grad östlicher Länge von Greenwich (12 Grad 40 Minuten östlich Paris) bis zu seinem Zusammentreffen mit dem Breitengrade 8 Grad 30 Minuten nördlicher Breite und von da einer geraden, auf Lame zulaufenden Linie folgen, welche zur Bildung einer Bannmeile von 5 km Halbmesser für Lame westlich von diesem Punkte ausbiegt.

Die Linie von Lame wird sodann in gerader Richtung auf das linke Ufer des Mao-Kebbi in der Höhe von Bifara fortgesetzt. Von ihrem Schneidepunkte mit dem linken Ufer des Mao-Kebbi soll die Grenze den Fluß überschreiten und in gerader Richtung gegen Norden, Biafara östlich lassend, bis zum Zusammentreffen mit dem 10. Breitengrade laufen. Sie soll diesem Breitengrade bis zu seinem Schneidepunkte mit dem Schari und schließlich dem Laufe des Schari bis zum Tsädsee folgen.

Art. 2. Die deutsche Regierung und die französische Regierung verpflichten sich gegenseitig, keinerlei politische Einwirkung in den Interessensphären auszuüben, welche sie einander durch die im vorigen Artikel festgestellte Grenzlinie zuerkannt haben. Keine der beiden Mächte wird demgemäß in der der anderen Macht vorbehaltenen Interessensphäre Gebietserwerbungen machen, Verträge abschließen, Souveränitäts- oder Protektoratsrechte annehmen oder den Einfluß der anderen Macht hindern oder anfechten.

Art. 3. Deutschland bezüglich der Gewässer des Benue und seiner Zuflüsse, soweit sie in der deutschen Interessensphäre liegen, und Frankreich bezüglich desjenigen Teils des Mao-

Kebbi und der anderen Zuflüsse des Benue, welche in der französischen Interessensphäre liegen, erkennen gegenseitig ihre Verpflichtung an, die in den Artikeln 26, 27, 28, 29, 31, 32, 33 der Berliner Akte vom 26. Februar 1885 aufgeführten, auf die Freiheit der Schiffahrt und des Handels bezüglichen Bestimmungen anzuwenden und ihnen Geltung zu verschaffen, ebenso wie sie dies auch bezüglich der Vorschriften der Brüsseler Akte über die Einfuhr von Waffen und Spirituosen tun werden.

Deutschland und Frankreich sichern sich beiderseitig den Genuß dieser nämlichen Bestimmung zu, soweit sie sich auf die Schiffahrt auf dem Schari, Logone und ihren Zuflüssen und auf die Einfuhr von Waffen und Spirituosen in die Becken dieser Gewässer beziehen.

Art. 4. In den beiderseitigen Interessensphären, welche in den Becken des Benue und seiner Zuflüsse, des Schari, des Logone und ihrer Zuflüsse liegen, so wie auch in den Gebieten südlich und südöstlich vom Tsadsee sollen die Handeltreibenden und Reisenden der beiden Länder bezüglich der Benutzung der Landstraßen und anderer Verbindungswege zu Lande auf dem Fuß vollkommener Gleichheit behandelt werden. In den genannten Gebieten sollen die beiderseitigen Staatsangehörigen bezüglich der zur Ausübung und Entwickelung ihres Handels und ihrer Industrie erforderlichen Erwerbungen und Anlagen denselben Vorschriften unterworfen sein und dieselben Vergünstigungen genießen.

Ausgenommen von diesen Bestimmungen sind die Landstraßen und Verbindungswege zu Lande in den Küstenbecken von Kamerun und in den Küstenbecken des französischen Kongo, die nicht in dem in der Berliner Akte festgesetzten konventionellen Kongobecken belegen sind.

Dagegen finden die obengedachten Bestimmungen Anwendung auf die Straße Yola, Ngaundere, Kunde, Gasa, Bania und zurück, wie auf der diesem Protokoll beigefügten Karte vermerkt ist, sollte diese Straße auch durch Zuflüsse der Küstenbecken durchschnitten sein.

Die Zoll- oder Steuertarife, welche etwa von einem oder dem anderen Teile aufgestellt werden, sollen hinsichtlich der Handeltreibenden beider Länder keinerlei verschiedenartige Anwendung zulassen."

Obwohl in der dem Generalkonsul Dr. Nachtigal im Jahre 1884 mitgegebenen Instruktion noch die Klausel enthalten war, daß das Reich nicht beabsichtige, einen größeren Verwaltungsapparat in den etwa dem deutschen Protektorat zu unterstellenden Gebieten oder gar Garnisonen zum Schutze des Landes einzurichten, so erwiesen sich die Verhältnisse doch bald stärker als diese zurückhaltenden Absichten. Durch englische Umtriebe wurden die Eingeborenen in Kamerun gegen das neue Protektorat noch in demselben Jahre zum Aufstand verleitet, der mangels anderer Machtmittel nur durch schleunige Entsendung eines Geschwaders unter Admiral Knorr niedergeworfen werden konnte. Anstelle des Dr. Buchner wurde darauf der Konsul Freiherr von Soden zum Gouverneur ernannt, dem Herr J. von Puttkamer als Kanzler und Herr Dr. Krabbes als Sekretär beigegeben wurden. Das waren die Anfänge der deutschen Verwaltung.

Später wurden dem Gouverneur zwei Bezirksamtleute, einer in Viktoria für den Nordbezirk und einer in Kribi für den Südbezirk unterstellt. Um das Ansehen der Regierung zu heben und kleinere Strafexpeditionen ins Innere ausführen zu können, ging man auch bald dazu über, eine kleine schwarze Schutztruppe, zunächst aus 54 Mann bestehend, ins Leben zu rufen.

Wie sich auf diesen einfachen Grundlagen die Verwaltung bis heute entwickelt hat, ist unten im IV. Abschnitt näher dargelegt.

Natürlich beschränkte sich die effektive deutsche Herrschaft zunächst nur auf einige Teile der Küste, wie auch nur hier vorerst die weitere wirtschaftliche Entwickelung einsetzen konnte. Aber neben der Befestigung des deutschen Einflusses in diesen Küstendistrikten, neben der allmählichen Erweiterung des Verwaltungsapparates und der Schaffung geeigneter Unterlagen

für die wirtschaftliche Betätigung gehörten die nächsten Jahre, wie wir oben geschildert haben, fast ausschließlich der Aufgabe, eine möglichst günstige Abgrenzung des Hinterlandes gegen den englischen und französischen Wettbewerb zu erlangen.

Bald nach der endgültigen Abgrenzung des Schutzgebietes im Jahre 1895 trat Herr von Puttkamer anstelle des scheidenden Freiherrn von Soden an die Spitze der Verwaltung, der er noch heute vorsteht. Unter seiner Leitung ist die Verwaltung fast über das ganze Land ausgedehnt worden. Heute bestehen Bezirksämter in Duala, Viktoria, Kribi und Kampo an der Küste, in Buea am Kamerunberg, wo zugleich der Sitz des Gouverneurs ist, in Rio del Rey an der englischen Grenze, so wie in Johann Albrechtshöhe, Edea, Jaunde, Jabassi und am Sanga-Ngoko im Innern. Die Tsâdsee- und Schari-Länder so wie Adamaua sind je einem Residenten (in Dikoa und Garua) unterstellt. Die Schutztruppe besteht aus 900, die Polizeitruppe aus 400 Mann. Das Hauptquartier der Schutztruppe ist Duala. Militärstationen sind über das ganze Land zerstreut: Jukaduma und Gonakoil neben Sanga-Ngoko im äußersten Südosten; Ossidinge, Usanakang und Fontem südlich des sechsten Grades n. Br.; zwischen diesem Grade und dem Benue Bamenda und Banyo, nördlich des Benue Garua und Dikoa, ferner Lolodorf, Tinto, Yoko und Ebolowa. Von Aufständen der Eingeborenen hat die Kolonie bisher wenig zu leiden gehabt. Im Jahre 1891 erhob sich der Stamm der Buëa gegen die deutsche Herrschaft, wurde aber in kurzer Zeit niedergeworfen und fast vernichtet. Bei der Erstürmung ihres Bergdorfes büßte Freiherr von Gravenreuth sein Leben ein. Spätere Unruhen, wie die der Buli in Südkamerun und jüngst der Eingeborenen am Croß-Flusse, waren gleichfalls ohne Bedeutung. Der letzte Kriegszug der Schutztruppe von einigem Belang richtete sich gegen den Tributärstaat Tibati. Auch die kleinen Sultane in Adamaua haben sich ohne Widerstand der deutschen Herrschaft unterworfen. Aber es ist dennoch verfehlt, mit Herrn C. René (in seinem Buche „Kamerun“, Berlin 1905, S. 18) etwa aus-

zurufen: „Kamerun ist überall vollkommen pazifiziert.“ Wie ich schon mehrfach ausgeführt habe, kann das heutzutage immer nur so viel heißen wie: „Es sind augenblicklich keine Unruhen in Kamerun“, aber auf lange Zeit hinaus noch nicht den Sinn haben, daß gar keine Gefahr irgendwelcher Aufstände vorhanden sei. Denn wir dürfen eins nicht vergessen. Wir haben den Eingeborenen ihr Land genommen und ihre Zirkel in der mannigfachsten Weise gestört. Wir erscheinen



Blick von der Barombistation.

ihnen als unrechtmäßige und tyrannische Eindringlinge. Für die Farce der „Schutzverträge“ und die „Segnungen“ unserer Kultur hat die große Masse der Schwarzen keine Spur von Verständnis. Auf einige Zeit lassen sie sich wohl durch Waffengewalt und geistige Überlegenheit einschüchtern, und auf diesem „Imponieren“ beruht die ganze deutsche Herrschaft. Sobald sie sich aber auf sich selbst besinnen, wenn der Nimbus der herrschenden Nation durch irgend ein Ereignis verdunkelt wird, wenn sie die Handvoll Schutztruppenleute an ihrer eigenen

vielfachen Überzahl messen und sich ihrer Macht bewußt werden, so brechen sie gegen uns los, besonders wenn irgend ein akuter Anlaß sie zur Wut aufstachelt. Und wenn auch eines Tages eine neue Generation uns gegenübersteht, die die alte Freiheit vergessen hat und in den Traditionen der Abhängigkeit groß geworden ist — der Rassengegensatz wird immer lebendig bleiben und sogar intensiver werden, je mehr wir diese Völker kulturell heben.

Dies gilt für alle unsere Kolonien. In Kamerun ist die Gefahr großer Aufstände in den Küstengegenden aus dem Grunde wohl weniger bedrohlich, weil die Stammeszersplitterung groß ist und die einzelnen Stämme meist keine sehr bedeutende Kopfzahl aufzuweisen haben. So zählen die Duala und die Bamboko nur etwa je 20 000, die Bakwiri etwa 30 000, die Subu z. B. gar nur 2000 Seelen. Immerhin würde uns ein Rassenkrieg, der mehrere dieser Stämme zu einem Bündnis zusammenschmiedete, schwer zu schaffen machen. Viel größer aber ist die Gefahr im Hinterlande, wo die Sudanneger größere Staatengebilde mit nicht unbedeutender Kultur geschaffen haben, und wo zum Teil der Muhammedanismus die Geister noch besonders verbindet. Hier sollte aller Optimismus und alle Vertrauensseligkeit weit verbannt werden. Neben einer starken Militärmacht können nur beständige Beobachtung und äußerste Vorsicht uns vor Katastrophen schützen, wie in Südwestafrika erst jüngst eine über uns hereingebrochen ist.

II. Allgemeine Landeskunde.

Die Oberflächengestalt.

Kamerun ist mit 495 000 qkm die drittgrößte unserer Kolonien, etwa so groß wie Preußen und die süddeutschen Staaten zusammengenommen, aber nur halb so groß wie Deutsch-Ostafrika (995 000 qkm) und auch bedeutend kleiner als Süd-Westafrika (835 000 qkm). Im innersten Winkel des Meerbusens von Guinea gelegen, wird es vom Atlantischen Ozean in einer Ausdehnung von über 300 km bespült.

Die Oberflächengestalt[39]) ist verhältnismäßig einfach. Das ganze Innere der Kolonie wird von einem ausgedehnten, 700—800 m über dem Meeresspiegel gelegenen Hochlande erfüllt, das im Süden und Osten bis an die Kongo-Niederung, im Norden bis zum Benue sich erstreckt. Wegen der hier vorherrschenden Vegetationsform der Savanne hat man sich gewöhnt, es als das Grasland zu bezeichnen. Der Südrand des Plateaus ist aufgewulstet, und diese Randgebirge erheben sich in einzelnen, abgerundeten Kuppen bis zu einer Höhe von 1400 m. Hochplateau und Gebirge bestehen in der Hauptsache aus Gneisen und Graniten, überlagert von einer Verwitterungsschicht fruchtbaren Laterits. Zum Tsadsee hin fällt die Hochebene allmählich ab. Eine gewaltige Bruchspalte, durch die der Benue seinen Lauf nimmt, zerreißt im Hinterlande das Hochplateau, und mächtige Gebirge türmen sich zu beiden Seiten auf.

Zwischen der Küste und dem Randgebirge erstreckt sich eine weite Ebene von wechselnder Breite, die nach dem Gebirge hin allmählich in eine überleitende Hügellandschaft übergeht. Im Süden des Schutzgebiets ist diese Ebene nur etwa 20 km breit, nimmt aber nach Norden an Breite allmählich immer mehr zu, ab und zu von einzelnen starken Kuppen unterbrochen. Sie besteht, wie das Gebirge, aus Granit und Gneis, überlagert von einer starken Lateritdecke. Unmittelbar hinter der Küste beginnt ein breiter Urwaldgürtel (150—300 km), der auch noch die Hügellandschaft bedeckt und selbst bis ins Gebirge sich hinaufzieht. Man nennt diesen Teil der Kolonie daher das Waldland.

Zwischen dem Ästuar des Rio del Rey und dem des Kamerunflusses, unmittelbar an der Küste, erhebt sich — wie es scheint, aus einer ungeheuren Bruchspalte durch vulkanische Kräfte emporgehoben — das aus Basalt bestehende, kolossale Massiv des Kamerunberges (ca. 4000 m).

Es ist wichtig, sich diese Grundzüge der Oberflächengestaltung im folgenden stets vor Augen zu halten, da die Unterschiede der klimatischen Verhältnisse, die Fauna und Flora, die Gestaltung der Wasserläufe und vieles andere darin ihren natürlichen Grund haben.

Einige Streifzüge durch die Kolonie werden dieser trockenen Skizze Leben geben.

Wandern wir an der sandigen Küste entlang, so finden wir, daß sie überall flach und von sumpfigem Schwemmland eingefaßt ist. Dichtes Mangrovengebüsch bezeichnet meistens den Küstenstreifen und dringt auch noch in die Flüsse ein, soweit das Brackwasser reicht. An der Mündung des Mungo in das Sammelbecken des Kamerunflusses finden wir z. B. eine geraume Strecke vom Küstenrand landeinwärts nur ein Mittelding zwischen Wasser und Land, die Wattenregion, deren schlammiger, von der Flut größtenteils überspülter Boden durch das verwickelte Wurzelgeflecht der Mangrovedickichte zusammengehalten und überkleidet wird. Durch diese Sumpfniederungen zieht eine Anzahl von Wasserrinnen, sogenannte

„Kriets", in die der eigentliche Stromlauf des Mungo bereits 10—15 km landeinwärts sich verliert. Dann erst beginnt festes Schwemmland, bis Mundame (etwa 50 km) zu einer Höhe von ca. 110 m ansteigend. Auch dies ist anfänglich noch mit Mangroven bestanden, bis letztere von einem undurchdringlichen Buschwald, mit vereinzelten Hochwaldbäumen und Palmen (Kokos-, Öl-, Wein-, Fächerpalmen) durchsetzt, abgelöst werden.[40]) Der feste Kern der Inseln des Mangrovengebietes besteht in der Regel aus alluvialem Laterit, bisweilen auch aus Sand. Das ungesunde Klima der Küste wird hauptsächlich durch diese den Fiebermiasmen so förderlichen Mangrovendistrikte mit ihrer dumpfen, schwülen Treibhaushitze und den Milliarden von Moskitos hervorgerufen.

Die flachen, sumpfigen Mangrovenwälder sind für die Küsten des tropischen Afrika beinahe charakteristisch. Dem seewärts Ankommenden zeigt sich nur ein höchst einförmiger, niedriger, dunkler Streifen, über den im günstigen Falle schwache Umrisse des weit binnenwärts liegenden höheren Landes hervorragen.[41]) In der Nähe erblickt man dann ein unentwirrbares Dickicht von Leuchterbäumen oder Rhizophoren über mit brodelndem Schlamm angefüllten und von Schilf und Rohrdickicht eingefaßten Brackwassersümpfen, deren böse Miasmen der Wind bis tief in das Hinterland hineinträgt, so daß die Eingeborenen oft schon nach der Windrichtung den Anzug einer Fieberepidemie vorhersagen können.

Frei von Schwemmland ist die Joßplatte, eine 10 m hohe Lateritplatte im Kamerun-Ästuar, auf der Gouverneur von Soden sein Gouvernementsgebäude und einen prachtvollen Park angelegt hat. Im Süden ist das Gebiet von Malimba und Klein-Batanga reines Alluvialland, während die Küste bei Groß-Batanga und Kribi felsigen Untergrund hat. Die ganze Südküste hat mächtige Dünung und ist infolgedessen stark versandet. Gefährliche Barren versperren daher hier auch meist die Mündungen der Flüsse. In Klein-Batanga müssen deshalb größere Schiffe auf der Reede bleiben und durch Brandungsboote löschen lassen; nur kleinere Fahrzeuge, die

nicht über neun Fuß Tiefgang haben, können über die Barre in den Nyongfluß einlaufen und vor den Faktoreien anlegen.[42])

Abgesehen von den zahlreichen Flußmündungen ist die Küste wenig gegliedert und ziemlich eintönig. Der spanischen Insel Fernando Poo gegenüber öffnet sich die Ambasbai mit den vorgelagerten Inseln Ambas und Mondole, die als Wellenbrecher dienen. Ein Felsenriff, das von der Mündung des Viktoriabaches sich hier teils unter, teils über dem Wasser nach der im Süden gelegenen Morton-Ecke zieht, wehrt größeren Schiffen den Eintritt in den inneren Teil des Meerbusens, die Morton-Bucht. Diese gehen daher gewöhnlich bei Mondole vor Anker.

Die Bimbiabucht ist unbedeutend. Auf der Reede steht während der Regenzeit eine schwere Dünung. Der hier einfallende Bimbiafluß bietet aber selbst kleineren Kriegsschiffen genügende Tiefe. Nur ist die Einfahrt schwierig und die schmale, gewundene Rinne ohne Lotsen kaum zu finden.

Doppelt gegliedert ist der Kriegsschiffhafen. Er besteht aus einer ziemlich breiten äußeren und einer schmalen, langgestreckten inneren Bucht. Die erstere wird von etwa 60 m hohen, senkrechten Abstürzen von rotem Ton eingefaßt. Das östliche Gestade ist niedriger, und der Urwald tritt mit seinen Riesenbäumen bis dicht an das Meer heran.

Um so stärker wird die Küstenlinie durch die ins Meer fallenden Flüsse zerrissen, besonders durch die Ästuarien des Rio del Rey und des Kamerunflusses. Ästuarien sind offene, langgestreckte, nach dem Meere zu sich immer mehr verbreiternde Flußmündungen ohne Deltabildung, in die das Meer zur Flutzeit eindringt, die von den Flüssen mitgeschleppten Sinkstoffe beim Zurücktreten mit sich nimmt und so die Ausfüllung der Mündungen verhindert. Das Ästuar des Rio del Rey besteht aus vier unter sich verbundenen Armen, nimmt aber nur unbedeutende Zuflüsse auf. Viel bedeutender ist das Kamerun-Ästuar oder die Bucht von Kamerun, die durch die Mündungen von fünf Flüssen gebildet wird. Ein nur auf Spezialkarten in genügender Deutlichkeit erscheinendes

Netz von Nebenarmen setzt in dem flachen, sumpfigen Lande alle diese Flüsse, unter denen der Dibamba, der Wuri und der Mungo die ansehnlichsten sind, miteinander in Verbindung. Die Einfahrt von der See her ist 8 km breit und so tief, daß die größten Kriegsschiffe in die prächtige, außerordentlich günstige Bucht einlaufen können. Vom Schiffe aus erblickt das Auge während der Einfahrt zunächst nur flache, niedrige



Der Oberlauf des Croß-Flusses in der Trockenzeit.

Ufer, die das weite Wasserbecken in großem Bogen umsäumen. Die Szenerie ist eintönig, dichtes Mangrovengebüsch bedeckt die Landschaft, die nur selten durch die aus dem Buschwerk hervorlugenden Hütten eines Fischerdorfes belebt wird. Erst nach etwa zweistündiger Fahrt wird das Bild anziehender, das Gelände am linken Ufer hebt sich, steil abfallende Uferberge (aus Diluviallehm und Kies) treten hervor, und der frühere Regierungssitz, an der linken Seite der Wurimündung

auf der schon erwähnten Joßplatte gelegen, kommt in Sicht. Hier liegen auch mehrere Negerdörfer und europäische Anlagen, welche zusammen als Duala (früher „Kamerun") bezeichnet werden.[43]) Alle Bauten und Dörfer (Joß-, Akwa-, Bell- und Deidodorf) befinden sich auf der linken Seite des Flusses, während auf der rechten nur Hickory, ebenfalls ein Dualladorf, gelegen ist.

Die Küstenebene hat meist eine Lateritdecke. Nur das Gebiet des Kamerunberges und der daran sich schließenden vulkanischen Erhebungen sind mit einer starken Schicht verwitterten Basaltgesteins bedeckt. Der Laterit ist mehr oder weniger sandiger Lehm, mit Eisenkonkretionen und mit Feldspatkieseln durchsetzt und hat in der Regel nur eine schwache Humusschicht. Er ist im Boden reichlich fest gelagert und nimmt nur langsam Wasser auf. Der Basaltboden, ein toniges Verwitterungsprodukt jungvulkanischer Ausbruchsmassen, bildet dagegen starke, fruchtbare, humusreiche Schichten über den alten Gesteinen.[44]) Der Urwald beginnt oft schon in geringer Entfernung von der Küste. So erstreckt sich dicht östlich von Kribi ein etwa 120 km breiter, fast unbewohnter Urwaldgürtel. „Unter dem feuchten, dumpfen, halbdunkeln Blättergewölbe," so schildert Fr. Hutter das Kameruner Waldland,[45]) „herrscht eine fast gleichmäßige Temperatur Tag und Nacht, die eines Treibhauses. Wenn der Himmel bewölkt ist, erreicht das Dunkel bisweilen einen solchen Grad, daß man kaum Uhr und Kompaß ablesen kann. Ein Sonnenstrahl dringt fast nie auf den Weg — kein Glitzern und Spielen der goldenen Lichter auf grünem Gezweig. Und stiehlt sich einmal ein schwacher Lichtblick durch die grünen, grauen, braunen, dumpfen Laubmassen, so erfaßt den Menschen, der tagelang da unten zwischen den gewaltigen Pfeilerstämmen der Eriodendron, dem Gewirr, Gestrüpp und Wurzelwerk, den mächtigen Fangarmen der Lianen, ein winziges Geschöpf, mühsam seinen Weg verfolgt, die Sehnsucht, hinauf, hinaus zu gelangen, um nur endlich einmal wieder die Sonne und den Himmel zu sehen.

Gleichförmig, eintönig ist der Wald wie der Ozean, wenn

kein Windhauch ihn bewegt, kein Segel ihn belebt. Was heute das Auge sieht, ist dasselbe, was es gestern gesehen hat, was es morgen sehen wird. Überall gerade aufstrebende Stämme, um die sich riesige, beindicke Lianen schlingen, daran erinnernd, daß auch in dieser scheinbar in ununterbrochener Ruhe dahinlebenden Pflanzenwelt hart und unerbittlich der Kampf ums Dasein gekämpft wird. Die Opfer dieses Kampfes, die abgestorbenen, halb vermoderten Baumleichen liegen allenthalben am Boden, und furchtbar ermüdend sind die steten Klettereien darüber hinweg: bald schwingt man sich nur mit Mühe hinauf, um ausgleitend drüben herunterzustürzen; bald ist der Stamm bereits so verfault, daß man bis an die Hüften durchbricht und Staub, Moder, Insekten und Maden in Unmengen aufstört und wie von einer Wolke davon umgeben ist. Zum Teil hängen die erstickten Stämme noch in den Armen ihrer Überwinder, der Lianen, wie in riesigen Klammern, die sie zwingen, hinaufzustarren in die Lüfte, gebleichte Riesenskelette. Neue Gewächse sprießen aus ihnen hervor. Unten auf dem Boden schießt ein Heer von Blatt- und Schlingpflanzen auf."

Die Küstenebene erreicht ihre größte Breite zwischen Malimba und Kamerun. Das Ende des Küstengebiets kennzeichnet sich an den Flüssen stets durch die von der ersten Geländeterrasse verursachten Wasserfälle und Stromschnellen. In Nord-Westkamerun reicht das Waldland in einer durchschnittlichen Höhenlage von 300 m bis 250 km tief ins Innere.[46]) Nach einer 60 km langen Strecke, die — in durchschnittlich 270 m Meereshöhe gelegen — als ebenes Land angesprochen werden kann, erhebt sich hier ein Hügelgebiet mit Höhen bis zu 500 und 600 m bei einer Horizontalausdehnung von ungefähr 30 km. Dann folgt ein zweites ebenes Stück Land, an 40 km lang, in fast gleicher Höhenlage wie das erste; diesem eine zweite Hügellandschaft mit ebenfalls gleichen Höhen wie die erste, und ebenso lang; sodann ein drittes ebenes Geländegebiet mit einem fast 100 m niedrigerem Niveau als die beiden vorhergehenden (ca. 50 km). Die letzten 10 km bilden eine Art Vorberggebiet des nunmehr folgenden Hochlandes.[47])

Der Aufstieg zum Graslande ist wegen des ziemlich schroffen Geländeabfalls durchaus nicht mühelos. Nach und nach wird das Terrain abschüssiger. Durch und über Wildwasser gehts, bergab, bergauf; nicht selten derart steil, daß der über den Steinschutt im ausgewaschenen Gießbachbett, wo Block auf Block meterhoch getürmt ist, mühsam Emporklimmende über sich nichts sieht, als die nach einem festen Halt vorsichtig tastende Fußsohle seines Vordermannes. Nach fünfstündigem Hinauf- und Hinunterklettern auf der kurzen Horizontalentfernung von etwa 10 km ist der eigentliche Fuß des Hochlandabfalles erreicht. Nach weiterem, ununterbrochenem Anstieg von vierstündiger Dauer gelangt man endlich auf die Höhe des Graslandes.[48])

Auch in Südkamerun ist die Gebirgserhebung im allgemeinen in zwei terrassenartigen Absätzen ausgeprägt und besteht aus einem sanfter abgeböschten ersten Randgebirge, dessen westliche Abfallslinie durch die unteren Fälle der Flüsse genau bezeichnet wird, und einer zweiten, steil aufsteigenden Erhebung, die von den Wasserläufen in jähem Absturz überwunden wird. Zwischen beiden Rändern ist eine wasserreiche, mit Urwald bedeckte Einsenkung eingebettet, deren Boden von verwitterten Gesteinsmassen überlagert wird. Bei weiterem Vordringen in das Randgebirge nimmt die mit stattlichem Hochwald bestandene Gegend einen ernsten Gebirgscharakter an. Die Form der Berge erinnert an die Gipfel des Harzgebirges; vorherrschend sind sanfte, runde Kuppen, nur die kleinen Gipfelplateaus und Berghänge sind mit zum Teil gewaltigen Blöcken besät. Die höchsten Paßhöhen des Randgebirges liegen etwa 800 m hoch, während die Gipfelhöhen 1100—1400 m erreichen. Zahlreiche Quellbäche strömen nach Westen ab. Nach Osten zu geht das Bergland in ein gleichmäßiges Hügelland über, das sich allmählich zum innerafrikanischen Hochplateau ausebnet.[49])

Den Aufbau des inneren Gebirgslandes in seinen Grundzügen erkannt zu haben, ist eines der bleibenden Verdienste des Prof. Dr. S. Passarge, dessen Ausführungen wir uns hier nur anschließen können.

Das Land Adamaua, das den größten Teil des Hinterlandes von Kamerun einnimmt, ist ein politischer, kein geographischer Begriff. Es umfaßt das Sultanat Yola mit allen seinen Vasallenstaaten und den von diesen abhängigen Territorien, schließt daher im SO noch das Gebiet von Gasa, im Süden das von Ngila ein und reicht bis an den Südrand des inneren Hochlandes heran.

Nord-Adamaua und Mittel-Adamaua bilden das sogenannte Schollenland, während Süd-Adamaua ganz dem Hochplateau angehört. Die Westgrenze des Schollenlandes wird durch das Tschebtschi- und (nordöstlich davon) durch das Mándaragebirge bestimmt, Gebirgswälle von einer Höhe bis zu 2000 m, das erstere von der deutsch-englischen Grenze durchschnitten, das letzte jenseits der Senke des Benue-Tals gelegen.

Nord-Adamaua zerfällt in vier Bezirke, das Mándaragebirge, den westlichen Teil des Scharibeckens, das Gneisland am Mao Kebbi und das Benue-Tal zwischen Yola und Garua.

Das Mándaragebirge mit dem Kamálla- und dem Métschikagipfel, bisher noch von keines Weißen Fuß betreten, präsentiert sich, von Osten gesehen, als ein langer Wall mit zum Teil plattem Gipfel. Zahlreiche niedrigere Vorberge, welche stellenweise bereits isoliert in der Ebene liegen, bilden die östliche Flanke des Gebirges. Im Süden wird es durch das Hossére[50]) Bori, einen vielzackigen, westöstlich streichenden Bergzug, abgeschlossen. Die Ebene des Tsádsees schließt sich im Norden und die des Scharibeckens im Osten an. Der westliche Teil des letzteren besteht in der Gegend von Marrua aus alluvialen, durch die Flüsse von den Gebirgen herabgeführten Ablagerungen. Auf weite Strecken hin besteht der Boden aus rundlichen, bis faustgroßen Kalkgeröllen; den Untergrund bilden kristallinische Gesteine, welche an einzelnen Teilen hervorragen. Ein solcher Punkt ist z. B. der Mendif, ein isolierter, kühn geformter Zuckerhut aus Granit von etwa 900 m Höhe.

Jenseits des Mao[51]) Luti beginnt das Gneisland des Mao Kebbi; es erstreckt sich vom Ostfuß des Mandara-Gebirges nach Süden bis zum Benue zwischen Laddo und

Mallumfe, nach Osten bis nach Lakka im französischen Gebiet und ist, besonders im Norden des Mao Kebbi, von zahlreichen, in zwei verschiedenen Richtungen streichenden Bergketten durchsetzt, die aber nicht mehr als etwa 500 m (relativer) Höhe erreichen.

Das Benue-Tal zwischen Yola und Garua ist eine große Sandsteinmulde zwischen kristallinischen Gesteinen, die sich bis zu seiner Mündung hin fortsetzt. Der Sandstein ist bald hellgrau, bald rot, bald fein-, bald grobkörnig, aber stets versteinerungsleer. Hier finden wir das Bägelegebirge nördlich von Yola (engl. Gebiet), das Tengelinplateau und die Vulkane Saratse und Maduguberg.

Mittel-Adamaua wird im Westen durch das zum größten Teil auf englischem Gebiet liegende Tschebtschi-Gebirge begrenzt, das einen langen 1300—2000 m hohen Wall darstellt, der im Norden am Benue als Fumbina-Gebirge beginnt und, nach SSW streichend, als Gangomé-Gebirge endet. Nicht nur die seitlichen Stufen, sondern auch den Hauptwall durchfurchen zahlreiche Quertäler. Zwischen dem Tschebtschi-Gebirge und dem südlichen Plateau liegt eine Strecke, durch welche die Hauptwege von Kontscha nach Gäschaka führen. Die beiden benutzten Paßhöhen sind (nach Flegel) 580 m und 640 m hoch, die zwischen Gäschaka und Bakundu 450 m und 530 m. An das Gebirge schließt sich im Osten das 350—400 m hohe Plateau von Dälami, welches im Osten wiederum durch das Alantikamassiv begrenzt wird. Zwischen dem letzteren und dem weiter östlich gelegenen, noch wenig bekannten Ssari-Massiv ist sodann das breite Faro-Tal eingesenkt, ein Becken von 270—400 m Höhe, welches vom Faro-System durchströmt wird und bis zum Ngäundere-Plateau nach Süden reicht. An die Ssagdje-Berge im SO des Ssari-Massiv schließt sich sodann nach SO das Plateau von Körrowal an, eine von Norden nach Süden sich senkende Platte. Das Land östlich des Ssari-Massivs und des Körrowal-Plateaus ist eine weite, vom Oberlauf des Benue durchflossene und nach Norden hin durch die Gebirge von Bubandjidda abgeschlossene Ebene. Über das Land zwischen den letzteren Bergzügen und dem Plateau von Ngäundere ist

bisher wenig bekannt. Auf dem Wege von Rei Buba nach Ngáundere sollen folgende Gebirge liegen: Hossére Ssegē, Burí und Ssálube.

Am wenigsten bekannt ist noch das mittlere Kamerungebiet, welches etwa durch die Linie Balistation—Gaschaka—Banyo—Kontscha—Ngáundere—Yokó—Manenguba-Berge—Balistation eingeschlossen ist, sowie das Plateau von Ngáundere und die ganze Südostecke der Kolonie.

Westlich von Ngáundere erhebt sich schließlich das 2400 bis 3000 m hohe Gendērogebirge.

Weiche, wellige Hügel — so schildert Hutter das Grasland des Baligebietes — dazwischen Täler und ausgedehnte flache Mulden sind die bezeichnende Reliefgestaltung dieses Gebiets, das von zahlreichen Wassern durchströmt wird. An den Ufern entlang ziehen sich teils kleinere Waldpartien, teils langgedehnte, schmale Raphiahaine. Die Höhenverhältnisse schwanken zwischen 1200 m und 1600 m. Das Gras ist weit höher als in den nördlicheren Partien, wo auch die Parklandschaft wieder mehr auftritt. Auch fehlen hier — im eigentlichen Graslande — zwei Baumpflanzen, die im Norden wohlbekannt sind: die Ölpalme und der Affenbrotbaum.[52])

Von den Schwierigkeiten eines Marsches in dem eigentlichen Graslande macht man sich schwer eine Vorstellung. Ein solcher Marsch durch 4—5 m hohes Schilfgras bei einer Temperatur von nahezu 40° C erfordert die volle Energie eines Mannes. Das Gras zerschneidet Hände und Füße, sodaß man zeitweise Handschuhe und Drahtmaske anlegen muß. Kein Windhauch dringt in das dichte Gras hinein, durch das man kaum den Himmel über sich gewahren kann.[53])

Es bleibt uns jetzt noch das wichtige Gebiet in der Süd-Westecke des Schutzgebietes zwischen dem Rio del Rey und dem Kamerunfluß zu betrachten übrig. Der Mittelpunkt desselben ist der majestätische Kamerunberg, der Mongo ma Loba der Eingeborenen. Ein gewaltiger, erloschener Vulkan, bedeckt er ein Gelände von 2000 qkm, nimmt eine Küstenlinie von 100 km ein, und erhebt sich im Fakogipfel (nach Preuß), zu

einer Höhe von 4075 m. Weithin über das Meer ist er sichtbar. Nur in der Hauptregenzeit kommt es wohl einmal vor, daß der Gipfel auf kurze Zeit sich mit etwas Schnee bedeckt. Fast stets scheint hier oben ein heftiger Ostwind zu wehen, denn was an Bäumen und Büschen noch fortkommt, ist alles nach Westen geneigt. Die Nordwestseite des Hauptkraters ist zertrümmert und nur im Süden ein zackiger Rand stehen geblieben. An mehreren Stellen haben die vulkanischen Kräfte die Basaltwände des gewaltigen Berges gespalten und Nebenkrater gebildet. So ist im Südwesten, fast unmittelbar am Meere, zwischen Debundja und Viktoria der kleine Kamerunberg oder Monga ma Etinde (1774 m) entstanden, der von seiner Höhe außerordentlich schroff abfällt. Ob der Berg in historischer Zeit noch tätig gewesen ist, kann nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden; doch zeigen z. B. die Lavaströme noch ein sehr frisches Ansehen. In der Nähe der Kriegsschiffsbucht hat man Naphthaquellen gefunden und etwas oberhalb davon auch Säuerlinge entdeckt. Die gewaltigen Lavaströme, die den Berg hinabflossen, sind zum großen Teil verwittert. Bei der großen Durchlässigkeit der Lava verschwinden die Niederschläge schnell im Boden, und es mangelt daher an Quellen. Oberhalb des Hochwaldbestandes hat man ihrer erst zwei gefunden, die Mannsquelle (2400 m) und die Lewinsquelle (2700 m). Bis zur Höhe von 2200 m, ja in geschützten Tälern noch höher hinauf, zieht sich hochstämmiger Urwald, darüber wechseln Gras und niedriges Gebüsch mit kahlen Lavafelsen, eine alpine Flora, die mit der der übrigen afrikanischen Hochgebirge viel Ähnlichkeit zeigt.[53])

Auch im Hinterlande des Kamerungebirges bis zum Südrande des Binnenplateaus finden sich noch ziemlich bedeutende Erhebungen. Zunächst seien die 2500—3000 m hohen Berge des Bakossi- (oder Nkossi-)Landes erwähnt, die schon von Zintgraff und später von Autenrieth[54]) besucht wurden und noch vulkanischer Natur sind. Das bedeutende Massiv des von dem Geologen Esch erstiegenen Kupe-Berges erhebt sich bis zu 2000 m (nach andern sogar 3000 m). Hieran schließen sich



Die Ambas-Bai mit den Piraten-Inseln.

Seidel, Deutsch-Kamerun.

ferner im Nordosten die 2400 m hohen Nlonako- und die von diesen durch eine sattelförmige Einsenkung getrennten Manenguba-Berge; sie bilden mit den Bakossi-Bergen das Quellgebiet des Wuri und des Dibombe. Östlich davon, schon auf der inneren Hochebene, erhebt sich das steile und zackige, etwa 700 m aus der Ebene hervorragende Ngáundere-Gebirge, von dem uns Morgen ein sehr charakteristisches Bild entworfen hat.[55]) Im Quellgebiet des Rio del Rey endlich liegen die schon von Hutter gepeilten Rumpe- (oder Rumbi-)Berge.

Im südkameruner Küstengebiet ist nur der als Schiffahrtsmarke dienende, 520 m hohe Elefantenberg östlich von Groß-Batanga erwähnenswert.

Um schließlich noch ein Wort über die Tektonik des Schutzgebietes zu sagen, so wird dieselbe von drei verschiedenen Linien beherrscht. In Kamerun stößt der Nordrand des südafrikanischen Hochlandes mit dem sogenannten oberguineischen Küstengebirge zusammen. Das erstere streicht von Süden nach Norden bei westlichem Fallen der Schichten, das letztere von Westen nach Osten. Jenes, von höherem geologischen Alter, besteht aus Gesteinen der Urgneis- und krystallinischen Schieferformation, dieses aus Sandstein und jüngeren Tonschiefern. Eine dritte Linie — die sogenannte Kamerunlinie — läuft vom (Annabom—St. Thomas—Isla de Principe—Fernando Poo—)Kamerunberg über die Achse des Tschebtschi-Gebirges, und, wo sie das Benuetal trifft, liegen die vulkanischen Hügel Mt. Gabriel und Elisabeth. Auch das parallel verlaufende Alantika- und das Mandara-Gebirge gehören demselben System an. Diese drei Linien, die letztere eine Bruchspalte mit vulkanischen Aufschüttungen, haben das Gebirgsland des Schutzgebiets gebildet, und danach bestimmt sich auch die geologische Zusammensetzung. Die Grundlage des ganzen Gebietes besteht wohl aus Gneis, Granit und krystallinischen Schiefern, die von zahlreichen Ganggraniten, Porphyren und Diabasen durchsetzt werden.[57].

Die Bewässerung.

Die Wasserscheide zwischen den Küstenflüssen, insonderheit dem weit ins Innere sich erstreckenden Mbam und dem Benue-System im Norden verläuft unmittelbar südlich von Gäschaka. Das Hügelland von Batom scheidet die Stromgebiete des Mungo und des Mbia (oder Mbu) in der Nordwestecke der Kolonie. Das Flußsystem des Schari-Logone scheidet sich im Westen gegen das Benue- und im Süden gegen das Sannaga- und das (französische) Ssanga-System. Die Wasserscheide zwischen Benue und Mbam überschritt Morgen (1400 m) zwischen Banyo und Gaschaka.

Die zum Ozean herablaufenden größeren Flüsse kommen teils aus dem Randgebirge, teils aus dem inneren Hochlande, haben z. T. eine sehr ansehnliche Länge und führen meist auch reiche Wassermengen, selbst in der Trockenzeit. Aber die Terrainstufen, die sie, aus dem hochgelegenen Innern kommend, überwinden müssen, haben zur Folge, daß sie allesamt in ziemlich geringer Entfernung von der Küste Wasserfälle und Stromschnellen aufzuweisen haben, die der Schiffahrt ein Ziel setzen. An der Entfernung der Schnellen von der Küste kann man die Breite der Küstenebene in den einzelnen Gegenden deutlich messen. Der Kampo-Fluß an der Südgrenze ist 50 km weit schiffbar, der Nyong nur 36 km, der Sannaga 50 km, der Mungo (bis Mundame) gleichfalls 50 km, der Wuri bis zu den Schnellen bei Endokoko, für Dampfer jedoch nur in der Regenzeit auf eine Strecke von 65 km, der Abo bis Man-

gamba mit Kanus und in der Regenzeit bis Miang (mit Dampfpinassen) und der Dibambe etwa 65 km.

Der Kampo-Fluß, auf eine kurze Strecke des Unterlaufes die Grenze gegen französisches Gebiet bildend, kommt von der inneren Hochebene herunter und hat vor seiner Mündung eine Barre aufgeschüttet. Der Lobe- und der Kribi-Fluß, ein reißender Gebirgsbach, entströmen dem Randgebirge. Gleichfalls aus dem Terrassenlande eilt der Lokundje zur Küste, zahlreiche kleinere Wasserläufe aufnehmend; er ist bis Bipindi,



Das Sanatorium Suellaba.

wo er den Ndjanga aufnimmt, schiffbar. Schmäler als der Nyong, zeigt er eine gleichmäßigere Tiefe und fällt nördlich von Kribi ins Meer.

Der bei weitem bedeutendste Fluß des südlichen Kamerungebietes ist der Nyong mit auffallend dunkelm Wasser, der im Unterlauf bis zu den Neven du Montfällen (ca. 50 km) am Hauptsteilrand schiffbar ist. Dahinter bildet er abermals, bis zur nächsten Plateaustufe (Morgen schätzt die Strecke auf 200 km), eine frequente Handelsstraße der Eingeborenen. Wo Morgen ihn das erste Mal überschritt, drei Wochen von der

Küste entfernt, hatte er noch eine Breite von 170 m. Seine Quelle scheint tief im Innern zu liegen, in der Nähe von Kunde an der französischen Grenze. Die bedeutendsten Nebenflüsse des Unterlaufs (aber noch auf dem Plateau) sind der Ukelle und der Mafu. Zur Regenzeit steht er in dem flachen, sumpfigen Küstendistrikt durch eine Wasserrinne mit dem Mündungsgebiet des Sannaga in Verbindung. Er mündet bei Klein Batanga, dessen Faktoreien auf einer NNW. verlaufenden, buschbewachsenen Landzunge am linken Ufer gelegen sind.

Der größte Küstenstrom ist aber der Sannaga. Seine Gewässer durchqueren das ganze Schutzgebiet von Ost nach West, und seine Quelle liegt etwa unter dem 15° ö. L. Gr. in der Nähe von Ngáundere. Er ist breit, tief, wasserreich, aber an der Mündung durch eine Barre versperrt. Auch sonst bietet er der Schiffahrt bedeutende Hindernisse. Schon 50 km (nach Morgen 80) von der Mündung entfernt, bei Ediä (Edea) hemmen die 30 m hohen Ediä-Fälle die Weiterfahrt. Bis hierher führt der Strom den Namen Lom. Durch den Kwakwa-Arm steht der Unterlauf mit dem Kamerunbecken in Verbindung. Die Mündung wird durch eingelagerte Inseln in zwei Hauptarme geteilt, den Bengo im Norden und den Bungo im Süden; letzterer ist etwa 1300 m breit. Bis zu den Fällen stößt man auf zahlreiche Inseln. Einen zweiten Gefällbruch erleidet der Strom durch die Herbert-Fälle. In einer Breite von 200 m kommt hier das Wasser zwischen hohen Felswänden herangebraust, um sich donnernd in den 20 m tiefen Abgrund zu stürzen. Dort tost und zischt es in dem selbst gebohrten Kessel und peitscht mit furchtbarer Kraft die Felswände[59]). Noch einmal wird dann, schon auf der inneren Hochebene, die Schiffbarkeit durch die Nachtigal-Schnellen, jenseits der Mbam-Mündung, unterbrochen. Der Strom hat an dieser Stelle eine Breite von etwa 400 m und stürzt sich in einer Höhe von 10 m über Felsmassen in vier Armen hinunter in die Tiefe. Die drei bewaldeten Inseln, welche die einzelnen Fälle von einander trennen, stechen freundlich von dem strudelnden Hintergrunde ab und geben dem

ganzen Bilde etwas ungemein Reizvolles. Morgen fand sie von Angehörigen des Tschinga-Stammes bewohnt, die früher am rechten Ufer gesessen und sich vor den räuberischen Einfällen Ngilas und Mangos im Norden hierher geflüchtet hatten[60]).

Im Unterlauf empfängt der Sannaga rechts die Gewässer des Dschuen, der 25 m breit und sehr tief ist und von den Nlonakobergen kommt. Der bedeutendste Zufluß ist indessen der Mbam, dessen Lauf gänzlich auf der inneren Hochebene liegt, gleichfalls weit ins Innere hineinreicht, und dessen Quelle wohl in der Nähe von Ngáundere zu suchen ist. Nach Erkundigungen Morgens soll er auf dem Gendero-Massiv entspringen, was wohl auf eine Verwechslung mit einem seiner rechten Nebenflüsse zurückzuführen ist, wahrscheinlich mit dem von dem französischen Reisenden Mizon überschrittenen Mauro. An der Stelle, wo Morgen den Mbam auf dem Marsche nach Banyo kreuzte, hatte dieser noch eine Breite von 170 m. In der Nähe seiner Mündung in den Sannaga, wo Morgen ihn zum erstenmal zu Gesicht bekam, war er dagegen etwa 400 m breit, ein schöner, stolzer Strom, eingerahmt von bewaldeten Ufern, mit ruhigem, klarem Gewässer. Morgen taufte ihn damals Kaiser-Wilhelmsfluß, ein Name, der später durch die bei den Eingeborenen übliche Bezeichnung Mbam ersetzt wurde. Der Fluß ist auf weite Strecken, vielleicht auf die ganze Länge seines Laufes, schiffbar. Sein linker Nebenfluß, der Kim (im Oberlauf Ndschereng genannt), hat unweit seiner Quelle bereits eine Breite von 80 m. Er wurde von Morgen, Mizon und von Stetten überschritten. Andere, wie der Nje (80 m) und der Ngu sind noch wenig bekannt, scheinen aber gleichfalls ziemlich bedeutend zu sein. Auch rechts nimmt der Mbam zahlreiche Zuflüsse auf, wie den Difum, den Kontschaja und den aus dem Sultanat Gáschaka kommenden Koi oder Mao Banyo (= Banyo-Fluß).

Charakteristisch für das System des Sannaga-Mbam ist das häufige Vorkommen des Flußpferdes, sowie das Auftreten der Hyphäne (Fächerpalme) statt der sonst vorherrschenden Anona Senegalensis in den angrenzenden Savannen.

Die wirtschaftliche Bedeutung dieses Flußsystems hatte schon Morgen[61]) richtig erkannt. Er ist das Haupteinbruchstor des Schutzgebiets in das Hinterland. Von der Küste aus gelangt man auf dem Wasserwege (ca. 50 km) nach Ediä (Edea). Von hier ist schon frühzeitig durch die Regierung ein Landweg um die Fälle herum nach der (jetzt aufgegebenen) Station Balinga (250 km) angelegt worden. Von dort aus führt der Mbam bis in die Höhen von Tibati und Banyo, und auch seine Nebenflüsse scheinen schiffbar zu sein. Auch die reichen Elfenbeinplätze Ngutte, Ngila und Mango sind in zwei bis drei Tagemärschen von Balinga, das seinerseits nur vier Tagemärsche von der Yaunde-Station entfernt liegt, leicht zu erreichen.

In das Kamerunbecken ergießen (in der Reihenfolge von West nach Ost) — abgesehen von kleineren Wasserläufen wie Ndonga, Ombe 2c. — der Mungo (besser Mongo), der Wuri mit dem Abo und dem Mabambe und der Dibamba (oder Lungasi) ihre Gewässer. Von den Grenzen ihrer Schiffbarkeit ist bereits weiter oben (S. 50) die Rede gewesen. Im Unterlaufe stehen sie sämtlich durch Krieks untereinander in Verbindung (S. 39). Der bedeutendste ist der Mungo mit einer Stromlänge von etwa 130 km, wovon 80 km auf das Grasland entfallen. In der Nähe von Mundame hat er seine Fälle und Schnellen, das Ende seiner Schiffbarkeit. Er entspringt an den südlichen Hängen der Batom-Hügel. Der Wuri entströmt den Manenguba-Bergen, der Dibamba dem Plateaurand nördlich von den Herbert-Fällen des Sannaga. Eine eingehende Beschreibung des Unterlaufs dieser Flüsse hat uns, wie schon früher erwähnt, der Bauinspektor Schran geliefert, auf die wir hier verweisen[62]).

Die nördlichste Wasserstraße von der Küste ins Innere ist der Rio del Rey, der aus mehreren Gewässern besteht, von denen der Maschantu oder eigentliche Rio del Rey am westlichsten fließt; dann folgen nach Osten Meta, Andonkat und Meme.

Der Maschantu kann von größeren Dampfern befahren

werden; er steht durch eine Anzahl von Kriecks mit dem Croß-Fluß (Old Calabar) im englischen Gebiet in Verbindung. Diese Wasserstraßen dienen seit langen Zeiten dem regen Verkehr der Calabar-Händler. Zehn Seemeilen von der Küste teilt sich der Maschantu, und weitere fünf Meilen aufwärts verbindet sich der östliche Arm, namens Ofa, durch mehrere Kriecks mit dem Meta. An dem nördlichsten dieser Kriecks liegt Oron oder Isangili, ein bedeutender Handelsplatz. An der Stelle, wo Ofa und Meta sich vereinigen, liegt eine Insel, hinter der der Ndian einmündet. Auf der Ostseite dieser Insel führt ein etwa 6 m tiefer Krieck in den oberen Teil des Andonkat. Der Ndian ist bis zu seinen Fällen am Orte gleichen Namens für Dampfpinassen schiffbar. Die Entfernung von der Mündung des Maschantu durch den Ofa bis Ndian beträgt 36 Seemeilen. Vor der Mündung des Andonkat liegt die Soden-Insel. Diese und die zu ihren beiden Seiten liegenden Sandbarren, auf welchen nur 3 m Wasser steht, verhindern die Einfahrt größerer Schiffe. Der Andonkat kann bis Moko-Strand und Barika-Strand mit Dampfpinassen, bis Bangolo (86 km von der Küste) mit Booten befahren werden[63]).



Ein Weib
vom Ngumba-Stamme in Südkamerun,
ihr Kind nach afrikanischer Sitte tragend.

Der Oberlauf des Croß-Flusses, in drei oder vier Wasserläufe geteilt, die Hutter[64]) mit dem gemeinsamen Namen Mbia belegt, ragt noch in unser Schutzgebiet hinein und wird von dem Mungo-System durch die Batom-Hügel geschieden.

Was die hydrographischen Verhältnisse des Innern anlangt, so sei hier zunächst als Grundlage die allgemeine Charakteristik hergesetzt, die Passarge[65]) von der Bewässerung des zentralen Sudans gegeben hat.

Zwei Ströme bilden im wesentlichen die Ost- und Westgrenze des zentralen Sudans und stellen zugleich die beiden Hauptflußgebiete der Gegend vor, der Niger und der Logone-Schari mit dem Tsade (Tsädsee). Während aber der Niger das westöstlich streichende Gebirge, d. h. die westliche Fortsetzung des Berglandes von Bautschi und das Küstengebirge durchbricht, fließen die beiden anderen Flüsse in dem wahrscheinlich durch tektonische Linien vorgezeichneten Scharibecken. In der nördlichen Mulde des Zentralsudan fließen zwei Flüsse, der Gülbin und der Komadugu Joobe, ersterer zum Niger, letzterer zum Tsädsee. Die südliche Mulde wird dagegen der ganzen Länge nach vom Benue durchflossen. Dieser Strom entwässert sogar das Schollengebiet Adamauas, und sein größter Nebenfluß, der Mao Kebbi, steht vielleicht mit dem Logon-Gebiet in Verbindung. Von dem zentralsudanischen Hochland fließt nach Westen der Kaduna zum Niger, nach Osten der Gongola zum Benue. Das Küstengebirge oder vielmehr bereits der westliche Teil des südafrikanischen Plateaus (des Plateaus von Ngäundere) sendet diesem Fluß den Katsinna Allah zu, und der Tarabba kommt aus der Senke zwischen dem Tschebtschi-Gebirge und dem Plateau von Ngäundere. Im Schollenland sind die wichtigsten Nebenflüsse von Süden der Faro, von Norden der Mao Dassin und Til, von Osten der Mao Kebbi, dessen Arm Bela Lere aus dem Tuburi-See kommen soll.

Während der Niger verhältnismäßig schmal (ca. 800 m) ist, dafür aber eine erhebliche Tiefe und starkes Gefälle hat, bildet das Benue-Tal eine breite, flache Sandsteinmulde von 20—25 km Breite. Nur stellenweise tritt eine dreißig bis vierzig Meter hohe Sandsteinstufe bis an den Fluß heran und engt ihn ein. Im allgemeinen ist er mindestens ein Kilometer breit. Die Quellbäche des Benue (oder Binue) liegen in der Bucht zwischen dem Karna-Gebirge und dem Ubaka-Gebirge

nördlich von Ngáundere. Zunächst fließt der Strom nach Nordosten, wendet sich dann aber in einem weiten Bogen nach Westen, wird bei Laddo, wo er seinen Weg senkrecht durch die vorgelagerte Granitkette nimmt, von 200 m auf 50 m eingeengt, nimmt oberhalb Garuas den Mao Kebbi, unterhalb desselben Ortes den Faro auf, an dessen Mündung er bereits eine Breite von 800 m zeigt, und erreicht nach 1400 km langem Lauf den Niger zwischen Lokodja und Gbebe. Auf seinen Wasserreichtum kann man schließen, wenn man hört, daß er dem Niger etwa 12—15000 cbm Wasser in der Sekunde zuführt. Bei der geringen Tiefe, die er jedoch besitzt, kann man nur in der Regenzeit mit größeren Dampfern (ca. 400 Tonnen) bis Ribago, jenseits der deutschen Grenze kommen; in der Trockenzeit kann man selbst Ibi nur mit flachgehenden Fahrzeugen erreichen, wie es die „Benue“ der Royal Niger Company ist, ein etwa 20 m langer, 5—6 m breiter Raddampfer mit flachem Boden und einem Tiefgange von dreiviertel Fuß. Die Maschine befindet sich vorn; hinten, über den beiden Rädern, ist ein Hochdeck mit Schattendach für die weißen Passagiere errichtet. Auch der Mittelraum, für die Fracht und die Bemannung bestimmt, ist mit einem Wellblechdach versehen. Den Unterschied, welchen die Trockenzeit herbeiführt, schildert Passarge — auf der Rückfahrt von seiner Tsádsee-Expedition — mit folgenden Worten: „Während auf der Hinfahrt der majestätische Strom sein breites Bett ausgefüllt hatte, so daß der Dampfer dicht am Uferrande liegen konnte, war er jetzt um 5—6 m gefallen, und man blickte vom Rande des Ufers, an welchem Sandsteinbänke anstanden, auf das in der Tiefe befindliche Schiff hinab.“

Der bedeutendste Nebenfluß, der verzweigte Mao Kebbi, gehört nur in seinem Unterlaufe dem deutschen Schutzgebiete an und kommt aus dem Flachlande im Süden des Tsádsees; durch einen Arm scheint er zeitweise mit dem Logone im Verbindung zu stehen. Der französische Reisende Kapitän Lenfant ist wenigstens auf einem zerlegbaren Dampfer (Benoît Garnier) vom Mayo Kebbi über den Túburi-Sumpf in den Logone

eingefahren. Der Tuburi hat keine Ufer; er liegt mitten in Bornu in einer Höhe von 370 m und stürzt in zwei Fällen von je 10 m und in einem Katarakt von 60 m in den Kebbi. Er ist eine Kette von aneinandergereihten, mit Wasserpflanzen erfüllten Wasserlöchern, die von der „Verbindungsstrecke" Zufluß erhalten. Die letztere wird von einem Kanal durchflossen, der in den Logone mündet. Wenn also auch eine Wasserverbindung bestehen mag, so ist sie, wie man sieht, für die Schiffahrt unbrauchbar.

Der Faro entströmt dem Nordrande des Plateaus von Ngáundere, nimmt links den Mao Deo auf und durchströmt das Gelände zwischem dem Alantika- und dem Ssagdje-Gebirge. Zur Regenzeit wohl 550 m breit, kann man ihn in der Trockenzeit durchwaten. Aus Adamaua empfängt der Benue auch noch weitere Nebenflüsse, wie den Ginne, den Tarábba, den (aus dem Donga und dem Bantadji oder Suntai zusammenfließenden) Wukari, den Katsinna Allah u. a. Diese reichen indes höchstens mit ihrem Oberlauf in die deutsche Kolonie hinein. Der Tarábba kommt aus dem Gebiete von Kontscha und empfängt von Gáschaka her den Kam. Die Quellflüsse des Katsinna Allah entströmen den aus Zintgraffs Kämpfen her bekannten Ländern der Bafut, Bandeng und Bafum.

Nachtigal[66]) schätzte die Wassermenge, die dem Tsâdsee jährlich durch seine Nebenflüsse zugeführt wird, auf 70 Kubikkilometer, von welcher der Schari allein sechs Siebentel liefern soll. Der Schari, den man früher mit dem Uelle und überhaupt mit dem Kongo-System in Verbindung gebracht hatte, ist ein außerordentlich weit ausgreifender Fluß. Seine südwestlichen Quellarme reichen bis in die Gegend von Ngáundere hinauf, die südlichen, unter denen besonders der Gribingi wichtig ist, kommen Zuflüssen des Ubangi unter 6° n. Br. sehr nahe. Die Meereshöhe des südlichsten Scharigebietes beträgt nur 400 bis 600 m, auch die Zahl der etwas höheren Einzelberge scheint nicht groß zu sein. Der französische Reisende Gentil überschritt von Kemo und Tomi aus die Wasserscheide, die hier fast unmerklich war. Der von teilweise hohen Ufern

eingefaßte, einige Fahrthindernisse aufweisende Gribingi durchfließt eine einsame und großartige Landschaft. Etwas belebter sind die Ufer des mächtigen Schari. Im Südosten und Osten ziehen sich Zuflüsse des Schari bis nach Dar Fur hinauf; doch bedarf es noch genauerer Untersuchungen, um zu entscheiden, ob nicht einzelne der meist nur periodischen Wasserläufe dieser Gegenden in anderen Wasserbecken ihr Ende finden. Der Schari mündet in einem vielarmigen Delta in den Tsâdsee, dessen südliches Ufer er bereits einzuschränken beginnt. Kurz vor der Mündung beträgt die Breite des Stromes ca. 1000 m und die Tiefe (in der Trockenzeit) 1 bis 2 m (nach Denham). „Sein Ostufer, sagt Nachtigal, erhebt sich im allgemeinen höher als das westliche und ist dann dicht mit hochstämmigen Bäumen bewaldet; doch bisweilen wird die hohe Uferlinie plötzlich unterbrochen oder weit zurückgerückt, so daß das Tal des Schari eine Breite von mehreren Kilometern gewinnt.“

Sein bedeutendster Nebenfluß ist der links unweit der Mündung einfallende Logone. Der Komadugu, dessen Quellen in etwa 500 m Höhe westlich von Kano liegen, und der besonders durch Barth bekannt geworden ist, fließt westlich vom Schari in den Tsâdsee.

Wenn wir nun von den fließenden Gewässern unsern Blick auf die Seen unseres Schutzgebietes richten, so ergibt sich, daß es an solchen von einiger Ausdehnung fast gänzlich mangelt. Der Elefanten-See und der Soden-See am Nordabhange des Kamerunberges sind offenbar vulkanischen Ursprungs. Etwas größer ist der Ossa-See in der Nähe der Ediä-Fälle des Sannaga. Das ist alles. Doch haben wir auch auf eine kleine Uferstrecke des Tsâdsees Anspruch erworben.

Der Tsâdsee (oder Tsâde), nur 270 m über dem Meeresspiegel gelegen, ist ein flaches, sumpfiges, abflußloses Süßwasserbecken, eine „Süßwasserlagune“, eine „ungeheure Lache“, wie Barth[67]) den See nennt. Die westliche, südwestliche und südliche Umgebung ist flach; dagegen trägt die Landschaft im Nordosten hügligen und welligen Charakter. Bei Niedrigwasser beträgt die Größe des Sees 27000 qkm, bei Hochwasser

wohl das Doppelte. Doch sind diese Schätzungen sehr unsicher. Ungeheure Schilfmassen bekleiden das sumpfige Ufergelände. Zahllose Inseln bedecken die Oberfläche des Sees, besonders in seinem östlichen Teile. Auf der uns gehörigen Strecke ist das Ufer völlig flach und kilometerweit unpassierbarer Sumpf. Wirtschaftlich hat der See gar keine Bedeutung und der Zugang zu demselben, um den die deutschen Kolonialpolitiker sich seinerzeit so arge Sorgen gemacht haben, nur insofern Wert, als wir dadurch wenigstens einen Teil des wertvollen Bornu-Landes in unsern Besitz gebracht und die Franzosen und Engländer verhindert haben, sich in unserm Hinterland die Hand zu reichen und von dem Sudanhandel gänzlich abzuschneiden.

Das Klima Kameruns.[68])

In seinem Werke über die Kamerunküste faßt Plehn die Charakteristik des Kamerunklimas in folgende Worte kurz zusammen:

„Die Flußniederungen und die urwaldbedeckte Küstenebene bis zum Hochlandrande zeichnen sich durch hohe Temperatur, hohen Feuchtigkeitsgehalt der Luft, geringe Luftbewegung und starke Bewölkung, die Steppe durch niedrige Temperatur, größere tägliche und jahreszeitliche Unterschiede in Lufttemperatur und Feuchtigkeit, welch letztere während der Trockenheit wesentlich geringere Werte zeigt, kräftigere Luftbewegung, geringere Bewölkung und intensivere Sonnenstrahlung aus."

Im ganzen Küstengebiet (schreibt Hutter), dann im Nordteil bis zum Fuß des Plateaurandes über 200 km ins Innere hinein, im Süden bis über die erste Terrasse hinauf etwa bis zur Station Lolodorf, fast 100 km, herrscht das ganze Jahr hindurch eine feuchtwarme Treibhausluft, die außerordentlich erschlaffend wirkt und nur geringen Schwankungen unterworfen ist. Bei einer mittleren Jahrestemperatur von 25,3° C. in Duala, 23,8° in Barombi, in Viktoria 25,1° und in Lolodorf 22,6° weist z. B. in Duala der Februar, als der heißeste Monat 27,3°, der Juli als der kälteste 24,4° C auf; die beobachteten Maxima und Minima bewegen sich zwischen 32,2° und 19° C. Im allgemeinen herrscht die niedrigste Temperatur in den Monaten Juli bis Oktober, die heißesten Monate sind Februar und März. Die Temperaturen der inneren Hochländer haben durchschnittlich geringere Ziffern

aufzuweisen. Für Baliburg ist ein Jahresmittel von 18°, für die Yaunde-Station von 22° berechnet worden. Hier wie in Ostafrika zeigen sich erhebliche Tagesschwankungen, besonders in der Trockenzeit. In Baliburg sind solche bis über 21° beobachtet worden. Natürlich zeigt auch der Kamerunberg abweichende Verhältnisse; so hat Buëa nur ein Jahresmittel von 19,6°.

Die Luftbewegung ist während der Regenzeit schwächer als in den heißen, trockenen Monaten. Im allgemeinen wehen morgens schwache Ostwinde, die um Mittag durch eine stärkere, aus West oder Südwest kommende Seebrise abgelöst werden. Im Frühjahr und Herbst treten häufig verheerende Wirbelstürme mit heftigen Gewittererscheinungen (Tornados) auf.

Die Niederschlagsverhältnisse sind nur erst an der Küste und in den küstennahen Gebieten Gegenstand eingehenderer Beobachtungen gewesen. Im allgemeinen zeigen die Küstengegenden außerordentlich hohe Jahressummen, z. B. Bibundi 10485,4 mm, Duala 4016,1 mm, Debundja 9405,6 mm, Viktoria 2260,7 mm. Im Innern scheinen die Niederschlagsmengen geringer zu sein; wenigstens hat die Yaunde-Station nur 1531 mm aufzuweisen.

Die jahreszeitliche Verteilung der Niederschläge im Schutzgebiet ist — soweit Beobachtungen vorliegen — nach den Landesteilen außerordentlich verschieden. Im Kamerunästuar ist der August mit ca. 975 mm der regenreichste Monat. Unter Berücksichtigung der elektrischen Erscheinungen kann man für das Klima des Kamerunbeckens vier Jahreszeiten feststellen.[62])

a) Die Periode der stärksten Regen, Juni—September. Kühlste Jahreszeit. Fast frei von elektrischen Erscheinungen, Tornados und Gewittern.

b) Die Periode reichlichen (wenn auch nicht täglichen) Regenfalls, September bis Oktober.
Reich an Gewittern und Tornados.

c) Die Periode der Regenarmut, November bis Februar.
Tornados sind selten, bringen aber bei ihrem Auftreten unter Umständen erhebliche Niederschläge.

d) Die Periode des Übergangs, Februar und März. Heißeste Jahreszeit.

Zunahme an Tornados und Gewittern.

An der Batangaküste unterscheidet man eine Regenzeit, Mitte Juli bis Mitte Dezember, eine Trockenzeit von Mitte Dezember bis zum März, sowie eine wechselnde Periode von



Weiber vom Stamm der Banyang, Körbe mit Feldfrüchten auf den Kopf tragend.

März bis Mitte Juli. Doch wird auch die große Regenzeit oft durch trockene Tage unterbrochen.

Auf dem Kamerungebirge verteilen sich die Niederschläge über das ganze Jahr ziemlich gleichmäßig, doch scheint die Zeit vom November bis März regenärmer zu sein als die übrigen Monate. Von der Station Yaunde, die im Randgebirgsdistrikt gelegen ist, wird ferner berichtet, daß sich dort vier Jahreszeiten unterscheiden lassen, nämlich:

1. Trockenzeit, vom Dezember bis Mitte Februar.
2. Regenzeit, bis Mitte Juni, am stärksten im April und Mai.
3. Zweite Trockenzeit, bis Ende August.
4. Zweite und stärkste Regenzeit.

Auf der Hochebene sind erst wenig Beobachtungen angestellt. Die jährliche Niederschlagsmenge in Baliburg beläuft sich auf ca. 2750 mm. Die Trockenzeit dauert hier von Mitte November bis Ende Februar. Die Regenzeit wird durch Tornadoperioden von 2—3wöchiger Dauer eingeleitet und abgeschlossen.

Eingehendere Beobachtungen über das Klima des Graslandes hat Fr. Hutter im Balilande gemacht.[70]) Wenn dort im Oktober das Ende der Regenzeit da ist, so ist der Morgen oft schon klar und schön, bisweilen aber die Landschaft in den ersten Frühstunden noch von dichtem Nebel verhüllt. Reichlich liegt der Tau auf den unendlichen Grasflächen. Eine leichte Brise weht aus Ost oder Südost. Langsam steigt die Temperatur, die nachts auf 13° und 12° gesunken war, gegen Mittag an auf 22° und 24°. Mit ihr steigert sich auch die Stärke des Windes, der meist von Ost nach Südwest umspringt und angenehm erfrischend wirkt. Aber im Laufe des Vormittags ziehen sich in dieser Periode Tag für Tag Gewitterwolken zusammen, und nachmittags bereits oder spätestens abends entladen sie sich in kurzen, aber heftigen Stößen. Stoßweise auch braust der rasch stärker werdende Wind an und peitscht die Regenmassen so dicht, daß man auf acht, zehn Schritte nichts mehr sieht. Gewaltige Donnerschläge krachen darein. Dann ist es plötzlich vorbei. Tief hängen die Wolken herab, und gegen Abend lagern dichte Nebel über dem Land. Nicht selten wetterleuchtet es aus allen Richtungen morgens und abends. Am nächsten Tage wiederholt sich das gleiche Schauspiel.

Was sind unsere heimischen Gewitter, sagt Morgen,[71]) gegen diese mit elementarer Gewalt heranbrausenden afrikanischen Unwetter, was unsere Gewitterregen gegen diese mit unglaublicher Kraft heruntergießenden Bäche, die alles mit sich

reißen, was ihnen in den Weg tritt! Am Horizont sieht man plötzlich, während alles noch in Sonne und Ruhe liegt, dicke schwarze Wolken auftauchen, mit Geheul kommt im nächsten Augenblick der Tornado gebraust, dann folgen mit rasender Geschwindigkeit die Wolken, und nun beginnt ein Leuchten und Zucken, ein Knattern und Krachen, das alles erbeben und erzittern macht.

So naht die zweite Hälfte des November; die elektrischen Entladungen, die Regen und die Nebel werden schwächer; die Trockenzeit kündigt sich immer deutlicher an. Von Nordost kommt der „schwarze Schnee", verbrannte Grasreste, die der Wind Hunderte von Kilometern weit verweht. Mit einem letzten Donnergrollen nimmt die Regenzeit um Mitte November Abschied.

Die erste Hälfte der nun folgenden Trockenzeit ist durch fast gänzliche Abwesenheit von Regen und Gewittererscheinungen gekennzeichnet. Der Morgentau ist nur noch schwach, die Morgenkühle aber sehr empfindlich, oft nicht mehr als 7°. Zwar steigert sich die Temperatur schnell bis auf das Drei- und Vierfache, aber die Hitze bleibt erträglich, da ein kräftiger Ost- oder Südwestwind erfrischend wirkt. Wolkenlose Bläue liegt über der Landschaft. Abends ist es meist windstill, und schnell fällt die Temperatur wieder zu fröstelnder Kühle. Da jeder Regen fehlt, entwickelt sich ein furchtbarer Staub. Im Dezember und Anfang Januar ist die Zeit der Grasbrände. Den Tag über ist der Himmel mit braunem Dunst, des Nachts mit Feuerschein überzogen. Doch sind diese Grasbrände durchaus nicht so imposant, vor allem aber nicht so gefährlich, wie sie öfters geschildert werden. Meist sieht man nur eine dünne, glimmende, beim Näherkommen etwas knisternde Feuerlinie heranziehen. Das Feuer ist nicht hoch und der Rauch nicht dick, da in der Schnelligkeit, mit der die Flamme vorwärts getrieben wird, nur die dünneren Gräser verzehrt werden, die starken Halme des hohen Schilfgrases aber unberührt bleiben. Einem solchen Feuer, sagt Morgen, zieht man ruhig entgegen und hat nur nötig — an den Feuerrand herange-

kommen — einige schnellere Schritte über denselben hinweg zu machen. Ist man im Lager, so läßt man einfach ein Stück Grasfeld auf der Windseite schon vorher abbrennen und ist dann geschützt.

Mitte Januar setzen die elektrischen Erscheinungen wieder ein, und um den 25. Januar herum rauscht der erste Gewitterregen wieder zur Erde herab. Dabei kühlt sich die Temperatur oft so bedeutend ab, daß Hagelerscheinungen auftreten. Bis über Mitte März kracht und gießt es fast jeden Tag wie im Oktober, und heftige Stürme brausen über das Land. Im April ist wieder Trockenzeit, bisweilen von Tornados unterbrochen. Anfang Mai fangen die Gewittererscheinungen an, allmählich abzunehmen. Die Stürme legen sich, der Himmel hüllt sich immer mehr und immer länger in graues Gewölk, die Nebel werden häufiger, die Luft wird feuchter, es ist den ganzen Tag über windig, und die großen Tagesschwankungen der Temperatur weichen wärmeren Morgen, kühleren Mittagen.

Dann herrscht im Juni, Juli und August die trostlose Regenzeit. Dichter Nebel hüllt des Morgens die Landschaft ein, und feiner Sprühregen rieselt durchkältend und durchfröstelnd nieder. Vergebens wartet man auf einen erwärmenden Sonnenstrahl. Wohl jagt der sich allmählich erhebende kalte Südwest die schweren Nebelmassen auf, doch nur, um neue Regenwolken heranzuführen, die tief herniederhängend ihre Wasser in gleichem, melancholischen Plätschern Tag und Nacht auf die regenschweren Grasflächen senden.

Auch im September und der ersten Hälfte des Oktober nimmt die Regenmenge nicht ab, doch beginnen Anfang September bereits wieder Gewittererscheinungen aufzutreten. Nun fangen auch die Winde an zu wechseln. Dann nehmen die Regenfälle ab, und die Tornadoperiode des Oktobers beginnt aufs neue den meteorologischen Kreislauf des Jahres.

Die für die innere Hochebene charakteristischen hohen Tagesschwankungen der Temperatur können nicht besser illustriert werden als durch ein Erlebnis Morgens bei Banyo.

„Kaum war die Sonne untergegangen", erzählt er, „als unter der Einwirkung des trockenen Nordostwindes die Temperatur in einer Weise zu sinken begann, wie ich es bisher noch nicht erlebt hatte. Am Mittag hatten wir nahezu 40° C gehabt. Nun sank die Temperatur in kurzer Frist unter 10° hinab, und am frühen Morgen zeigte das Thermometer nur 4°. Meine Träger tanzten und liefen um das Feuer herum, um sich nur einigermaßen warm zu halten. Zwei Leute, die vor Müdigkeit eingeschlafen waren, fanden wir am nächsten Morgen vollkommen erstarrt vor, und erst nach langem angestrengten Reiben gelang es uns, sie ins Leben zurückzurufen."

Die Gesundheitsverhältnisse.

Die schlimmsten klimatischen Krankheiten des Schutzgebietes sind die Malaria (das Fieber) und das Schwarzwasserfieber. Daneben sind besonders Hautkrankheiten häufig (Roter Hund, Ringwurm, Furunkulose, Krokro).

Die einheimischen Eingeborenen haben wenig vom Fieber zu leiden, während fremde Neger stark damit zu kämpfen haben. Ähnlich steht es mit der Syphilis. Besonders häufig sind unter den Eingeborenen Fuß- und Unterschenkelgeschwüre, die infolge Vernachlässigung oft aus unbedeutenden Wunden entstehen. Auch werden sie außergewöhnlich viel von langwierigen Augenkrankheiten, wie Bindehaut- und Hornhautentzündungen, befallen.

Man kann die Tropenkrankheiten nach Professor Dr. Nocht in drei Gruppen teilen.[72]) Die erste Gruppe bilden die direkt durch das Tropenklima verursachten Krankheiten, wie Sonnenstich, Hitzschlag, gewisse nervöse Störungen usw. Die zweite Gruppe umfaßt die tropischen Infektionskrankheiten (Malaria, Schwarzwasserfieber, Dysenterie). In die dritte Gruppe reiht Professor Dr. Nocht Tropenkrankheiten mit noch unbekannten Ursachen ein. Hierher rechnet er z. B. die in Kamerun nicht vorkommende Beriberikrankheit. Dagegen fehlen z. B. Scharlach,

Diphteritis, Tuberkulose[73]), Unterleibstyphus und das gelbe Fieber in Kamerun; rheumatische Affektionen scheinen besonders in der Tornadozeit aufzutreten.

Die Tropenkrankheiten, in deren Erkenntnis wir am weitesten vorgeschritten sind, sind die der zweiten Gruppe. Obenan steht als wichtigste Krankheit die Malaria, die jetzt, während sie bis vor wenigen Jahren allen Versuchen, in ihr Wesen tiefer einzudringen, hartnäckig Trotz bot, zu den am besten bekannten Infektionskrankheiten gehört. Bekanntlich sind die Stromgebiete des Senegal und Gambia, die ganze Guineaküste von Sierra Leone bis hinunter zum Kap Lopez und das Kongobecken die berüchtigtsten Malariaherde in Afrika. Nur wenige Europäer bleiben davon völlig verschont, und auch die stärkste Konstitution ist kein Schutzmittel dagegen. Doch vermag vorsichtige Lebensweise die Gefahr sehr einzuschränken: besonders wichtig ist die Vermeidung sexueller und alkoholischer Exzesse sowie der Unvorsichtigkeit, sich der lotrechten Bestrahlung der Äquatorialsonne längere Zeit ohne Kopfbedeckung auszusetzen. Denn durch derartige Torheiten wird die Widerstandsfähigkeit des Organismus gegen eine Fieberinfektion geschwächt. Was die direkte Ursache anlangt, so ist durch Geheimrat Professor Dr. Koch festgestellt worden, was schon früher auch von englischen Ärzten behauptet wurde, daß der Krankheitserreger von einer besonders in sumpfigen Gebieten lebenden Stechmückenart (Anopheles) aufgenommen und durch den Stich in das Blut des menschlichen Körpers übertragen wird. Schlimmer noch als die unmittelbaren Leiden, wie Schüttelfrost, Kopfschmerz, Schwindel, Erbrechen, sind die Begleiterscheinungen, Lähmung der Willenskraft und Depression des Lebensmutes, und die oft bösartigen Folgen, hochgradige Nervenschwäche, Abnahme des Gedächtnisses, Anämie u. a., abgesehen davon, daß viele Fälle zum Tode führen, besonders wenn erst die Kräfte durch oft wiederholte Anfälle sehr geschwächt sind. Im Jahre 1903 starben in Kamerun bei einer weißen Bevölkerung von 1060 Personen (davon etwa 350 fluktuierend) und 32 Todesfällen überhaupt allein 9 Personen an Malaria.

Die Bekämpfung der Malaria hat sich in der Praxis viel schwieriger erwiesen, als man es bei den ersten, mit Begeisterung unternommenen Angriffen, die nach der Klarstellung der Entstehungsursachen vor wenigen Jahren überall begonnen wurden, glaubte. Indessen sind doch bemerkenswerte Erfolge erzielt worden, und die Zahl der Todesfälle hat überall und auch in Kamerun erheblich abgenommen. Prophylaktische Hygiene[74]) und ständiger Gebrauch kleiner Chinindosen sind vorläufig noch die besten Vorbeugungsmittel.

Die schlimmste Komplikation der Malaria ist das sogenannte Schwarzwasserfieber, das in Kamerun im Jahre 1903 noch mehr Opfer als die einfache Malaria (16) forderte. Die Pathogenese dieser Krankheitsform ist noch unaufgeklärt; sie führt meist durch akute Blutzersetzung zum Tode.



Weiber des Banyang-Stammes an der Tür ihrer Hütte.

Abgesehen von der Malaria ist für unsere tropischen Kolonien augenblicklich die Trypanosomenkrankheit die wichtigste protozoische Blutinfektion. Die durch die Trypanosomen — so werden die eigenartigen Flagellaten, die diese Krankheiten hervorrufen, genannt — bedingten Krankheiten herrschen in weiteren Bezirken des tropischen Afrika endemisch; in den am schwersten ergriffenen Gegenden sind 50—75 % der Einwohner infiziert gefunden worden. Auch Europäer bleiben davon nicht verschont. Die Krankheit verläuft fast immer sehr chronisch; wo sie in sehr virulenter Form auftritt, äußert sie sich in unregelmäßigen Fieberanfällen, die allmählich zum Tode führen. Im Zusammenhange damit steht die jetzt im tropischen Afrika so sehr um sich

greifende Schlafkrankheit, die auch schon mehrere Europäer ergriffen hat und stets tödlich endet.

Dysenterie (Ruhr) scheint verhältnismäßig selten zu sein; die letzte Statistik (1903) meldet nicht einen Todesfall; nur in den Buschfaktoreien und auf Expeditionen kommt sie infolge des Mangels an hygienischer Vorsorge öfter vor.[75]) Sie herrscht übrigens auch unter den Eingeborenen und tritt mitunter epidemisch auf. Hutter erzählt, daß eine Ruhrepidemie im Jahre 1892 unter den Bali-Leuten über 600 Opfer forderte.[76])

An sich, wenigstens im Anfang, weniger gefährlich, aber bei ihrer Schmerzhaftigkeit und Hartnäckigkeit nicht weniger qualvoll sind die zahlreichen Hauterkrankungen. Der „rote Hund" (prickley heat), ein juckender Ausschlag, wird oft durch unzweckmäßige Kleidung, besonders die hautreizende Wolle, hervorgerufen. Der „Ringwurm" (herpes tonsurans) ist eine Hautflechte. Auch die Krokro-Krankheit, die besonders die Gelenke heimsucht und schmerzhafte Eiterungen hervorruft, macht Schwarzen und Weißen viel zu schaffen. Perubalsam, Höllenstein und Zinkblumen zur Bekämpfung dieser Plagegeister dürfen daher in keiner Tropenapotheke fehlen.

Rechnet man dazu die Belästigungen durch allerlei Insekten und andere Tierchen, besonders aber durch die Landplage der Sandflöhe (pulex prenetraes), die sich unter die Nägel der Füße und Hände eingraben und eiternde Entzündungen hervorrufen, so kann man den Schmerzensschrei verstehen, den ein bekannter Reisender[77]) ausstößt, indem er die Vorbereitungen für das Nachtlager in Afrika schildert. „Dicht neben dem Feldbett, schreibt er, wird ein kleines Feuer angezündet. Zwar beißt einem der Rauch die Augen; aber das ist immer noch erträglicher als die zahllosen kleinen Fliegen, die sich sonst in Augen, Mund, Nase und Ohren setzen. Gegen diese winzigen Quälgeister hilft auch kein Moskitonetz; sie schlüpfen durch die Maschen. Dann läßt man sich von seinem Diener sorgfältig die Zehen absuchen und die Sandflöhe, die

sich unter die Nägel eingebohrt haben, nebst Eiersack mit einem spitzen Holzsplitter herausgraben und verbindet die kleinen Wunden. Die Stiefel werden an einem Lianenstrick frei aufgehängt, sonst fressen die Ratten das Lederzeug an. Schließlich werden die Füße des Feldbettes in mit Wasser gefüllte Kalebassen oder Konservebüchsen und dgl. gestellt, um die Ameisen abzuhalten. Jetzt hat man noch die auf den dürren Palmblattdächern (der Station) laut raschelnden Jagden der zahlreichen großen, farbenprächtigen Eidechsen über sich ergehen zu lassen, bis auch diese schlafen gehen. Und nun endlich darf man hoffen ruhen zu können." Die gefährlichsten Tiere der Wildnis sind nicht Löwe, Leopard, Schlange, Krokodil, Elefant, nein, sie heißen — Sandflöhe, Ameisen, Fliegen und Ratten! Besonders trifft man Schlangen nicht häufig; aber es kommt doch vor, daß sich einmal eine in den Strohsack des Ruhelagers verkriecht und den Müden mit einem Satz vom Bette aufjagt.

Malaria und Schwarzwasserfieber nebst den Trypanosomenkrankheiten lassen, wo sie herrschen (also im Küstengebiet), an sich schon eine Ansiedlung von Europäern in Massen ziemlich aussichtslos erscheinen. Sollte aber auch in fernerer Zeit eine energische Bekämpfung dieser Krankheiten größere Erfolge aufzuweisen haben als heute, so wird doch ein anderer Umstand den dauernden Aufenthalt des Europäers in Kamerun verhindern. Die Gleichmäßigkeit der hohen Wärmegrade in Verbindung mit dem hohen Feuchtigkeitsgehalte der Luft sagen auf die Dauer dem europäischen Organismus nicht zu, sondern rufen schwere Störungen in der Tätigkeit des Herzens, der Lunge, der Leber und der Nieren hervor, die nach kürzerer oder längerer Zeit einen Klimawechsel notwendig machen, wenn nicht der Tod oder dauernde Schädigungen eintreten sollen.

Diese Beobachtung wird auch durch die Erfahrungen in anderen Tropenkolonien, z. B. auf Java und Sumatra, bestätigt.

Anders steht es vielleicht mit den Randgebirgen und den

höher gelegenen Teilen der inneren Hochebene. Einmal ist das Klima milder und durch die starke Nachtkühle (die aber wieder Krankheiten der Respirationsorgane und Rheumatismen begünstigt) erträglicher, andererseits scheint in den höchstgelegenen Landesteilen das Malariafieber nicht vorzukommen. Doch ist das Innere noch zu wenig untersucht, um die Frage nach seiner etwaigen Eignung für europäische Massensiedlung jetzt schon mit Nutzen diskutieren zu können.

Inzwischen hat man auf dem Kamerunberge (Station Buëa), 920 m über dem Meere, am Südostabhange ein Rekonvaleszentenhaus für Beamte eingerichtet, und auch die Missions- und Pflanzungsgesellschaften haben dort Erholungsstationen für ihre Angestellten angelegt, da das Klima hier für Europäer zuträglicher ist, als in den Küstenniederungen. Die Durchschnittstemperatur beträgt ca. 21° C, sinkt aber nachts mitunter selbst bis zu 10°. Selten ist es windstill, die Luft ist frisch und leicht, der Himmel fast nie ganz ohne Bedeckung, die Sonnenstrahlung daher weniger empfindlich.

Auch auf der Landzunge Suellaba an der Mündung des Kamerunflusses hat man ein Sanatorium für Rekonvaleszenten angelegt, denen die frische Seeluft sehr bekömmlich ist (siehe Abbildung auf S. 51).

Natürlich waren im Anfange der deutschen Okkupation die Gesundheitsverhältnisse der Europäer viel schlechter, als sie es heute sind. Der wesentliche Umschwung ist besonders auf die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, die Zufuhr von Schlachtvieh und die Kultur europäischer Gemüse — wodurch die verderbliche Ernährung mit Konserven eingeschränkt wurde —, die Entfernung alles überflüssigen Buschwerks aus der Nähe der europäischen Wohnungen, sowie die jetzt fast allgemein geübte Chinin-Prophylaxe zurückzuführen. In den meisten Fällen des Ablebens infolge von Schwarzwasserfieber handelte es sich z. B. im Jahre 1903 um Leute, die nicht oder nur unregelmäßig Chinin genommen hatten.[78]) Die Sterblichkeit der Europäer im Jahre 1903 in den Küstengegenden stellte sich folgendermaßen:



Ein Baumwollbaum.

Durchschnittliche Iststärke der Europäer im Bezirk	Davon gestorben		
	insgesamt	an spezifisch tropischen Erkrankungen (Malaria, Schwarzwasserfieber)	
		Anzahl	Prozent der Iststärke
Viktoria: 142	10	9	6,41 %
Duala: 172	12	7	4,07 %
Kribi: 77	1	1	1,30 %
Edea: 40	0	0	0
Summe: 431	23	17	3,95 %

Im ganzen kamen auf 1060 Personen im Jahre 1903 nur 32 Sterbefälle, während in Deutschland die mittlere Sterblichkeit auf 1000 etwa 22 beträgt. Der Unterschied ist also zwar beträchtlich, aber nicht so groß, wie man sich nach oberflächlichen Angaben über das Klima gewöhnlich vorzustellen pflegt.

Schon im Jahre 1893 hat die Regierung ein wissenschaftliches Laboratorium zur systematischen Erforschung der Krankheiten des Schutzgebietes eingerichtet. In Duala besteht ein Hospital für Weiße, nach dem System Monier erbaut und für acht Kranke bestimmt. Eingeborene werden in einem besonderen Barackenlazarett behandelt.

Die Vegetation.[79])

Unter den kontinentalen Reichen der Tropenvegetation ist Afrika in bezug auf Entfaltung der Charakterformen das ärmlichste, und es ist auch merklich ärmer an tropischen Kulturpflanzen als Indien oder Brasilien, wenn auch lange nicht so arm wie Australien.

Innerhalb des großen Kontinents treffen wir hinsichtlich der Vegetation auf sehr verschiedene Gebiete. Im Norden herrscht noch die Mittelmeerflora vor. Dann folgt die Wüste mit ihrem spärlichen und einförmigen Pflanzenkleid. Der Sudan wird durch weit ausgedehnte Savannen, untermischt mit lichten Wäldern charakterisiert. Nähern wir uns der Elfenbeinküste, der Küste von Kamerun oder dem oberen Kongo, so werden die Wälder dichter und umfangreicher, ohne jedoch an Großartigkeit und Pracht mit den südamerikanischen Wäldern wetteifern zu können. Immer und immer wieder verrät eben auch die Vegetation, daß Afrika im ganzen nur ein mäßig bewässerter Erdteil ist.

Ein gewisser Gegensatz hinsichtlich der Vegetation besteht zwischen dem Westen und dem Osten des Kontinents. Nach Engler hat Westafrika mehr auf sein Gebiet beschränkte Pflanzen (45,2 %) als Ostafrika (35,5 %). Die rein tropischen, Feuchtigkeit liebenden Gewächse sind ferner — besonders in den feuchten Waldzonen — weit zahlreicher als im trockneren Osten des Erdteils. Dagegen fehlt eine ganze Reihe von Kompositen und gebirgsbewohnenden Familien, wie die Kruziferen und die Umbelliferen. Und ferner besitzt Westafrika

eine geringere Zahl allgemein verbreiteter tropischer Gattungen als Ostafrika.

Auf diesem allgemeinen Hintergrunde ruht das Vegetationsbild von Deutsch-Kamerun.

An der Küste, wo das Ufer nicht sogleich etwas höher ansteigt, finden wir — und zwar besonders ausgeprägt an den Rändern der beiden großen Aestuarien — die schon früher beschriebenen[80]) Dickichte der Rhizophoren, die Mangrovenwälder. Wo sie fehlen, wie an der Batanga-Küste, schiebt sich zwischen die Meeresküste und den Urwald ein Streifen offenen oder mit dichtem Buschwald bedeckten Landes ein. Hier und da finden sich auch Hochwaldbäume und Palmen. Gleich dahinter beginnt ein Urwaldgürtel, der rings an der Küste entlang den Randgebirgen vorgelagert ist, die Vorberge überall bedeckt und sich meist noch weit ins Gebirge hinaufzieht. Er ist so dicht, daß er wohl mit dem Loango- und dem großen innern Kongowalde verglichen werden kann. Im allgemeinen ist er eintönig, leblos und arm an Tieren und Menschen.[81])

„In weiter, grün überwölbter Halle nimmt das Waldmeer den Eintretenden auf. Das Laubdach ist durch unzählige, oft wunderlich geformte Säulen an 20 m über den Boden gespannt. Ungeheure Stämme, astlos, schnurgerade und walzenrund, verlieren sich nach oben in den Blättermassen. Zu ihren Füßen wuchert in üppiger Fülle Gesträuch und Gestrüpp. Lianenranken, sich kreuzend, verschlingend, die einen dünn und glatt, die anderen von der Stärke eines Schenkels und mit scharfen Dornen bewehrt, kriechen in den seltsamsten Windungen auf dem Boden entlang und liegen zusammengerollt um die Stammenden der Urwaldriesen gehäuft; dann wieder umklammern sie in den mannigfaltigsten Verschlingungen Stamm und Geäst, schwingen sich in luftigster Höhe von Wipfel zu Wipfel, ranken sich erwürgend an den Stämmen hinan oder hängen in wüstem Gewirr herab bis zum Boden, mit ihren erdrückten, erstickten Opfern niedergerissen. Über all diesem Chaos und den dichten Laubmassen entfalten — da und dort durch eine Lücke sichtbar — frei und hoch die mächtigen Stämme,

die das Auge in den niedrigeren Wipfeln hat verschwinden sehen, in einer Höhe von 50 und 60 m ihre breit ausgelegten Kronen: ein Wald überm Wald."[82])

Der Charakterbaum des kameruner Urwaldes ist der mächtige Baumwollbaum (Eriodendron anfractuosum). „Gerade aufstrebend, zylindrisch, mit mächtigen, fast wagerecht liegenden und in mehreren Etagen angeordneten Ästen, die aber erst in bedeutender Höhe vom Boden beginnen, führt er seinen Namen von seiner ungefähr 15 cm langen, spindelförmigen Frucht mit graugelber, holziger und unebener Schale, welche sich bei der Reife öffnet, wie die Früchte der Baumwollstaude, und einen kurzfaserigen, wolligen und seideglänzenden, weißen oder gelblich-weißen Inhalt zeigt, dessen Weichheit der der Eiderdaunen nahezu gleichkommt. Der Stamm trägt auf seiner grauen Rinde kurze, breitbasige, kegelförmige Stacheln, welche nach oben zu verschwinden. Der Inhalt der Früchte wird in den Haussaländern zur Polsterung der Kissen und Sättel usw. verwendet, auch zur Füllung der Wattepanzer." So schildert Nachtigal den riesigen Baum. Die eigentümliche Form des unteren Stammes und seine gigantischen Dimensionen führt uns unser Bild recht deutlich vor Augen.

Daneben reihen sich Stämme von Spathodea campanulata Beauv., Heptapleurum elatum Hiern., Musanga Smithi, Anthocleista Vogeli, Baumfarnen usw. Auch Ebenholz- und Mahagonibäume finden sich im Urwald, und Rotholz liefert die stattliche Baphia nitida. In den Wäldern des Randgebirges wachsen wilde Kaffeebäume. Die Früchte des Kolanußbaumes (Sterculia acuminata) bilden eines der wichtigsten Sammelprodukte der Kolonie. Die Landolphia florida, eine Lianenart, liefert den kostbaren Kautschuk, ebenso wie eine Ficusart. Leider schneiden die Eingeborenen die Liane nicht an, um den Saft zu gewinnen, sondern hauen sie durch und vernichten diese Pflanze so für die Zukunft, ein Verfahren, dem man durch entsprechende Belehrung entgegenzuwirken sucht, um die Bestände zu schonen.

Besonders reich ist die Kolonie an **Palmen**, die allerdings nicht auf das Waldgebiet beschränkt sind, vielmehr z. T. hauptsächlich dem Grasland angehören. Die wichtigste ist die **Ölpalme** [Elaëis guineensis].[83]) Ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich über die ganze Küste von Guinea, von Senegambien an bis Angola, sie geht im nördlichen Sudan nicht allzu weit ins Land, findet sich dagegen noch am mittleren Niger, in Adamaua (aber nach Passarge nicht östlich vom Katsinna) und Süd-Bagirmi, dagegen nicht mehr in Bornu, Wadai und Dar Fur. In Kamerun findet sie sich an den Ufern der Küstenflüsse, dann



Banyang-Leute vor der Hütte des Häuptlings.

bis zur Nordgrenze des Waldlandes in einzelnen Exemplaren oder kleineren Gruppen, in der Nähe der Ortschaften auch in ziemlich bedeutender Zahl. Große Wälder trifft man im Randgebirge. So fand Hutter nördlich vom Babeflusse einen ausgedehnten Wald von Ölpalmen, der viele Kilometer weit auch Ost und West alle Hänge, Schluchten und Berge zwischen 700—1400 m Höhe überzog, während der Baum jenseits dieser Höhe im eigentlichen Graslande gänzlich fehlte.

„Mit ihrer breiten vollen Krone von (20—25) sanft gebogenen Wedeln, die mit weichen, meterlangen Fiederblättern

dicht besetzt sind und im leisesten Windhauch schwankend wogen, ist die Elaëis guineensis eine Pflanzengestalt von vollendeter Anmut," sagt Hutter. Der Stamm steigt 10—15, ja sogar 20, im Walde selbst bis 30 m stark und gerade empor, etwas dicker als der der Kokospalme und bedeckt mit den Narben der abgefallenen Blätter. Die Wedel werden bis zu sieben Metern lang. In der Krone entwickelt sich der Fruchtstand in der Form einer Riesenerdbeere, meist 20—30, ja zuweilen bis 50 kg schwer. Die einzelnen Früchte, unten rotgelb, oben tief braunrot, bestehen aus dem fetthaltigen, veilchenartig duftenden, $^1/_2$ cm dicken Fruchtfleisch als äußerer Hülle und dem von steinharter Schale umgebenen, haselnußgroßen eigentlichen Palmkern, der in das Fruchtfleisch eingebettet ist. Die Tragfähigkeit der Ölpalme beginnt zuweilen schon im 4., häufig aber auch erst im 7. oder 8. Jahre, nimmt bis zum 15. zu und dauert wenigstens bis zum 60. Jahre. Aus jedem Baum gewinnt man jährlich etwa ein halbes Pfund Öl.

Palmöl und Palmkerne sind für immer eines der wichtigsten, zurzeit jedenfalls bei weitem das wichtigste Handelsprodukt der Kolonie. Sie bilden, dem Werte nach, mehr als die Hälfte der gesamten Ausfuhr (in 1902). Für die Eingeborenen hat der Baum insofern noch ein besonderes Interesse, als er ihm sein berauschendes Lieblingsgetränk, den Mimbo, liefert.

Geringere Bedeutung hat in Kamerun die **Kokospalme** (Cocos nucifera), die in Ostafrika eine so große Rolle spielt. Im Hinterlande kommt sie nicht vor. Etwa zehn Tagemärsche weit von der Küste, soweit die Seebrise reicht, geht sie ins Innere und findet sich für sich oder mit Ölpalmen vor. Der Reisende, der auf unbekannten Pfaden aus dem Innern des Landes kommt, hat an dem Auftreten der Kokospalme stets ein sicheres Anzeichen, daß er sich der Küste nähert. Bekanntlich ist die Kokospalme eine der nützlichsten Pflanzen, von der fast kein Teil unverwertet bleibt. Auch sie trägt durchschnittlich vom 7. bis zum 60. Jahre und liefert jährlich 80—200 Nüsse.

Aus dem Holz ziehen die Tahitianer ein wohlriechendes Gummi. In Zeylon und sonst in Südasien wird der Baum zur Palmweingewinnung (Toddy) benutzt, der von europäischen Pflanzern gewöhnlich zu Arrak destilliert wird. Die Milch ist ein erfrischendes Getränk und gleichzeitig eines der wirksamsten Mittel gegen den Bandwurm. Aus dem Kern wird die wertvolle Kopra hergestellt, die ihrerseits zur Herstellung von Ölseife u. dergl. Verwendung findet. Die Rückstände bei dem Auspressen des Öls, die sogenannten Kokoskuchen, bilden ein wertvolles Viehfutter. Aus den Schalen der Nüsse wird Coir, eine wertvolle und immer mehr begehrte Faser, hergestellt. Dies sind nur die wichtigsten Verwendungsarten dieser Palme, aber für Kamerun ist die Ölpalme ungleich wertvoller. Während Ostafrika im Jahre 1902 für etwa 800000 Mark Kopra ausführte, hat die Kameruner Handelsstatistik dies Produkt überhaupt nicht aufzuweisen.

Wichtiger schon ist die Wein- oder Bambuspalme, auch Raphiapalme genannt (Raphia vinifera). Sie ist, sagt Hutter, für die Bewohner der eigentlichen Graslandgebiete, was die Ölpalme dem Waldländer ist. Einmal bildet sie und das Gras das ausschließliche Baumaterial für die Behausungen. Die weichen, schmiegsamen Rindenstreifen der Blattrippen liefern auch das Bindematerial dazu und dienen gleichzeitig zur Herstellung von allerlei Flechtwerk, von der zierlichen Basttasche bis zum umfangreichen Korb. Aus den Fiederblättern werden Besen gebunden, aus dem Mark Stöpsel für die Kalebassen und Palmweinkrüge verfertigt. Dazu liefert die Palme den Bewohnern der Grasländer einen vortrefflichen Palmwein, den Kenner für sehr wohlschmeckend und zudem für bekömmlicher als unsere Alkoholika erklären. Die Fasern des Blattstieles kommen auch unter dem Namen Piassavafaser als ein vorzügliches Rohmaterial für die Besenfabrikation zur Ausfuhr. „Ein so häufiger Baum auch die Raphia ist, das Auge erfreut sich doch jedesmal wieder an dem Anblick dieser vollendet schön gebauten Palme. Ich habe geradezu riesenhafte Gebilde zu Gesicht bekommen. Der Wurzelstock oder

Stammstrunk, wie man es nennen will — einen eigentlichen Stamm besitzt die Raphia ja bekanntlich nicht — von einem Umfang von 3 m, 30—40 Wedel, jeder 15—20 m lang und am unteren Ende der Blattrippe fast schenkeldick: solche Palmen sind durchaus keine Seltenheit.“[85])

Auch die Fächerpalme (Borassus und Hyphaene), die Phönixpalme (Phoenix spinosa Thun.), sowie die Düm- und die Delébpalme sind Charakterbäume der inneren Hochsteppe. Die Fächerpalme fand Morgen in der Savanne zu beiden Seiten des Sannaga, besonders aber auf dem rechten Ufer statt der sonst vorwaltenden Anona. Mit ihrem schönen, schlanken Wuchs, der großen, dachförmigen Krone und den daranhängenden gelben Früchten gewährt sie einen ebenso anmutigen wie eigenartigen Anblick. Bei seiner Benue-Fahrt stieß Passarge erst nach dem Passieren des Tarabba in der weiten Grasfläche des Benue-Tals auf Hyphänen und konstatiert, daß sie stets nur in offener Landschaft auftreten, jeder Stamm 20 und mehr Meter vom andern entfernt. Düm- und Delébpalmen fand z. B. Passarge in auffallend großer Zahl in den Höfen von Bongi, der Grenzstadt des Sultanats Laddo gegen Bubandjidda. Die Dumpalme gehört hauptsächlich dem nördlichen Adamaua an, schon im mittleren Teile des Landes scheint sie zu fehlen. Zu den Fächerpalmen gehörig, zeichnet sie sich dadurch aus, daß der Stamm meist einmal oder mehrfach gegabelt ist, was bei anderen Palmenarten nur ganz außergewöhnlich selten vorkommt. Das Fruchtfleisch, in Farbe und Geschmeck an Pfefferkuchen erinnernd, wird in Zeiten der Not wohl gegessen. Sonst ist die Palme lediglich Zierbaum. Auch Dattelpalmen kommen im Innern vor.

Die Gebirgsflora des Kamerunberges bietet viel Interessantes. Im allgemeinen ist die Pflanzendecke des Berges schon auf S. 48 beschrieben worden. Hier sei noch darauf hingewiesen, daß zwischen der Flora des Kilimandjaro und der des Kamerunberges sich auffällige Übereinstimmungen zeigen. Auf beiden Bergen finden sich Bestände bildende Baumfarne und die Baumheide (Erica arborea), die in den Niederungen

zwischen beiden Erhebungen nirgends vorkommt. Auch einzelne ganz bekannte europäische Kräuter sind auf beiden Bergen nachgewiesen worden[86]).

Für die Flußufer Kameruns sind die Schilf-, Rohr- und Papyruspflanzen charakteristisch. Vielfach finden sich Galleriewälder an den Ufern der Wasserläufe. Im Gebiet des Benue und des Mao Kebbi scheinen aber eigentliche Galleriewälder zu fehlen. Entsprechend den flachen Ufern, welche jährlich Überschwemmungen ausgesetzt sind, haben sich an jenen Flüssen wohl ausgedehnte Grasflächen, aber keine eigentlichen Galleriewälder bilden können, höchstens ein in dünnen Stämmen aufstrebender Uferwald. Aber auch die zahlreichen, tief eingeschnittenen Wasserläufe zwischen Laddo und Giddir entbehren z. B. des Galleriewaldes[87])

Hat man den Urwaldgürtel durchzogen und ist durch das Randgebirge zur inneren Hochebene emporgestiegen, so ändert sich das Vegetationsbild vollständig. Es beginnt das Gebiet der Savanne. „Der Faktor, der der Pflanzenwelt Adamauas den Charakter aufprägt, ist die periodische Verteilung der Niederschlagsmengen bei hohen Temperaturen. Und zwar ist es die Zeit der Dürre, deren Einfluß überwiegt, trotz des regnerischen Sommers. Einförmig, zum Teil ärmlich, tritt uns jene Flora entgegen, teils als knorrige, krüppelige Stämme mit hartem Holz und lederartigen, harten Blättern, teils als fleischige Gewächse oder Pflanzen mit saftiger, unterirdischer Zwiebel; kurz, wir haben es mit einer ausgesprochenen Steppenvegetation zu tun. Nur da, wo Grundwasser auch in der Trockenzeit den Pflanzen zur Verfügung steht, entwickelt sich eine von der Steppenflora in vielem durchaus verschiedene Vegetation von dem Habitus und zum Teil wohl auch von der Abstammung, wie die Flora in den Küstengebieten.[88])

Hiernach unterscheiden wir die Flora der Steppen von derjenigen der an das Grundwasser gebundenen „Wasserwälder“, zu denen auch die bereits erwähnten Ufer- bezw. Galleriewälder gehören.

Die Steppenflora zerfällt in drei deutlich geschiedene Vegetationsformen, den **Buschwald**, die **Savanne** und das **Grasland**. Sie unterscheiden sich nicht nur durch den nach Menge und Gruppierung wechselnden Baum- und Buschbestand, sondern auch durch die jeder einzelnen speziell eigentümlichen Gewächse.

Der **Buschwald** ist am meisten verbreitet. Am Boden wächst Gras, nicht in Wiesenflächen, sondern in einzelnen, durch nackten Erdboden getrennten Büscheln. Darüber in lichter Verteilung niedrige Savannenbäume und Büsche. Je nach ihrer Art unterscheidet man den Dornbuschwald, den gemischten Buschwald und den Laubbuschwald. Der erstere, im wesentlichen an den hellgrauen, alluvialen Tonboden der Flüsse gebunden, besteht aus verschiedenen Akazienarten,[89]) das Unterholz aus verschiedenen Dornsträuchern.[90]) Stellenweise tritt dazwischen eine 25—30 cm hohe asterähnliche Pflanze auf.[91])

Das Verbreitungsgebiet des gemischten Buschwaldes ist im wesentlichen das Gneisgebiet zwischen dem Benue und dem Mándaragebirge, sowie die Schotterebenen am Benue und Mao Kebbi. Im Norden überwiegen die Dornbäume, im Süden die Laubbäume. Die letzteren sind Bauhinien, Fikusarten, Gardenia Thunbergia und viele andere, die zum Teil noch unbekannt sind.[92])

Schließlich herrscht im Süden der Laubwald allein, besonders in den Sandstein- und Gneisgebieten des mittleren Adamaua. Er besteht hauptsächlich aus knorrigen Báuschi-Bäumen mit langovalen, harten, dunkelgrünen Blättern, Gáude-Bäumen (Gardenia Thunbergia) mit ihren schneeweißen, stark duftenden Röhrenblüten, Kárgo (einer Bauhinia mit zusammenklappbaren Blättern), Kaŏ (Afzelia africa), Taurá (Sclerocarya sp.), Tauránia (Combretum sp.), Gaolí (Combretum sp.) und anderen Combretaceen, wie Terminalia, ferner Kokiá (Strychnos cfr. Büttneri), Kúkokí (Sterculia tomentosa), Kánya (Diospyrus mespiliformis), Gautá-n-Kurá (Solanum duplosinuatum) usw. usw.[93])

Zwischen dem Massiv des Ssari und dem Plateau von Ngáundere entwickeln sich auf weite Strecken hin Wälder, die fast nur aus Dóka (Terminalia adamauensis) und Kóndeli (T. Passargei) bestehen und weithin nicht einmal Unterholz aufkommen lassen. Vor dem Beginn der Regenzeit gewähren sie mit ihren hellgrünen, glänzenden Blättern einen prächtigen Anblick, mit dem frischen Gras und den gelben Blüten der Dawóya (Maximilea Gossypium) zu ihren Füßen.

Stellenweise öffnet sich der gemischte Buschwald, um mächtigen Einzelbäumen Platz zu machen, Akazien, einer Fikus-Art, Gányi, Bánle-Bäumen, Mádje-Bäumen, Kadánya-Bäumen (Butyrospermum Parkii usw.[94])

Die Savanne ist durch ausgedehnte Grasflächen mit vereinzelten Baumstämmen charakterisiert. Die eigentlichen Steppenbäume, welche den Laubbuschwald bilden, treten hier völlig zurück; dafür ragen einzelne Exemplare von Mádje, Bánle, Gányi, Butterbäumen (Kadánya), Tamarinden hier und da aus der Grasfläche empor. Besonders charakteristisch für die Savanne sind aber die bereits oben erwähnten Fächerpalmen (Borassus und Hyphaene), die Oschurbäume und schließlich der gewaltige, fast ausschließlich in der Nähe der Dörfer vorkommende Affenbrodbaum oder Baobab (Adansonia digitata, haussa: kuka). Der Baobab ist die Eiche der Tropen. Mächtigen, knorrigen Stammes wie der deutsche Baum, sendet sie bereits in geringer Höhe ihre gewaltigen, dichtbelaubten Äste in den mannigfaltigsten Verrenkungen wagerecht hinaus. Schlangenartig auf dem Boden sich hinringelnde Wurzeln, aber fast von der Stärke eines Mannes, strahlen auf 30 und 40 Schritte nach allen Seiten aus. An fast meterlangen Stielen hängen die Früchte in Gestalt von riesigen, gelbgrünen Gurken herunter.[95]) Um die Dimensionen dieser Riesenbäume zu veranschaulichen, sei erwähnt, daß bei Kinschasa im Kongostaat eine Adansonia steht, die am Boden einen Durchmesser von 11 m hat.

Die Hauptsavannengebiete in Adamaua sind die Umgebung von Yola und Garua sowie die Ebenen am Südfuß des

Ssari- und des Alantika-Massivs. Kleinere Strecken finden sich z. B. in der Umgebung von Golombe und Mattafall.

Der **Grassteppe** fehlt der Baumwuchs vollständig. Wenn man, erzählt Passarge, nach wochenlangem Marsch durch die Terminalia-Wälder des mittleren Adamaua den nördlichen Rand des südafrikanischen Plateaus (besser: Plateau von Ngáundere) erreicht und den 600 m hohen Abhang erklommen hat, so befindet man sich, oben angekommen, plötzlich in einer anderen Welt. Zu Füßen des Reisenden der glänzend grüne, fast bis zum Plateaurand emporklimmende Buschwald, und oben — soweit das Auge reicht — weite, weite Grasflächen ohne Baum und Strauch, höchstens einmal von einer kleinen krüppeligen Anona Senegalensis oder in der Nähe der Flüsse von Fächerpalmen unterbrochen. Sie sind meist mit Gramineen besetzt. Nur die Grasflächen im Überschwemmungsgebiet der Flüsse (wie am Benue und am Mao Kebbi) bestehen vorwiegend aus Cyperaceen. Hier wird das Gras oft mehr als drei Meter hoch und steht dabei so dicht und verfilzt, daß man sich nur mit Mühe hindurcharbeiten kann.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die **Kulturgewächse** der Eingeborenen, so pflanzen dieselben zu Zwecken der **Ernährung** hauptsächlich Bananen, Kassada, Kolokasien, Yams, Süßkartoffeln, Erd- und Grundnüsse, Mais, Zuckerrohr, Pfeffer, mehrere Bohnenarten und im Grasland auch Hirse.

An Obstfrüchten ziehen sie Ananas, Orangen, Zitronen, Mangos, Papayas, Brotfrüchte, Guayaven, Äpfel, Birnen usw.

In Adamaua werden auch Indigo und Baumwolle von den Eingeborenen kultiviert.

Die **Banane**, ein Name, der für Pflanze und Frucht zugleich angewandt wird, ist eine Staude mit einem weichen, saftigen 2—6 m hohen Scheinstamm von 15—70 cm Durchmesser, der aus den umeinander gerollten Scheiden der Blätter besteht und auf der Spitze eine palmartige Krone trägt. Die Blätter erreichen zuweilen eine Länge von 3—4 und eine Breite von fast 1 m. Die Staude bringt einen Fruchtbüschel im Gewichte von 6—50 kg hervor, nach dessen Reife (in neun

Monaten bis zu höchstens zwei Jahren) sie abstirbt. Sie kann, da die Samenbildung durch die Kultur vollständig unterdrückt worden ist, nur durch Wurzelschößlinge fortgepflanzt werden.[96]) Die Banane ist das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen an der Küste und im Waldland, während die Bewohner des Graslandes von Mais und Hirse leben. Doch sind die Negerbananen, wie Hutter sie nennt, oder Planten in rohem Zustande kaum genießbar; sie werden daher entweder in Palmöl gekocht, oder am offenen Feuer geröstet und auch zu Mehl verrieben. Überall findet sich die Pflanze in der Nähe der Dörfer, oft Hain an Hain, soweit das Auge reicht.

Die Kassada oder der Maniok (Manihot utilissima) gehört zu den halbholzigen Sträuchern und wird $1^1/_2$ bis 2 m hoch. Der weißliche, spröde Stengel ist mit dickem Mark gefüllt. Die eßbare Knolle, innen gelbweiß wie eine Kartoffel, ist 30—45 cm lang. Wurzeln von 60 cm Länge und 4 kg Gewicht sind Prachtexemplare.[97]) Auch diese Frucht wird gekocht, geröstet oder zu Mehl gerieben und ist ein wichtiger Bestandteil der Eingeborenenküche.

Die Kolokasie (Colocasia antiquorum), in der Südsee meist Taro genannt, spielt in Westafrika eine weniger wichtige Rolle als in Ostafrika. Im Nährwert nähert sie sich der Kartoffel. Jede Pflanze besitzt nur eine bis kopfgroße, rundliche Knolle, die innen weiß und sehr stärkereich ist. Man erntet sie meist zwischen dem 8. und 14. Monat nach dem Anpflanzen. Die Knolle, die gekocht eine gelbliche Farbe hat, wird wie die Kartoffel gegessen.[98])

Auch Yams ist eine Knollenfrucht, die zur Gattung Dioscorea gehört. Ihr Nährwert gleicht etwa dem der Kartoffel.

Die übrigen Nahrungspflanzen der Eingeborenen dürfen als allgemein bekannt angesehen werden, so daß wir hier nicht weiter darauf eingehen.

Was die Verbreitung dieser Kulturgewächse anlangt, so leben die Bantuvölker hauptsächlich von Yams, die Sudanvölker von Hirse, und zwar die Muhammedaner von Dochn, die

Heiden von Durra (neben Dochn). In Bornu und Adamaua baut man viel Zuckerhirse. Neben Hirse kultiviert man im Innern wie an der Küste hauptsächlich Kassada, Kolokasie, Bataten, Erdnüsse, im Innern auch Sesam und Reis, aber wenig Mais. Weizen fehlt ganz. Bananen sah Passarge, dessen Angaben ich hier folge, in Adamaua nur in Garua und Ngáundere. Baumwollpflanzungen finden sich nur in Gegenden mit muhammedanischer Bevölkerung.

Ausnahmsweise ist das Hauptnahrungsmittel der Durru Yams statt Hirse, die erst in zweiter Linie kommt. Erdnüsse, Kassada, Mais, Bataten fehlen hier vollständig. Von allen Stämmen des mittleren und nördlichen Adamaua bauen allein die Durru den Yamb, höchstens vielleicht noch die Mbum und die Baia. Die Wute am Sannaga leben gleichfalls von Hirse. In Ngáundere fehlen — wahrscheinlich aus klimatischen Gründen — Erdnüsse und Kürbisse.

Die Tierwelt.[99])

Im allgemeinen macht man sich von der Tierwelt Kameruns eine unzutreffende Vorstellung, insofern als man einerseits die Häufigkeit des Vorkommens und andererseits die Gefährlichkeit gerade der größeren und allgemeiner bekannten Arten überschätzt. Löwen, Leoparden, Flußpferde, Nashörner, Elefanten, Büffel, Krokodile, Gorillas und Schimpansen bekommt man im allgemeinen selten genug zu Gesicht, wenn man nicht gerade als Jäger darauf ausgeht. Teils ist ihre Verbreitung territorial beschränkt, teils auch sind sie durch sport- oder gewerbsmäßig betriebene Jagden, durch Epidemien, wie die große Rinderpest im Jahre 1893 und durch die fortschreitende Besiedlung des Landes stark dezimiert oder in entlegene Gegenden zurückgedrängt. Passarge hat beispielsweise auf seiner ganzen ausgedehnten Expedition keinen Löwen zu Gesicht bekommen, und der einzige, dessen Schädel Morgen erwerben konnte, hatte ein anderer geschossen.

Gleichwohl findet der Reisende die Spuren und die Losung dieser Tiere häufig genug auf seinem Wege. Aber weit entfernt ihn anzugreifen, pflegen sie, scharf sichernd, sein Anrücken schon auf weite Entfernung wahrzunehmen und in dem fast stets gänzlich unübersichtlichen Gelände unbemerkt zu verschwinden. Nur wenn sie überrascht oder in die Enge getrieben werden oder angeschossen sind, wenden sie sich wohl gegen den Jäger. Doch gehen z. B. angeschossene Elefanten oft genug, ja meistens auf und davon, während andererseits allerdings alte, bösartige, einzeln lebende Elefantenbullen dem Menschen

mitunter, auch ohne gereizt zu sein, zu Leibe gehen. Auch die Krokodilgefahr ist in Kamerun kaum nennenswert. Wie viele Flüsse hat beispielsweise die Passargesche Expedition watend oder schwimmend durchquert, ohne je von diesen sonst so verschrienen Sauriern belästigt zu werden. Auch von den Schlangen ist wenig zu fürchten; Fälle von Schlangenbissen gehören zu den Seltenheiten.

Viel lästiger und gefährlicher sind dem Menschen die kleinen Plagegeister, Sandflöhe, Ameisen, Fliegen, Ratten, Moskitos und dgl.

Einzelne der Tiere, die man in einem afrikanischen Gebiete anzutreffen erwartet, fehlen in Kamerun vollständig. So z. B. die Giraffe, die erst östlich vom Schutzgebiete vorkommt, das Kamel, das nur im Tsädseegebiet vorkommt, das Zebra, der Strauß u. a. Auch das Gnu findet sich nur vereinzelt im Hinterlande.

Im allgemeinen ist die Dreiteilung der Oberfläche in Küstengebiet, Waldzone und Grasland, wie für die Vegetationsverhältnisse, so auch für die Verteilung der Fauna bedeutungsvoll.

Im Mangrovengebiet haben Vierfüßler keine Existenzmöglichkeit, dagegen trifft man hier nicht selten den olivengrünen, liederreichen Bülbül (Pycnonotus gabonensis). Hier harren auch zur Ebbezeit Eisvögel, Reiher und Schattenvögel auf Beute; daneben durchwühlen Pelikane, Schnepfen, Regenbrachvögel, Säbelschnäbler und Schlangenhalsvögel den schlammigen Grund. Fährt man z. B. den Mungo hinauf, so erblickt man in den Uferwäldern zahlreiche, übermütig sich tummelnde Meerkatzengesellschaften und unzählige Graupapageien (Psittacus erithacus). Mit schwerem Flügelschlage und mißtönendem Geschrei streicht der Nashornvogel durch die Wipfel, daneben findet sich der blauglänzende Senegaliest (Halcyon senegalensis), der Sporenkuckuck (Centropus monachus), kleine Stahlflecktauben (Chalkopeleia afra), der schwarze Tropfenfink (Spermospiza guttata), metallglänzende Nektarinien (Cinnyris) und der schon erwähnte Bülbül. Im Flusse leben Krokodile,

dagegen fehlt das Flußpferd in den Küstenflüssen vollständig. Vereinzelt finden sich auch Zwergantilopen im Küstengebiet. Auf den Sandbänken an den Flußmündungen und am Meeressaum tummeln sich Uferpfeifer (Charadrius tenellus), Wasser- und Uferläufer (Actitis hypoleucus, Totanus calidris und littoreus), und hoch über dem Wasser zieht der Geier-Seeadler (Gypohieros angolensis) seine Kreise. Seeschwalben flattern am Rande entlang.



Das Hauptdorf der Bali.

Im **Waldlande** fehlen die größeren Säuger, wie Löwen, Büffel, Flußpferde. Dagegen treten hier bereits der Elefant und der Leopard auf, sehr selten auch der Büffel. Neben den Meerkatzen findet man eine Colobusart, daneben auch verschiedene Halbaffen, wie den Potto und den Galago. Der Gorilla und der Schimpanse sind im Urwaldgebiet Südkameruns gefunden worden, scheinen aber sehr selten zu sein.

Die Nager sind in mehreren Arten zahlreich vertreten;

es finden sich z. B. das Stachelschwein, der Quastenstachler (Atherura africana), eine riesige Rohrratte, Stachelmäuse (Akomys), Siebenschläfer (Myoxus) und Eichhörnchen. In den sumpfigen Niederungen tummelt sich das gefräßige Pinselohrschwein (Potamochoerus penicillatus), und in der Nähe der Flüsse hält sich ein Moschustier (Hyaemoschus aquaticus) auf. Hier wie in den Savannen stößt man auch auf mehrere Arten von Schuppentieren; am häufigsten ist das Langschwanz-Schuppentier.

Die Vögel, die den Flußwald an der Küste bevölkern, bewohnen auch den Urwald. Außerdem ist hier der Turako häufig (Corythacola cristata), ein Helmvogel von der Größe eines Raben, mit lasurblauem, gelbem und zimmtbraunem Gefieder. Der eigentliche Charaktervogel des Urwaldes ist aber der Graupapagei. Daneben sind die Massenansiedlungen der zierlichen Webervögel, kleiner, bunter Finken, sehr bemerkenswert. Ihre Nester findet man zu 30 und 40, ja manchmal zu Hunderten auf einem Baum. Es sind wahre Kunstbauten aus Reisern, Bastfasern und biegsamen Grashalmen, etwa von der Form eines umgekehrt aufgehängten Reitstiefels. Diese Bauart und der über das Wasser hinaushängende schwanke Zweig, an dem die Tierchen das Nest befestigen, sichert sie und ihre junge Brut so ziemlich vor ihren Feinden, den Falkenarten, und den räuberischen Pfoten ihrer gefährlichsten Verfolger, der nesterplündernden Meerkatzen[100]).

Die Schlangenfauna des Urwaldes ist noch wenig erforscht. Am meisten fürchten die Eingeborenen eine kleine, graugrüne, giftige Vipernart (Atheris) und erzählen von 4—5 m langen Riesenschlangen, die im Dickicht der Gebirgswälder hausen sollen. Baumschlangen von 3 m Länge hat man jedenfalls bereits entdeckt. Sumpfige Stellen liebt die dunkelgefärbten Vipera rhinoceros. Auch an den Bächen leben zahlreiche Nattern, teils harmloser, teils gefährlicher Natur.

Neben mehreren Chamäleonarten, einer Stacheleidechse und dem großen Leguan erregt besonders die in der Nähe menschlicher Wohnungen lebende 40—50 cm lange, farbenprächtige

Agama-Eidechse das Interesse des Reisenden, der diese Gegenden durchzieht. Ihr Kopf ist rot, der Hals grün, Rücken und Schwanz rot, gelb, blau und grün meliert. Die Eingeborenen lieben das Fleisch der Eidechsen und des Leguans und stellen diesen Tieren eifrig nach. Schlangen und Eidechsen sind indessen im Urwalde seltener als in den Savannengegenden des Innern. Schildkröten (in mehreren Arten), Frösche und Kröten trifft man überall, aber das Krokodil findet sich häufiger erst in den Strömen, die die Saranne durchfließen. Ein metallisch glänzender, blaurötlich schillernder Ringelwurm von fast 40 cm Länge (aus der Annelidenfamilie) fesselt das Auge. In den Sümpfen leben zahlreiche Blutegel.

Einmal im Jahre erscheinen im Kamerun-Fluß auf kurze Zeit ungeheure Krebsmengen, um dort ihre Eier abzulegen. Alt und Jung zieht dann hinaus auf den Krebsfang. Hiervon hat Kamerun seinen Namen.

Zahlreich und lästig sind die Ameisen. Das unaufhörliche schrille Zirpen der Zikaden zerreißt dem Wanderer die Ohren, rot- und blauschillernde Libellen gaukeln in der Nähe der Wasserläufe und bunte, oft riesengroße Schmetterlinge erfreuen das Auge durch die Pracht ihrer Farben. Die abenteuerlich gestalteten Gespensterheuschrecken sehen bald einem dürren Zweige, bald einem Blatte täuschend ähnlich. Prächtig gelbrot und schwarz gezeichnete Tausendfüße fesseln durch ihre sonderbare Gestalt. In den Lichtungen tummeln sich zahlreiche Spinnen. Millionen von Moskitos, Sandflöhen und winzigen Stechfliegen bereiten dem Reisenden endlose Qual, und oft genug verdankt er den Folgen ihrer blutdürstigen Angriffe schlaflose Nächte.

Auf der Höhe der binnenländischen Savannen ändert sich mit der Vegetation auch die Tierwelt in augenfälliger Weise. Zwar das ganze lästige und oft gefährliche Heer des Kleinzeugs, Ameisen und Sandflöhe, Moskitos und kleine Fliegen (die indessen hier nicht stechen), Bienen und Spinnen, Feldmäuse und Ratten, Eidechsen (auch der Gecko) und Schlangen treiben auch hier in endloser Zahl rastlos ihr Wesen. Schmetter-

linge und Libellen blenden auch hier das Auge mit dem Geglitzer ihrer leuchtenden Farben, und bedächtig kriechen die Schnecken, oft schwer mit ihrem Hause beladen, über das Land wie im Urwald und wie bei uns.

Doch aber treten auch in der Kleinwelt der Fauna hier schon Repräsentanten auf, die dem Urwald fehlen. Für die Parklandlandschaft typisch ist das Vorkommen der zahlreichen Fang-, Feld- und Laubheuschrecken, der Landwanzen und vieler kleiner Insekten, der Web- und Radspinnen, gewisser Eidechsen- und Schlangenarten, körner- und früchtefressender Vögel. Den Graupapagei, den Nashornvogel und den Turako trifft man hier nur noch strichweise (z. B. bei Jaunde), wohl aber die Webervögel und eine grüne Papageitaube, wilde Tauben, Eulen, Raubvögel (Adler, Falken und Weihen), große Schnepfen, Eisvögel, Schildraben, und in der eigentlichen Steppe das Perlhuhn (Numida) und das Frankolinhuhn. In Adamaua fand Morgen den Macrodipterix longipennis, dessen beide aus den Flügeln lang nach hinten herausstehenden Federn wie zwei den fliegenden Vogel begleitende Trabanten erscheinen, einen schönen, schwarz-weiß gefiederten Adler (Spizaëtes coronatus), sowie Scharen von Aasgeiern (Neophron pileatus).

Büffel (Bubalus caffer) und Elefanten treten in der Savanne häufiger auf. In den nördlichen Adamaua-Gegenden ist der Elefant freilich durch die guten Waffen der Muhammedaner fast ausgerottet, aber sonst findet er sich, besonders im nordwestlichen, im südlichen und östlichen Teile der Kolonie noch häufig genug. In Süd-Adamaua trifft man einen schönen, langhaarigen, schwarzweiß gestreiften Colobusaffen (Colobus occidentalis), dessen Fell z. B. die Ngila-Leute, wie Morgen erzählt, zur Anfertigung der Überzüge über die Pulverpfannen ihrer Feuersteingewehre verwenden. In Mittel- und Nord-Adamaua ist der Hundspavian häufig und lebt in großen Herden mit Vorliebe in zerklüftetem Felsterrain. Auch Fledermäuse sind häufig und in mehreren Arten vertreten. Eichhörnchen kommen ebenfalls vor. In der Sannaga-Region ist der Leopard weit verbreitet, im Norden dagegen, nach dem Benue

zu, haben der Löwe und die große gefleckte Hyäne trotz der andringenden Zivilisation das Feld noch behauptet. Das Rhinozeros scheint nur im Nordosten des Kamerungebiets vorzukommen. Flußpferde und Krokodile sind offenbar bei weitem nicht so häufig wie in Ostafrika, finden sich aber in allen größeren Flüssen. In den östlichen Savannen läßt auch der Schakal sein heiseres Gekläff erschallen. Serval, Tigerkatze, Zibet- und Ginsterkatze und Manguste treiben hier und da ihr räuberisches Wesen.

Antilopen sind zahlreich, treten aber stets nur in kleinen Herden von 5—10 Stück auf, oft von einem oder zwei Gnus begleitet, die den Wachtdienst für die Herde auszuüben scheinen. Springblöcke, Wasserböcke, Hartebeests, Kuhantilopen sind besonders häufig.

Während die Ameisen an der Küste und im Waldlande nur kleine, etwa fußhohe, pilzartige Hügel aufwerfen, findet man im Innern daneben auch die sonderbaren, 4—5 m über die Ebene hervorragenden Riesenbauten der Termiten, die innen von einer großen Anzahl von Gängen kreuz und quer durchzogen sind und der Landschaft ein charakteristisches Gepräge verleihen.

Eine gefährliche Landplage sind die Heuschrecken. In ungeheuren Schwärmen, die den Himmel verdunkeln, brechen sie plötzlich über die Felder herein und vernichten in wenigen Stunden die ganze Ernte. „Welch' ein Schwirren und Sausen, Kribbeln und Wibbeln," schildert Passarge, der einmal in einen solchen Schwarm hineingeriet. „Zu Millionen sausten sie durch die Luft, Tausende saßen am Boden, auf dem Gras, auf Büschen, Bäumen und Felsen, mit Vorliebe um Pfützen auf feuchtem Boden. Hunderte wirbelten bei jedem Schritt auf; denn sie sind sehr scheu. Auch die fliegenden biegen stets vor dem Menschen aus. Der Schwarm mochte 40 m hoch gewesen sein. Auf den Feldern liefen die Frauen wie toll umher, schrieen, trommelten mit Stöcken auf Kalebassen, schwenkten große Tücher und suchten so den Schwarm zu verscheuchen. Ihre Aufregung über die ungebetenen Gäste war allerdings begreiflich.

An dem Rande des Dorfes war der Schwarm plötzlich wie abgeschnitten. Bald überflutete jedoch von Nordosten her ein zweiter, kleinerer Schwarm das Dorf selbst. Es dauerte drei Stunden, bis die letzten Nachzügler vorbeigeflogen waren. Die Fluggeschwindigkeit mochte die eines trabenden Pferdes sein, also ungefähr eine Meile in der Stunde betragen. Demnach muß der Schwarm mindestens drei Meilen lang gewesen sein. Am Nachmittag war er in der Ebene westlich von Yola sichtbar, und seine Breite konnte auf annähernd eine Meile geschätzt werden"[101]). Passarge berichtet zwar, daß die Eingeborenen sie nicht äßen; dagegen teilt Hutter mit, der in Baliburg mehrere ähnliche Schwärme beobachtete, daß sie roh in Palmöl gebraten und gedörrt für die Bali-Leute ein vielbegehrter Leckerbissen sind.

Obwohl der Wildstand bereits erheblich gelitten hat und nur noch in Südkamerun wirklich reiche Bestände aufzuweisen hat, so bietet er dem Jäger immerhin auch heute noch fast überall ein interessantes und ergiebiges Feld. Die Eingeborenen an der Küste befassen sich wenig mit der Jagd, mit Ausnahme der Bakwiri am Kamerunberg. Dagegen liegen sie an der Meeresküste wie an den Flußläufen eifrig dem Fischfang ob, besonders die Subu- und die Bimbialeute, die eine stattliche Flottille von Fischerkanus unterhalten. Im Innern der Kolonie wird mehr gejagt, und zwar hauptsächlich auf Elefanten, Antilopen, Wildschweine u. dgl.

Besonders ist die Jagd auf den Elefanten — wegen des Fleisches, wie wegen der Zähne — sehr im Schwang. Da die Vorderlader der Neger dem riesigen Wilde nicht viel anhaben, so dauert eine solche Jagd oft lange Zeit, bis das verfolgte und immer wieder gestellte Tier, von unzähligen Kugeln und Speerstichen ermattet, den Jägern zur Beute fällt. Noch häufiger fängt man die Elefanten in 4—5 m tiefen, breiten, lose überdeckten und an der Sohle mit spitzen Pfählen ausgestatteten Wildgruben, die mitunter auch dem harmlosen Wanderer verhängnisvoll werden[102]). Oder man veranstaltet große Kesseltreiben, oft unter Anlegung von Grasbränden. Der

Europäer schleicht sich auf geringe Entfernung, mindestens 20 Schritt, an den Koloß heran und erlegt ihn durch einen wohlgezielten Schuß mit seinem Stahlmantelgeschoß zwischen die Augen, da wo der Rüssel ansetzt, oder ins Auge selbst, oder endlich zwischen Auge und Ohr. Sitzt der Schuß gut, so geht das Tier nicht mehr ab und kann durch einige weitere Schüsse zur Strecke gebracht werden. Dagegen stellt der links-



Eingang zum Palaste des Bali-Häuptlings.

seitige Blattschuß den Dickhäuter nie. Mit weitausholenden Schritten geht er davon; nur selten nimmt er den Jäger an.

Der afrikanische Elefant ist etwa 10—12 Fuß hoch, am Widerrist gemessen, und 10—15 Fuß lang. Ein erwachsenes Exemplar wiegt wohl 90—100 Zentner. Die Länge des Rüssels schwankt zwischen 6—8 Fuß. Ausgewachsene Stoßzähne sind gewöhnlich anderthalb Meter lang und 30—35 kg schwer, doch kommen auch noch erheblich größere vor[103]). Die

Tiere leben in Trupps zusammen, wenn auch nicht dicht geschlossen wie ein Rudel Rehe oder Schafe. Vielmehr verteilt sich eine Herde von 20 Köpfen wohl über ein Gelände von mehreren Quadratkilometern.

Es ist nur eine Frage der Zeit — selbst wenn noch hundert Jahre darüber vergehen sollten —, daß der Elefant in Kamerun wie in Afrika überhaupt gänzlich ausgerottet sein wird, wenn die jetzige Praxis des massenhaften und wahllosen Hinschlachtens der Tiere beibehalten wird. Die Elfenbeinquelle wird dann versiegt sein, die jetzt alljährlich kolossale Schätze aus dem schwarzen Erdteil in andere Erdgegenden abfließen läßt. Kamerun allein exportierte im Jahre 1893: 65860 kg Elfenbein im Werte von etwa 755000 M. Das entspricht etwa 940 getöteten Elefanten. Wenn man auch in Betracht zieht, daß die fortschreitende wirtschaftliche Erschließung den Raum, wo die Tiere existieren können, in Zukunft immer mehr einschränken wird, so bleiben doch — das kann man auch heute schon mit Bestimmtheit sagen — immer noch ungeheure Strecken, in denen er noch lange sein Leben fristen kann, wie das ganze Waldlandgebiet und weite Distrikte der Buschsavanne. Daher sollte mit allen Mitteln darauf hingewirkt werden, daß dem unmäßigen und unwirtschaftlichen Hinmorden der Tiere Einhalt getan wird.

Eine Zeit lang hatte man sich in deutsch-kolonialen Kreisen lebhaft für die Idee interessiert, Elefanten zu zähmen, um sie für Transportzwecke wie in Indien zu verwerten, besonders auch, um sich von den Karawanenträgern unabhängig zu machen. Es wurden auch in Kamerun wie in Ostafrika Zähmungsversuche eingeleitet, die aber schon in den allerersten Stadien scheiterten. Jetzt ist alles still davon, wie das im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, der Maschinen und der Eisenbahnen recht und billig ist. Wir kommen eben allmählich doch aus den gröbsten Kinderkrankheiten unserer Kolonialpolitik heraus.

Es erübrigt noch, ein Wort über die Haustiere der Eingeborenen zu sagen.

Im ganzen Schutzgebiete werden Schafe, Ziegen und Hühner gehalten. Die Schafe sind glatthaarig, mit kleinen, kurzen Hörnern, meist schwarz und weiß gezeichnet, die Hammel mit stattlicher Mähne an Hals und Brust geziert. Den Heiden Adamauas scheinen sie ursprünglich fremd zu sein. Die Bakwiri am Kamerunberg züchten eine große, gleichfalls glatthaarige Art.

Das Huhn wird nur im Lande der Durru nicht gehalten. Die Eier werden seltsamerweise, wie in Ostafrika, nirgends gegessen. Die einheimische Rasse bleibt nur klein.

Außer diesen Universalhaustieren werden stellenweise auch Rinder, Pferde, Esel, Schweine, Hunde, Enten, Tauben und Bienen gehalten. Dagegen fehlen Katzen und Gänse vollständig. Die Zibetkatze hält man hin und wieder wegen ihres Sekrets.

Das Rind kommt in zwei Schlägen vor. Die Rinder des Waldlandes sind klein, glatthaarig, meist schwarz und weiß gezeichnet, und besitzen sehr lange, schwach gebogene Hörner. Die Bakwiri haben diese Rasse durch Zucht sehr verbessert. Sie kommt auch noch im Graslande vor, wie z. B. in großen Herden in Bamungu. Sonst haben die Fulbe in ganz Adamaua das große und schöne Buckelrind eingeführt. Die Spannung des Gehörns beträgt oft 2 m und darüber. Doch halten die Heidenstämme keine Rinder.

Während man im Küstengebiet und im Waldlande die Kühe nicht melkt und den Milchgenuß nicht kennt, wird in Adamaua sogar die schönste Butter fabriziert.

Auch das Pferd, heute im ganzen Sudan verbreitet, aber an der Küste und im Waldland unbekannt, verdankt den Fulbe seine Einführung. Es wird hauptsächlich in Bornu und Marrua gezogen und ist selbst von den Heidenstämmen, wie in Lame, Lere, Djikum usw., adoptiert worden. Das kleine Heidenpferd des Schari-Beckens findet sich noch bei den Musgu und vereinzelt bei den Stämmen östlich des Mándara-Gebirges, z. B. den Usuel da Lulu und den Mattafall.

Der Esel scheint nur in Gegenden mit muhammedanischer Bevölkerung als Haustier gehalten zu werden.

Schweine fehlen an der Küste und im Waldland, kommen aber im Grasland häufig vor. In Bamesson z. B. wird, wie Hutter berichtet, förmlich Schweinezucht im großen getrieben.

Hunde kommen überall vor. Sie sind im Waldland meist herrenlos, frech, zudringlich und diebisch, häßliche Köter von unbestimmbarer Rasse. In Adamaua hält man eine schakalähnliche, kleine, kurzhaarige, rotbraune Rasse mit hellem Bauch. Die Banyang sind große Liebhaber von Hundefleisch und bezahlen ein fettes Exemplar ebenso teuer wie eine Ziege. Eine windspielartige Rasse wird für Gastronomen eigens kastriert und gemästet.

In ganz Adamaua, ebenso wie in Bornu, ist die Ente unbekannt. Dagegen ist sie im Schari-Gebiet, zu Hause, und man findet sie auch am Wuri und Abo (Guinea-Ente). In Viktoria, im Gebirge und an der Batanga-Küste ist sie sehr selten. Auch Tauben werden nur vereinzelt gehalten, z. B. in den Dörfern zwischen Yola und Garua. Taubenschläge, wie in Bornu und in den Haussaländern, kennt man in Adamaua nicht.

Die Bienenzucht scheint nur den heidnischen Stämmen unbekannt zu sein. Passarge fand sie im nördlichen Adamaua bis herab zu den Gebirgen Mittel-Adamauas.

Die Bevölkerung.

Ethnographisches.

Fragen wir die Volksstämme an der Küste nach ihrer Geschichte, so erfahren wir, daß sie ihre jetzigen Wohnsitze wohl kaum länger als 200 Jahre innehaben und irgendwoher aus dem Innern des Kontinents gekommen sind. Noch jüngeren Datums ist die von Norden her erfolgte Einwanderung der Völker des Binnenlandes. Speziell die Fulbe, vom Senegal kommend, traten zwar schon im 15. Jahrhundert in Bornu auf; aber erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts gründeten sie von Gando und Sokoto aus das große Sokoto-Reich und eroberten unter ihrem Heerführer Adama auch das gesamte Adamaua, wo sich ein großer Teil von ihnen niederließ. Auch die im Lande hier und da zerstreuten Kolonien von Haussa-Händlern sind von den Haussa-Ländern jenseits des Benue ausgegangen.

So ist also ganz Kamerun erst in allerneuester Zeit besiedelt worden. Von früheren Bewohnern wissen wir nichts, wenn wir von den „Ambozern“ und „Kalbangern“ der Portugiesen absehen[104]).

Nur in dem südlichen Urwaldgebiet traf die Kundsche Expedition Vertreter eines hellgelb gefärbten Zwergvolkes, der Bojaeli, die vielleicht als Ureinwohner angesehen werden können. Sie leben hauptsächlich von der Jagd und haben keine festen Ansiedlungen. Auch Morgen bekam einmal einen

Repräsentanten dieses scheuen Völkchens zu Gesicht. Zum Schutz gegen Regen und Kälte bauen sie sich auf ihren Lagerplätzen kleine Hütten, befinden sich jedoch am Tage mit ihren Familien stets auf der Jagd. Die Weiber sind dabei die Lasttiere des Mannes; sie schleppen selbst ihre Säuglinge in einem über der Schulter bandelierartig hängenden Gestell aus Antilopenfell — eine auch weiter im Innern verbreitete Tragweise der Kinder — mit sich[105]).

Bekanntlich haben auch Schweinfurth, Stanley u. a. an anderen Stellen im afrikanischen Urwalde solche Zwergvölker entdeckt. Ich hatte Gelegenheit, die beiden von Stuhlmann seinerzeit nach Europa mitgebrachten Akka-Zwerginnen genauer zu studieren. Sie waren aber so scheu und ungebärdig, daß es mir in der kurzen Zeit nicht gelang, etwas von ihrer Sprache zu erfahren. Auf alle Fragen erhielt man als Antwort nur ein mürrisches „sitaki“ [ich mag nicht][106]).

Vermutlich gehören auch die südafrikanischen Buschmänner hierher.

Die Küstenstämme gehören durchweg zu den sogenannten Bantuvölkern, d. h. zu jener großen Familie, die den afrikanischen Kontinent südlich vom Gleicher bis hinab zur Kapkolonie bewohnt und durch innige Sprachverwandtschaft zusammengehalten wird. Sie sind daher mit unseren Bantunegern in Ostafrika und mit den Herero in Südwestafrika nahe verwandt, und es berührt seltsam, wenn man z. B. in Kamerun wieder batu nennen hört, was man in Ostafrika als watu und in Südwestafrika als (a)bandu bezeichnen hörte[107]).

Es ist ganz zweifellos, daß unsere Kamerunstämme vom unteren Kongo her an der Küste entlang in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert sind. Auch hier hat sich die Oberflächengestaltung des Landes bemerkbar gemacht. Die Urwälder zu durchdringen und das große Plateau von der Kongoebene aus zu ersteigen, haben die wandernden Bantu sich gescheut. Sie sind meist unmittelbar an der Küste geblieben und nur am Laufe der Flüsse entlang weiter ins Innere gedrungen. Nur an einzelnen Stellen sind sie bis ins Gebirge oder gar auf die

innere Hochebene hinauf gekommen. Noch jetzt haben übrigens im Süden die Wanderungen nicht ganz aufgehört.

An der Küste ganz im Süden des Gebiets sitzen die Kámpo-Leute, die Banóko, Bapúku und die Batánga, die den Zwischenhandel mit dem Hinterlande betreiben. Die Batanga-Leute treiben fast ausschließlich Elfenbeinhandel. Die Búli, die früher weiter im Innern saßen, sind jetzt bis zur Küste vorgedrungen und schieben ihre Wohnsitze allmählich nach Norden vor. Östlich und südöstlich davon sitzen auf der Hochebene die Mpángwe (auch Pongwe oder Fan), gleichfalls ein unruhiger, nach Norden gegen die Yaunde andringender Stamm [108]). In unmittelbarer Nähe der Station Ngoko am gleichnamigen Flusse treffen wir die Misánga; dahinter bis zum Ssanga haben die Nzímu ihren Sitz, beide noch zu den Bantuvölkern gehörig. Am unteren Lokundje, hinter den Bapuku, wohnen die Mabéa-Leute (auch Kassjua genannt, Hauptort Bipindi) an der westlichen Grenze der Urwaldzone. Sie bilden einen zweiten Zwischenhändlerring und vermitteln den Verkehr mit den Buli, Mpangwe, Ngumba und Yaúnde.

Das erste Dorf der an den südlichen Zuflüssen des oberen Lokundje ansässigen Ngúmba ist Mapoa. Von Süden her durch die Buli und Mpangwe, von Osten her durch die Yaunde bedrängt, rücken sie allmählich immer mehr der Küste zu. Im Gegensatz zu den Yaunde gruppieren sie ihre Häuser zusammenhängend in zwei gegenüberstehenden Reihen, während jene sie einzelstehend und meist nur in einer Reihe aufführen.

Mabele ist das westliche Grenzdorf des hinter den Ngumba, bereits auf dem Plateau, sitzenden friedlichen und betriebsamen Yaunde-Stammes [109]). Drei Stunden östlich von der Yaunde-Station hausen die Báva, und die Yaténge, weiter östlich (und südlich) die Báne und die Yanguána. Nordöstlich von den Yaunde verläuft die Völkerscheide gegen die Sudanneger, die hier durch die Wúte repräsentiert werden.

Das Gebiet am unteren Sannaga haben die Malímba-Leute in Besitz genommen. Sie leben — abgesehen von etwas Fischfang — hauptsächlich vom Zwischenhandel, ebenso wie die

Edéaleute, mit dem Hauptort Mangane, an den gleichnamigen Stromschnellen und die zwischen dem Sannaga (aber auch nördlich desselben) und dem Nyong wohnenden Bakóko, an welche sich im Osten die Mwélle schließen. Als Eigentümlichkeiten der Bakoko erwähnt Morgen, daß sie ihre breiten Buschmesser für den Kampf spitz zuschleifen, und ferner, daß sie Salz, in Strohwiepen verpackt, als Geld gebrauchen. Auch bauen sie ihre Hütten aus Lehm und legen die Viehställe zum Schutz gegen die Raubtiere — besonders die Leoparden sind hier zahlreich — auf mannshohen Rosten über dem Erdboden an[110].

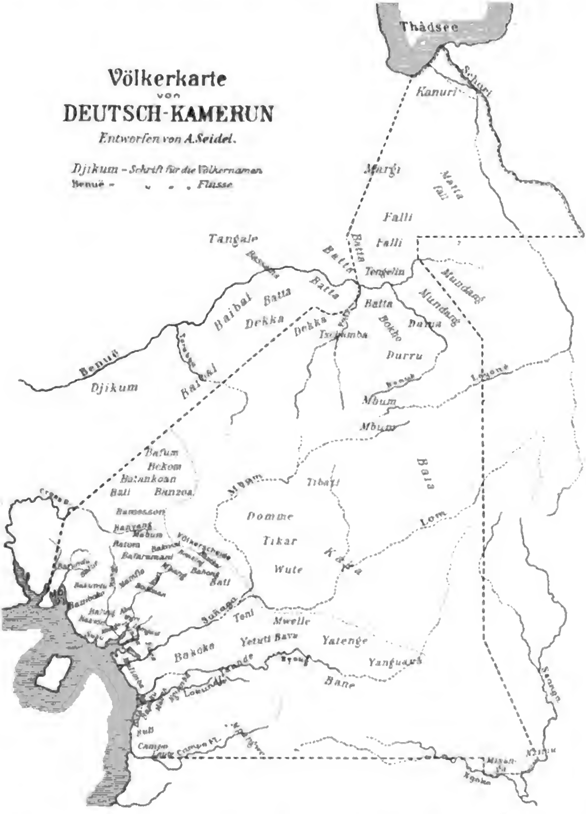
Am rechten Sannaga sitzen auch die Dongodje, die Babimbi, die Yakún, die Yanobo, die Manga, die Mschiba (Mdjiba) und Tschinga (Madjinga), von denen wir aber noch wenig wissen.

Mit den Yaunde scheinen die Yetuti, nördlich von der Yaúnde-Station, verwandt zu sein, ebenso die Kwólle und die Tóni[111]), südlich der Nachtigal-Schnellen.

Rings um das Kamerunästuar und am Unterlaufe der in dasselbe mündenden Flüsse sitzen in großen Dörfern die Duála in Bonewonda, Bonamusadi, Bonangang, Bonendale, Bonambasi, Bonebeike, Bonangando usw., unmittelbar dahinter die Bássa in Bonadimoto, Ndokobe, Lokobaba usw. Man schätzt ihre Zahl auf etwa 20000. Auch sie widmen sich fast ausschließlich dem Zwischenhandel. Daneben treiben sie ein wenig Fischfang und Ackerbau. An dem Mittellauf der Kamerunflüsse wohnen die Múngo-, Abo-, Wūri-, Dibómbe-, Lungási- und Ndonga-Leute, wie die Duala dem Zwischenhandel ergeben. Am Oberlauf des Wuri hausen die Bódiman, die Mbang, die Bonking, zwischen Wuri und Mungo die Mamflo.

Am Kamerungebirge treffen wir (am Ost- und Südosthange) die rauhen, kriegerischen, Viehzucht und Jagd treibenden Bakwiri[112]), wohl 30000 Köpfe stark. Im Osten wohnen sie bis an den Mungo, doch sind die Dörfer Mpundu, Muyuke, sowie Groß- und Klein-Yoke (letzteres ist ein Sklavendorf) von Angehörigen des Balúng-Stammes bewohnt. Im

Westen ist Kap Debundja die Grenze. Die nördlichsten Orte, wo Bakwiri gesprochen wird, sind Ikata am Mungo und



Bakundu ba Namwele. Im Süden wohnen sie bis an das Meer, den Bimbiafluß und den Möwesee. Doch ist das

Dorf Bota ba Wose ebenso wie die vorgelagerten Inseln Mondole und Bobya ba Munja von Bota-Leuten bewohnt. Mit den Bakwiri verwandt ist der kleine Stamm der Súbu (2000 Köpfe), die bis zur Küste vorgedrungen sind und ausschließlich vom Fischfang leben. Am Westhange des Berges leben die handeltreibenden, den Bakwiri nahestehenden Bambóko (etwa 20000), am Nordhange die Bakúndu.

Die Bewohner des Bakossi-Gebietes bilden eine ansehnliche, Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung. Die Bakóko (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Volke am Sannaga) und die Baníkai, am Fuße des Manenguba-Gebirges, treiben gleichfalls Ackerbau. Südlich von den Bakossi-Bergen liegt das Gebiet der Bafaramáni, südlich vom Manenguba-Gebirge, im Quellgebiet des Dschuen, eines Nebenflusses des Sannaga, das der Babóng (mit 21 Dörfern).

Am Rio del Rey treffen wir die Siedlungen der Barúndu; nordöstlich davon wohnen die Balúe.

Den Mungo aufwärts fahrend passiert man bald die Dörfer der Balúng. Hinter Mundame beginnt das Gebiet der Bakúndu, bis nördlich von Kombone reichend. Nördlich davon in der Hügellandschaft wohnen die Batóm, vom Nordfuße der Batom-Hügel bis zum Mbia die Mabúm und weiterhin bis zum Babe die Banyáng. Hier ist die Grenze des Waldgebiets. Aber das Gebiet der Bantu zieht sich hier noch viel weiter ins Innere des Landes hinein und reicht bis an die Südgrenze des Sultanats Takum. Hier, in den sog. Bali-Ländern, herrscht ein Gewirr von zahlreichen Stämmen[113]), unter denen die Bamessón, die Báli, die Banzóa, die Batankóan, die Bafút, die Bekóm und die Bafúm die bedeutendsten sind. Von geringerer Wichtigkeit sind z. B. die Bapigni, die Bandeng, die Bamunda, die Bafuen, die Bamungu usw.

Was diese Völker außer der Sprachgemeinschaft als ein Ganzes zusammenschließt, das ist einmal ihr körperlicher Habitus. Ferner ist charakteristisch, daß sie in viereckigen Lehmhäusern mit Schilf- oder Palmdach wohnen, während der Sudanneger runde Hütten baut, die er mit Dornhecken, Matten-



Haustiere der Bakossi-Leute. — Im Hintergrunde Bananen und Kakao.

zäunen oder Lehmmauern umgibt. Die Bantu bauen vorwiegend Bananen, Yams, Kassada, die Sudanvölker Hirsearten, Erdnüsse, Baumwolle usw. Seine Spirituosen bereitet der Küstenneger aus der Ölpalme, der Waldlandneger aus der Weinpalme, der Sudanneger aus Durrakorn. Die ersteren leben in kleinen, losen politischen Verbänden, die letzteren haben z. T. bedeutende staatliche Organisationen geschaffen. Die Bantu sind Heiden, wie die meisten eigentlichen Sudanneger, die Fulbe und die Haussa aber Muhammedaner. Selbst in Nebensächlichkeiten tritt der Unterschied hervor. So hockt der Bantuneger mit hochgezogenen Knieen auf der Erde, während der Sudanneger die Beine kreuzweis unterzuschlagen pflegt.

Was die somatischen Eigenschaften des Bantunegers anlangt, so ist der Schädel rund und plump, das Haar wollig und steht gruppiert, die Stirn im allgemeinen mittelhoch und meist zurücktretend. Das Gesicht ist rund und breit. Die Nasenwurzel ist breit und flach, ebenso der Nasenrücken. Die Nasenflügel sind stark und aufgebläht, die Nase daher breiter als lang. Die Nasenspitze ist stumpf und aufgestülpt, so daß man in die Löcher hineinsieht. Die Lippen sind dick, wulstig und geschwungen; kurz, alle Fleischteile massig entwickelt. Auch der Körper ist plump, knochig, muskulös und hat ein reichlich entwickeltes Fettpolster. Das weibliche Geschlecht ist fast durchweg durch eine starke Beckenneigung und damit Krümmung der Wirbelsäule und Einwärtsstellung der Füße ausgezeichnet. Starke Fettablagerung im Gesäß geht damit Hand in Hand.

Die Hautfarbe wechselt allerdings sehr. Hellbraune bis rotbraune Leute, ja ganze Stämme, sind gerade an der Küste nicht selten, und man kann sagen, daß die Sudanneger im Durchschnitt dunkler sind[114]).

Der gerade Gegensatz zu den Bantunegern in körperlicher Hinsicht sind die Fulbe. Wie schon erwähnt, drang dies Volk von Rinderhirten von Nordwesten kommend in Adamaua ein, unterwarf die eingesessenen Stämme und wurde dann unter den Besiegten — die herrschende Klasse bildend — selber seß-

haft. Nur ein kleinerer Teil führte das Nomadenleben fort, und gerade diese — Borroro genannt — haben ihre Rasse besonders rein erhalten. Der Fulla[115]) hat einen schlanken, feinknochigen, sehr mageren und doch sehnigen und kräftigen Körper. Der Schädel ist meist mittellang bis dolichozephal, die Stirn hoch und gerade, das Gesicht lang und schmal, die Nase lang und gerade, selten gewölbt und adlerförmig, Wurzel und Rücken schmal und hoch, die Spitze nicht aufwärts gedrückt, die Flügel zart und klein, desgleichen die Lippen. Das Haar ist schwarz, wellig und zeigt keine Spur von Gruppierung. Bei den Frauen erreicht es einen halben Meter und mehr Länge. Auch fehlt den Fullafrauen, die in der Jugend — zumal im Vergleich mit den Negermädchen — oft große Schönheiten sind, die starke Beckenneigung der Bantuweiber.

Die Hautfarbe ist meist hellgelb, wie helles Leder, aber stets mit einem Stich ins Rot. Doch finden sich auch dunklere Farben, gerade unter den Borroro[114]).

In den großen Städten sieht man nur noch wenige reine Fulbe; in den kleinen Staaten und den Landstädten, besonders zwischen Yola und Adumre, sind sie dagegen überwiegend. Die Fulbe sind, mehr oder weniger rasserein, — ich folge hier den Ausführungen Passarges — absolute Herren im ganzen Benue-Tal zwischen Yola und Bebene und in Nord-Adamaua, bis auf das Mándara-Gebirge und einzelne Bergzüge (wie das Hossére Tengelin, Lam, Mangbai, Mosugoi, Golum, Lulu u. a.). Im mittleren Adamaua haben sie nur die Ebene besetzt, die sie aber auch nur zum Teil beherrschen, so z. B. das Gebiet zwischen Yola und Kontscha und die Umgebung dieser Stadt, ferner das Mao Deo-Tal und das des Faro unterhalb Tschamba. In einzelnen Kolonien wohnen sie in dem Gebiet südlich des Schari-Massivs, z. B. in Bantadji und Uro Gabdo, und beherrschen die Straße von Yola nach Ngáundere.

Das Verhältnis zu den überwundenen Heidenvölkern mag durch das Beispiel von Ngáundere illustriert werden. Hier waren die Mbum die ursprünglichen Bewohner, wurden aber

in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von den Fulbe völlig unterjocht. Doch bilden sie heute noch, zusammen mit zahllosen Kriegssklaven von anderen Stämmen, die Hauptmasse der Bevölkerung und ihre Sprache wird von vielen gesprochen. Die Fulbe bilden dagegen nur einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung, der noch dazu durch die Blutmischung mit Sklavinnen vernegert ist. Bei der Vermischung mit Negern wird die Hautfarbe dunkler, die Haare werden kürzer und kraus und die Weichteile fleischiger[116]).

Zwischen den extremen Typen des Fulla und des Bantunegers nimmt der Sudánneger, durch Vermischung mit hamitischem Blut entstanden, eine Mittelstellung ein. Die Bevölkerung des Sudan weist eine Mischung von Merkmalen beider Typen auf, wobei bald der eine, bald der andere prävaliert, u. z. nicht nur in verschiedenen Stämmen, sondern sogar bei demselben Stamme, wie z. B. bei den Háussa. „Hier ein plumper, knochiger, muskulöser, zur Fettbildung neigender Körper (schildert Passarge), dort eine schlanke, magere und doch kräftige Gestalt." „Lange Gesichter, aber plumpe Nasen nebst dicken Lippen oder runde Gesichter mit geringer Entwicklung der Weichteile, lange, aber flache und aufgestülpte Nasen." Alle aber haben die dunkle Hautfarbe und echtes Negerwollhaar[117]). Die Haussa durchziehen in zahllosen Karawanen als Händler die ganze Kolonie.

Ihre Haupthandelswege führen von Káura, Katsinna, Káno oder Sária nach Kúka (am Tsâdsee), nach Lokodja und Lóko am Niger und über Ibi und Yóla in die deutsche Kolonie. Von Yola führt sie der Weg über Ngáundere und Kunde nach Gáſa im französischen Gebiet oder über Ngáundere und Tibáti nach Ngila oder über Kontscha und Banyo ins Gebiet der Wute. Die Ibi-Straße leitet über Banyo zu demselben Ziele[118]). In Adamaua haben sich zwar manche Haussahändler niedergelassen, aber als geschlossene Bevölkerung treten sie nirgends auf. Doch bilden sie in manchen Städten, wie z. B. in Ngáundere, starke Kolonien und haben als reiche Leute nicht selten auch erheblichen politischen Einfluß.

Wenn man nun auch in Adamaua hin und wieder Stämme findet, die ein echt negerhaftes, und andere, die ein mehr hamitisches Äußere aufzuweisen haben, so besitzt doch der weitaus größte Teil der hier ansässigen Stämme einen ziemlich einheitlichen Typus. Sie sind im allgemeinen mittelgroß, gut und kräftig gebaut und haben Negergesichter, aber weniger ausgesprochen als die Küstenneger. So ist z. B. bei den meisten die Nase nur wenig breiter als lang. Die Frauen der Adamaua-Stämme zeigen indessen stets die starke Beckenneigung, die Krümmung der Wirbelsäule und die Einwärtsstellung der Füße wie die Bantuweiber.

Diesen durchschnittlichen Habitus der Adamaua-Völker haben z. B. die Dékka zwischen dem Tschebtschi- und dem Alantíkagebirge, die Fallí zwischen Gárua und Binder, und nördlich von den Fallí die Máttafall, die Mbum im Sultanat Ngáundere und nördlich davon bis zum Ssari-Gebirge die Dúrru. Muster von Häßlichkeit sind (nach Barth und Nachtigal) die Músgu- und Logónleute; dagegen beschreibt Barth die Márgi, westlich von den Máttafall, als einen schönen, kräftigen Menschenschlag mit freiem, stolzem Benehmen. Die Lippen sind weniger aufgeworfen, die Stirn ist hoch, das Haar kraus. Die Hautfarbe wechselt von dunkelschwarz über kupferrot zu heller Rhabarberfarbe. Einen ähnlichen Eindruck haben die allerdings dunkelbraun gefärbten Bátta auf ihn gemacht, die das Land zu beiden Seiten des Benue, vom Elisabethberg bis Gárua, bewohnen.

Außer den bereits genannten Stämmen seien noch erwähnt die räuberischen Mundáng, östlich von den Falli ansässig, mit den Städten Lere, Lakka und Lame; die Téngelin (mit den Fallí verwandt) auf dem schwer zugänglichen Plateau gleichen Namens nördlich von Gárua;[119]) die Dáma in Bubandjidda; die Bokko und Námdji am Ssari-Gebirge; die Tschámba, Yélu und Kólla am Südostfuß des Alantíka-Gebirges; die Báia im Süden und die Káka im Südosten des Sultanats Ngáundere; die Tibáti, Tikar und Dómme im Gebiete von Tibati; die Wúte um Ngila zwischen Sannaga

und Mbam. Nordwestlich vom Tschinga-Lande liegt das reiche Gebiet der Bäti, mit denen Morgen einen Kampf zu bestehen hatte.

Da wo die Sudanvölker mit den Bantustämmen zusammenstoßen, entstehen naturgemäß mancherlei Beeinflussungen. So gehören die Tschinga am Zusammenfluß des Mbam mit dem Sannaga noch zu den Bantunegern, haben aber die geraden langen Schwerter sowie Pfeil und Bogen von den Sudannegern entlehnt und bauen auch ihre Hütten teilweise nach Sudansitte in runder Form. Die Bali sind der Sprache und dem Hausbau nach Bantu, auch die Körperbildung weist im allgemeinen auf die Küstenneger, doch ist der Wuchs hochgestreckter und feiner als bei den reinen Bantu. Vielfach treten hier auch schon Fulbe-Mischlinge auf usw. Auch von den Yaunde berichtet Morgen, daß ihre Gesichter einen fast kaukasischen Schnitt hätten und ihr Wuchs größer sei als der der Ngumba. Das Bild, welches er von zwei Tonikriegern gibt, läßt gleichfalls keinen Zweifel aufkommen, daß hier Blutmischung vorliegt.

Was das Verhältnis der Fulbe zu den Sudannegern betrifft, so ist bereits gesagt worden, daß die Herrscherfamilien überall dem Fulbe-Stamme angehören. Der Kaiser der Haussa-Staaten in Sokoto ist ein Fulla und der Obersultan in Yola, sein Vasall, stammt ebensogut von der Fulbe-Rasse wie die ihm unterstellten Sultane in Banyo, Tibati, Ngáundere, Ngila, Gáschaka usw. Nur wenige Heidenstämme haben sich des Ansturms der Fulbe erwehren können, wie z. B. die oben genannten Mundáng. Hin und wieder trifft man auf ganze Dörfer seßhaft gewordener Fulbe, die sich dem Ackerbau zugewandt haben. Andere, die sogenannten Borroro, ziehen viehzuchttreibend unstet im Lande umher.

Auch Araber und Kanúri (d. h. Bornuleute) finden sich im nördlichen Teile des Schutzgebietes nicht selten.

Schwer ist es, über die Zahl der Bevölkerung Kameruns etwas Zuverlässiges zu sagen. Früher schätzte man dieselbe

nicht höher als $3\frac{1}{2}$ Millionen und berechnete danach die Volksdichte (bei einem Flächeninhalt von 495000 qkm) auf die geringe Ziffer von 7 Köpfen auf das Kilometer. Nachdem das Hinterland genauer bekannt geworden, gehen die Schätzungen bis auf sechs, ja sogar zwölf Millionen.

Legen wir die Schätzung, welche Hutter — allerdings auch auf ziemlich unsicherer Grundlage — für die Baliländer (ca. 1800 qkm) anstellte und die etwa 66000 Seelen ergab, für das ganze Schutzgebiet zugrunde, so würde das sogar eine Bevölkerung von etwa 18 Millionen ergeben, was aber mit bezug auf die vielen leeren Räume, besonders den Urwald, viel zu hoch gegriffen ist. Angesichts der an vielen Stellen der Kolonie verhältnismäßig dichten Besiedlung meine ich aber dennoch, vorderhand an einer Ziffer von etwa 12 Millionen festhalten zu sollen.

Am 1. Januar 1904 hielten sich im Schutzgebiet 710 Weiße auf, und zwar 649 Personen männlichen und 61 Personen weiblichen Geschlechts, davon 11 bezw. 8 im Alter von unter 15 Jahren. Von den Männern waren 53 verheiratet und 34 hatten ihre Frauen bei sich im Schutzgebiet. Der evangelischen Konfession gehörten 578, der katholischen 91 Personen an. Deutsche waren 612, Amerikaner 31, Engländer 24, Schweizer 17, Schweden 9, Österreicher 6. Dazu kamen noch je 3 Holländer und Portugiesen, je 2 Norweger und Russen, sowie 1 Ungar, also eine bunte Karte der verschiedensten Nationalitäten.

Dem Berufe nach waren (abgesehen von 14 unerwachsenen Personen und 21 Ehefrauen):

Kaufleute, Händler, Gastwirte, Frachtfahrer usw.	223
Ansiedler, Pflanzer, Farmer, Gärtner usw.	103
Regierungsbeamte	93
Schutztruppenangehörige	85
Geistliche und Missionare	85
Handwerker, Arbeiter, Bergleute	28
missionsangehörige Frauen	16

Seeleute, Fischer, Maschinisten	13
Techniker, Bauunternehmer, Ingenieure, Photographen	5
Ärzte[121])	3
Pflegeschwestern	3

Von 657 erwachsenen Personen sind also 93 + 85 = 178 Beamte und Soldaten; fast jeder dritte Mann dient also lediglich dem Schutze des Landes und der Verwaltung. Der Mission dienen weiter 85 + 16 = 101 Personen, der Gesundheitspflege 6 Personen. Nicht weniger als 285 Personen von 657, d. h. fast die Hälfte, sind also unproduktiv in der Kolonie tätig.

Anthropologisches von den Eingeborenen.

Im allgemeinen ist der körperliche Habitus der verschiedenen Teile der Bevölkerung bereits im vorigen Abschnitt geschildert worden. Hier mögen indessen noch einige ergänzende Bemerkungen Platz finden.

Die Hautfarbe, bei den Küstennegern von Schokoladebraun bis zu einem schmutzigen Gelb wechselnd, scheint bei den Negern des Graslandes dunkler zu sein. Wenigstens nähert sich die Farbe der Bali oft dem Schwarzblau. Die Yaunde nennt Morgen schön bronzebraun. Daß die Handflächen und die Fußsohlen bei allen Negern bedeutend heller, fast weißgelb sind, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Weniger bekannt ist schon, daß ihre Lippen nicht rot gefärbt sind wie bei uns, sondern der Körperfarbe entsprechen. Übrigens zeigen neugeborene Kinder häufig dieselbe rotweiße Farbe wie bei uns und bekommen erst später das schwarze Pigment.

Ziemlich häufig kommen Albinos vor, denen das dunkle Hautpigment fehlt. Besonders zahlreich fand Morgen sie bei den Wute, wobei er konstatierte, daß ihre Augen, im Gegensatz zu denen des normalen Negers, lichtscheu sind und wie die der Europäer im hellen Sonnenlicht zwinkern.[122])

Die widerlich süßliche Ausdünstung des Negers, die aber nur bei erhitztem Körper auftritt, ist dem Europäer besonders unangenehm; übrigens hegt der Neger seinerseits dem Europäer gegenüber die gleichen Empfindungen und beklagt sich über unsern Geruch. Nach anderweitigen Beobachtungen scheint festzustehen, so schmerzlich das für unsere Eigenliebe ist,

daß jede Rasse ihren spezifischen Geruch hat, der den Angehörigen anderer Rassen ein Greuel ist.

Auffallend ist die schwache Körperbehaarung, außer auf dem Kopfe und an den Geschlechtsteilen. Da die Haare der letzteren bei Männern und Frauen öfters rasiert werden, so zeigen sie einen besonders üppigen Wuchs. Dagegen ist die Behaarung der Achselhöhlen sehr spärlich. Auch der Bart ist bei allen Negern nur schwach entwickelt, am besten noch der Kinnbart. Dichte Backenbärte und wirkliche Vollbärte sind sehr selten.

Die Kopfform darf man nicht immer ohne weiteres als die natürliche hinnehmen, denn wie es Morgen bei den Wute beobachtete, so geschieht es auch bei vielen anderen Stämmen, daß nämlich den Säuglingen gleich nach der Geburt der Kopf in eine längliche Form gedrückt wird, sodaß der Hinterkopf weit über den Rücken hinaussteht. Nach Ansicht der Eingeborenen gibt man dadurch dem Verstand Gelegenheit, sich auszudehnen.

Mißbildungen sind ziemlich selten, besonders kommen Höcker und Verwachsungen des ganzen Körpers fast gar nicht vor. Häufiger ist Elefantiasis[123]), besonders bei Männern, am meisten aber sieht man Nabelbrüche bei beiden Geschlechtern.

Sonst ist der Wuchs der Eingeborenen gut und häufig tadellos. Der Prozentsatz gut gewachsener Leute ist ganz erheblich größer als bei uns. Auch ihre körperliche Ausdauer ist bewundernswert. Im Ertragen von Hunger und Durst und Strapazen aller Art leisten sie Hervorragendes. Bemerkenswert ist auch ihre Widerstandskraft gegen schwere Verwundungen und die energische Heilkraft ihrer Konstitution. Wunden, die einen Europäer sofort zu Boden bringen, hindern einen Neger häufig nicht, noch weite Strecken zu laufen, und Verletzungen, die für einen von uns unbedingt tödlich wären, heilen bei den Schwarzen oft in unglaublich kurzer Zeit.

Beide Geschlechter erreichen auffallend früh die Periode der Mannbarkeit, die bei den Mädchen durch eine Familien-

feier mit Tanz und Gelage[124]), bei den Knaben meist durch die Beschneidung[125]) eingeleitet wird. Was gewöhnlich über den unmäßig stark entwickelten Geschlechtstrieb der Neger erzählt wird, gehört in das Bereich der Fabel. Von individuellen Ausnahmen abgesehen, sündigen sie nicht mehr und nicht weniger als andere Sterbliche. Bis zum Eingang einer Ehe herrscht — wenigstens bei den Bantunegern — zwischen den Geschlechtern volle Freiheit des Verkehrs. Von den Sudanstämmen sagt Nachtigal: „Jeder Mann, der nach erreichter Mannbarkeit sich des Verkehrs mit dem anderen Geschlechte enthält, provoziert hierdurch nicht sehr schmeichelhafte Beurteilung seiner Person; doch bei einer Frau erscheint dies Verhältnis geradezu von bedenklicher Bedeutung.“ Die Jungfräulichkeit einer Braut erscheint demnach fast als Schande für sie, da niemand sie begehrenswert gefunden hat. Bringt sie aber mehrere Kinder mit in die Ehe, so wird sie besonders hoch bewertet.

Das geschlechtliche Schamgefühl in unserm Sinne fehlt bei diesen natürlichen Anschauungen und bei der herrschenden Kleidungslosigkeit fast vollständig. Dies ist aber nicht etwa identisch mit Sittenlosigkeit. Denn die Ehe wird allgemein geachtet und Ehebruch meist schwer geahndet. Deutlich zeigt sich hier, wie lediglich die Gewohnheit der Bekleidung (des Klimas wegen) schließlich zur Verpflichtung der Verhüllung und zum Schamgefühl bei uns geführt hat. Wir haben also keinen Grund, stolz auf diese gegen die Natur durchgesetzte Errungenschaft unserer „höheren“ Kultur stolz zu sein.

Politische Verhältnisse der Eingeborenen.

In den politischen Verhältnissen zeigt sich der Unterschied zwischen den einzelnen ethnologischen Gruppen der Bevölkerung besonders schlagend.

An der Küste und im Waldland ist keine Spur von politischer Organisation vorgeschrittener Art zu finden. Nicht einmal die Stammesgemeinschaft begründet irgend einen Zusammenhalt. Vielmehr bildet jedes Dorf eine unabhängige Einheit für sich. Die Dorfhäuptlinge, deren Würde auf den ältesten Sohn vererbt, haben meist wenig Macht und Ansehen, selbst ihren eigenen Untertanen gegenüber. Die Sicherheit von Leben und Eigentum ist daher im Gebiete dieser Stämme nur gering. Eine rühmliche Ausnahme macht das rauhe Gebirgsvolk der Bakwiri[126]). Sie haben zwar kein gemeinsames Stammesoberhaupt, doch herrscht über je 4—5 Dörfer (sie bewohnen im ganzen etwa 60 Ortschaften) ein Oberhäuptling. Jedes Dorf hat dazu einen Häuptling (sango a mundi) und einen Unterhäuptling nebst einigen „Ältesten". Auch bei den Banyang zeigt sich bereits eine höhere Art des politischen Zusammenschlusses, indem der Stamm in vier Gauverbände gegliedert ist. Die Bantustämme auf dem Hochplateau des Innern haben eine weitere — auf den Einfluß der verschiedenen natürlichen Verhältnisse ihres Landes oder auf das Beispiel der Sudanneger zurückgehende — Entwicklung aufzuweisen, so die Yaunde und die Bali[127]). Hier untersteht bereits der ganze Stamm einem einzigen Häuptling, dem alle Dorfhäuptlinge nachgeordnet sind.

Im südlichen Kamerun, bei den Banoko (Banaka) und Bapuku hat jeder dieser beiden Stämme seinen eigenen König, der stets aus derselben Familie durch eine Volksabstimmung gewählt wird. Untaugliche Könige werden abgesetzt. Jedes Dorf hat außerdem einen Häuptling, gewöhnlich ist es der älteste Mann. Die eigentliche Staatsgewalt liegt indessen in der Volksversammlung, ohne deren Zustimmung auch der König weder Krieg erklären noch über Verbrecher aburteilen kann.

Bei den Bali ist die Häuptlingswürde erblich und geht auf den ältesten Sohn aus legitimem Bette über. Der Häuptling ist Herr über Leben und Tod seiner Untertanen, ihr Anführer im Kriege, ihr Oberpriester, der alle wichtigen religiösen Zeremonien selbst vollzieht, und ihr Richter. Er hat das Recht (von Fall zu Fall), Steuern aufzuerlegen und Frondienste zu verlangen. Ihm zur Seite steht ein von ihm ernannter Rat von 50—60 Personen, die durch Vornehmheit, Reichtum oder Tüchtigkeit hervorragen. In dieser Körperschaft werden Gesetze beraten und beschlossen und wichtige politische Angelegenheiten erörtert. Die Beziehungen zu anderen Stämmen werden durch Gesandtschaften vermittelt, die als unverletzlich gelten. Die Macht des Häuptlings gegenüber dem Rat beruht vornehmlich auf der Zahl der unmittelbar von ihm abhängigen Stammesgenossen (der von Hutter so genannten „Hörigen").

Ganz anders werden die Verhältnisse, wenn man das unter dem Einfluß des Islam stehende Adamaua-Gebiet betritt[128]).

Hier ist zunächst zwischen den Heidenstämmen und den muhammedanischen Staaten zu unterscheiden. Bei den ersteren sind die Staatseinrichtungen in der Hauptsache ein im ersten Entwicklungsstadium befindliches Lehnswesen; die Staatsform der Muhammedaner dagegen ist die Despotie. Die Beamten des Herrschers sind seine persönlichen Diener.

Das Reich des Sultans von Bornu fällt nur zum kleinsten Teil in unser Schutzgebiet; nur die Landstriche im Süden des Tsâdsees gehören dazu.

Dagegen untersteht dem Kaiser von Sokoto — außer den

Vasallenstaaten Sámfara, Katsinna, Kano, Saria, Bautschi — auch das gesamte Adamaua.

An der Spitze jeder dieser Vasallenstaaten steht ein Statthalter der Fulbe-Rasse, der Lámido (seltener Emir genannt). Rechtlich hat er dem Sultan Heeresfolge zu leisten und ihm einen Beuteanteil zu überlassen, er soll nach Sokoto zur Huldigung gehen und regelmäßig Tribut (in Sklaven, Waffen, Pferden usw.) zahlen, des Kaisers Gesandten respektieren und seine Befehle ausführen. In Wirklichkeit sind die Lamidos, besonders die der entfernteren Provinzen, ziemlich unabhängig. Sie nehmen zwar die Gesandtschaften mit geziemender Ehrerbietung auf, zahlen aber selten Tribut und tun im übrigen, was sie wollen, ja, führen sogar unabhängig Kriege gegeneinander. Ist ein Lamido-Posten erledigt, so wird er vom Sultan dem Meistbietenden zugeschlagen.

Der Lámido von Adamaua sitzt in Yola. Wie seine Kollegen hat er sein Land in eine Reihe von Provinzen eingeteilt, die wieder in Distrikte zerfallen. Ihm persönlich gehört die Stadt und der Distrikt, in dem er residiert. Die Ortsvorsteher in den Städten solcher Distrikte heißen Galadima.

Die Unter-Lámidos haben dieselben Pflichten gegen die Lámidos, wie diese gegen den Sultan von Sokoto, nur sind sie zum großen Teil wirklich von ihren Lehnsherren abhängig.

Dem Emir von Yola gehorchen tatsächlich die Gebiete um Yola, das Benue-Tal bis Be und Bongi, Nord-Adamaua bis Giddir und vielleicht Mubi-Uba. Nach Süden hin ist das Land zwischen Dalami und Ssagdje von ihm abhängig, wenn man von den freien Heidenstämmen des Yola- und Ssari-Massivs absieht und von dem zu Tibati gehörigen Tschamba. Im wesentlichen unabhängig sind die Statthalter von Marrua, Bebene, Kontscha, Gáschaka und Banyo. Völlig selbständig und nur in moralischer Abhängigkeit stehen Tibati, Ngaundere und Bubandjidda.

Die zahlreichen Prinzen (in Adamaua Yarima genannt) pflegt der Lámido aus Furcht vor ihrem Einfluß von den Staatsgeschäften fern zu halten und sie als Statthalter in

kleine Landstädte zu schicken. Der Hofstaat und die Beamtenschaft rekrutieren sich meist aus den Sklaven des Lámido, die dadurch sogar vor den (ärmeren) Freien eine bevorzugte Stellung erhalten, selbst wieder Sklaven haben und mit ihren Kreaturen die niederen Ämter besetzen. Als Besoldung erhalten sie die Einkünfte bestimmter Distrikte zugewiesen, haben aber daneben manche große Einnahme aus Bakschisch aller Art. Der Kaigamma besorgt die äußeren und inneren Geschäfte; die Befehle an die Vasallen übermittelt der Weséri, während der Dállini Botendienste von geringerer Wichtigkeit versieht. Die Heeresleitung hat der Sárriki-n-lesidda oder der Sárriki-m-bindiga[129]) in Händen. Ohne den Ssalámma, den Zeremonienmeister, erhält niemand, nicht einmal der Kronprinz, Audienz.

Der Adjía ist der Schatzmeister der beweglichen Güter, während der Schamékki die Schlösser verwaltet. Das gesamte Schriftwerk besorgt der Malam. Der Harem untersteht dem Baba Sárriki, einem Eunuchen. Der Killéschi ist stets bereit, eine Matte auszubreiten, wenn der Lámido Platz nehmen will, und die Hofkapelle leiten der Ssarriki-n-tambari und der Ssarriki-m-būsa[130]). Der Herr des Wassers (Ssárriki-n-rūa) verwaltet die Kanus des Herrschers und erhebt Zoll an den Flußübergängen. Auch Hofzwerge (Wadá) fehlen nirgends. In Ngáundere hält der Herrscher sogar ein offizielles Korps von Lobschreiern[131]).

An jedem größeren Hofe haben auch die verschiedenen Nationen, die Fulbe, Araber, Haussa und Kanuri, ihre Vertreter, gleichsam Konsuln, die den Titel Galadima führen. In Ngáundere haben, wie Passarge erzählt, auch die Baia und die Mbum ihren Galadima.

Tibati und Ngáundere sind heute die reichsten und mächtigsten Staaten Adamauas. Auch Bubandjidda hat eine bedeutende Ausdehnung; nach Südosten ist die Grenze noch unbekannt.

Mitten in diesen großen Fulbe-Reichen finden sich Heidenstaaten größerer und geringerer Ausdehnung, die zum größten

Teil dem Emir in Yola tributpflichtig sind. Hierher gehören Alhadjin Galibu, Ssagdje, Dalami, Uro Bobdo, Bokko usw. Am Nordrande des Ngáundere-Plateaus hat sich ein freier Heidenstaat, Galím, gebildet, der aus Teilen versprengter Heidenstämme wie Wute, Tikar, Schengel usw. bestehen soll.

Meist aber bildet unter diesen Heidenstämmen jedes Dorf eine politische Einheit für sich, oder es bilden sich einzelne Gauverbände, wie z. B. die der Durru im Ssagdje-Gebirge, im Galibu-Gebirge und im Karna-Gebirge. Ein anderer häufiger Fall ist der, daß ein Dorfhäuptling zu einem andern im Lehnsverhältnis steht und ihm Tribut zahlt. Besonders stark politisch zersplittert sind die Heidenstämme im Osten; nur in Lere und Lame finden sich größere Staatsverbände, an denen sich die Macht der nach Osten vordringenden Fulbe gebrochen hat.

Soziale Verhältnisse der Eingeborenen.

Außer dem sozialen Faktor der ungleichmäßigen Verteilung von Geld und Gut, der natürlich auch in Afrika sein Wesen hat, ist für das gesamte Schutzgebiet der Gegensatz zwischen Freien und Sklaven bedeutsam.

Die Sklaven sind teils frisch eingefangene Kriegssklaven, teils in der Knechtschaft geborene Haussklaven. Bei den Bakwiri soll es auch Schuldsklaven, wie in Adamaua, geben. Nur bei den ersteren, die auch zu den schweren Arbeiten verwendet werden, kommt es vor, daß sie schlecht ernährt und wohl auch verkauft werden. Und die Raubzüge, die manchmal lediglich zur Erlangung solcher Sklaven unternommen werden, mit dem ganzen Gefolge von Grausamkeit und Zerstörung, das von ihnen unzertrennlich ist, sind entschieden eine barbarische Unsitte, die man nicht hart genug verdammen und nicht energisch genug bekämpfen kann, wenngleich die Sklavenjagden in Kamerun nie so ausgebreitet gewesen sind und das Land so verheert haben, wie in Ostafrika.

Anders aber steht es mit der am weitesten verbreiteten Form der Sklaverei, der Haussklaverei. Der Haussklave ist ein Glied der Familie und wird als solches gehalten. Er kann eigenes Vermögen erwerben, heiraten und selber Sklaven besitzen. Ja, wir haben bei der Beschreibung der Höfe der Lamidos gesehen, daß in den muhammedanischen Staaten alle einflußreichen Staatsstellungen den Sklaven vorbehalten sind, natürlich, weil man ihren Einfluß nicht so sehr zu fürchten braucht und sie im Notfall auch leichter beseitigen kann.

Aber immerhin zeigt das alles, daß hier von einer Sklaverei in dem Sinne, den wir mit diesen Worten zu verknüpfen pflegen, nicht die Rede sein kann.

An der Küste, wie im Waldlande und im Innern wohnen die Sklaven meist in besonderen Dörfern[182]), wieder ein Zeichen, wie wenig man ein Entweichen derselben befürchtet. Bei den Bakwiri ist die Zahl der Sklaven sehr gering; sie wohnen daher in eigenen Hütten neben oder gegenüber der Wohnung ihres Herrn.

Ohne Sklaven kann ein Hauswesen in Kamerun nicht bestehen, wie Passarge (Adamaua S. 488) sehr zutreffend ausführt. „Nicht nur die Bestellung der Felder, auch die Zubereitung des Essens z. B. erfordert eine Menge Arbeitskräfte. Denn eine solche Ausbildung der Gewerbe wie bei uns besteht im Sudan noch nicht. Zwar wird schon vieles auf dem Wochenmarkt gekauft, aber das Meiste muß doch im Hause selbst bereitet werden. Wie zur Zeit Homers müssen die Sklavinnen nachts für den täglichen Bedarf das Korn zermahlen. Das erfordert bei einem großen Hauswesen viel Hände und Zeit, wenn das Mehl sorgfältig zerrieben und gereinigt werden soll. Ebenso werden Bohnen, Erdnüsse und zahlreiche Gemüsearten zermahlen, zerstoßen oder geröstet, um Suppen, Mehlspeisen und Gebäcke herzustellen. Dazu kommen die zahlreichen häuslichen, industriellen Arbeiten, das Krämpeln und Spinnen der Wolle, die Flechterei, Weberei, Färberei usw. usw."

Während in den Küstengegenden und im Waldland nur die drei Rangstufen: Häuptling, Freie, Sklaven unterschieden werden, treten bei den Völkern des Innern (z. T. schon bei den Bali) noch einige weitere Klassen hinzu. Da ist zunächst der Geburtsadel in den muhammedanischen Staaten, die Angehörigen des königlichen Hauses, dann die einflußreiche Beamtenschaft, wie wir sie oben geschildert haben, die Plutokratie der handelstüchtigen Haussa und Kanuri, die Araber als Träger des Islam und die stolzen Fulbe als Angehörige des herrschenden Volkes. Eine besondere Klasse bildet ferner die un-

mittelbare Gefolgschaft eines Häuptlings oder Lamidos, auf die er seine Macht stützt, seine Hörigen.

Eine einflußreiche Rolle spielen vielerorts die **Zauberer**, die geheime Kräfte zu besitzen behaupten, z. B. imstande sein wollen, verlorene Gegenstände wiederzufinden oder einen Dieb zu ermitteln, wobei sie das Volk durch allerlei Taschenspielkünste zu täuschen wissen. Sie sind besonders gefürchtet, weil sie behaupten, „Medizin legen" zu können, welche einen Menschen tötet. Doch sind sie wenig zahlreich. So finden sich im ganzen Bakwiri-Stamm nur drei Zauberer. Daneben gibt es auch Regenmacher. Sie walten z. B. bei den Bakwiri ihres Amtes[133]), indem sie dünne, mit kleinen Blättchen versehene Grashalme nehmen, die Blättchen vom Stengel reißen, sie mit den Händen zerpflücken und dann ins Feuer werfen. Mit einem gespaltenen Stecken spießt der Regenmacher das brennende Gras auf und fuchtelt damit in der Luft herum. Danach soll es regnen; er selbst aber darf von diesem Regenwasser nicht trinken, weil er davon sterben würde.

Auch bei Krankheiten und Begräbnissen spielen die Zauberer eine Rolle. Sie sind die Ärzte und Apotheker des Volkes. Ihre Arzneien bereiten sie aus heilsamen Kräutern; auch gegen Schlangengift besitzen sie wirksame Mittel. In leichten Fällen kurieren sich die Eingeborenen selbst[134]). In schweren Krankheitsfällen aber läßt der Zauberer bei den Bakwiri den Yenku (s. u.) erscheinen. Ein Yenku-Weib läßt in der Nacht außerhalb der Hütte des Kranken die Stimme des Yenku und die Yenku-Klapper ertönen. Dafür wird der Zauberer natürlich mit allerhand Gaben bedacht. Durch Spiel und Tanz, Essen und Trinken wird am folgenden Tage das Erscheinen des Yenku gefeiert. Stirbt der Kranke, so ist der Zauberer nicht in Verlegenheit, sondern gebraucht die Ausrede, daß irgend jemand den Verstorbenen verhext oder wie er sagt, „seine Seele gegessen" haben müsse[135]). Die Familie gerät dann in große Besorgnis, daß der unbekannte „Seelenesser" noch weitere Opfer verlangen könne und bittet den Zauberer, denselben gegen Bezahlung ausfindig zu machen. Durch die

Yenku-Weiber über die Familienverhältnisse unterrichtet, gibt er gewöhnlich eine Person an, die mit der Familie verfeindet ist. Durch Gottesurteil muß diese ihre Unschuld beweisen. Bei dem Tode jugendlicher Personen wird stets angenommen, daß Hexerei im Spiele sei.

Ihren Einfluß festigen die Zauberer mitunter durch die Begründung von mystischen Geheimbünden, wie wir sie auch in Togo finden [136]). So besteht bei den Bakwiri der sogen. Yenku-Bund, ein Weiberorden. Yenku ist der vornehmste Geist nach dem Glauben der Bakwiri [137]); mit Vorliebe nimmt er in jungen, wohlbeleibten Frauen Wohnung. Ihre Ausbildung zu Mitgliedern des Bundes dauert ein Bakwiri-Jahr. Während dieser Zeit tragen sie kein Lendentuch, sondern die Trauerkleidung der Witwen, ohne sich jedoch wie diese mit Ruß zu beschmieren. Ihre Hütte darf von andern Leuten nicht betreten werden. Nach der Vorbereitungszeit wird das Yenku-Weib dem Volke vorgeführt und trägt dabei und auch noch einige Zeit darnach eine Lendenkleidung von Büscheln aus Farnkraut. Durch allerlei Verzerrungen der Glieder, Verdrehung der Augen und die unheimlich klingende, wahrscheinlich durch Bauchrednerkunst hervorgebrachte Stimme des Yenku wird dem Volke die Gegenwart des Geistes dargetan. In der Hand tragen die Yenku-Weiber eine geflochtene Klapper, die Yola genannt wird. Wenn ein Yenku-Weib die Yola an die Tür einer Hütte steckt, so ist das ein Zeichen, daß der Yenku den Bewohnern derselben nicht helfen kann. Kann jemand den Zauberer nicht bezahlen, so setzt ihm das Yenku-Weib die Yola auf die Stirn, worauf er blind wird. Wahrscheinlich streut sie ihm ein Pulver in die Augen. Um das Volk von der „Allgegenwart" des Yenku zu überzeugen, verstecken sich die Yenku-Weiber zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten und lassen die Yenku-Stimme erschallen, die das Volk in große Angst versetzt [138]).

Ob solche Geheimbünde auch bei anderen Stämmen bestehen, ist mir nicht bekannt, aber wohl anzunehmen. Das Gesagte genügt, um darzutun, wie sehr die Macht des Zauberers

dadurch gestärkt wird. Bei den Yaúnde andrerseits müssen alle jungen Männer, sobald sie das 15. Jahr erreicht haben, zum Zauberer in den „Religionsunterricht" gehen[129]). Im Hause des Fetischpriesters, das abgelegen von den übrigen menschlichen Wohnungen errichtet und äußerlich durch mit Tierbildern bemalte Wände kenntlich ist, werden die Jünglinge in die religiöse Geheimlehre eingeweiht. Auf den Verrat der Mysterien steht die Todesstrafe. Erst nach Absolvierung dieses Unterrichts dürfen die jungen Leute Schaf- und Ziegenfleisch genießen und mit dem weiblichen Geschlecht in Verkehr treten.

Bei den Muhammedanern bestehen natürlich weder Zauberer noch Geheimbünde. Dafür findet man bei ihnen den vielgewandten Mälam, der die Kinder im Koranlesen unterrichtet, den Leuten das Schreibwerk besorgt und gegen Krankheit und Wunden, Verzauberung und allerlei Leiden des Körpers und der Seele heilkräftige Koransprüchlein auf rotes Papier schreibt und den Gläubigen für schweres Geld verkauft. Die waschen dann entweder die Tinte ab und trinken das Wasser, oder sie nähen das kostbare Papier in braune Ledertäschchen, welche die Männer an einem Lederring am Arm, die Frauen um die Taille tragen. Da jedermann wohl ein halbes Dutzend solcher Amulettäschchen mit sich herumträgt, so sind Leibes- und Seelennot bei den Muhammedanern selbstverständlich vollständig unbekannte Dinge.

Zauberer oder Priester fehlen übrigens überall, wo die Herrschergewalt des Häuptlings festgewurzelt ist, wie z. B. in den Baliländern, wo der Herrscher gleichzeitig auch Oberpriester ist.

Ehe ich den Abschnitt über die sozialen Verhältnisse schließe, möchte ich noch bemerken, daß hinsichtlich des Eigentums an Grund und Boden gleichfalls verschiedenartige Auffassungen bei den Küstenstämmen und in den Sudanstaaten bestehen. Wald, Busch, Grasland und Gewässer sind bei den ersteren gemeinschaftliches Eigentum. Hat jedoch einer ein Stück Land urbar gemacht, so geht es samt den darauf errichteten

Gebäuden, den zugehörigen Hofräumen, Feldern und dem Baumbestand in seinen Privatbesitz über. Läßt er sein Land brach liegen, so fällt es wieder an die Gemeinde zurück. Anders im Sudan. Hier gilt alles Land ursprünglich als Eigentum des



Hof eines Bantu-Gehöfts. Gerüst eines Neubaus.

Königs, der es in unkultiviertem Zustande verkauft.[140] Dies spielt indessen schon in die rechtlichen Anschauungen der Eingeborenen hinein, die weiter unten ausführlicher besprochen werden sollen.

Das Familienleben der Eingeborenen.

Über das Familienleben der Sudanneger ist noch so wenig bekannt, daß dieselben aus der folgenden Erörterung fast völlig ausscheiden, so daß nur von den heidnischen Bantunegern und den Muhammedanern des Hinterlandes die Rede ist. Wir ziehen zunächst nur die ersteren in den Kreis unserer Betrachtung.

Die Pubertät tritt bei den Mädchen im 10.—12. Jahre, bei den Knaben im 12.—14. Jahre ein, und ihr Eintritt wird, wie schon oben erzählt, bei Mädchen durch eine Festlichkeit, bei Knaben durch die Beschneidung gefeiert. Letztere wird von wenigen, darin geübten Männern vorgenommen, nicht vom Zauberer. Mittels eines kleinen aus Draht gefertigten Messerchens wird die Vorhaut abgeschnitten und dann in der Nähe der Hütte in die Erde gegraben und darauf oder daneben eine Banane gepflanzt. Wenigstens verfahren die Bakwiri so.[141]) Drei bis zehn Tage sind die Knaben arbeitsunfähig und halten sich während dieser Zeit nackt hinter einem Verschlage in der Hütte auf. Die Wunde wird bei den Duala mit einem Blatt umwickelt, bei den Bakwiri mit einem Pulver aus Baumrinde bestreut. Nach der Heilung schlachtet und bereitet die Mutter ihrem Sohn ein Huhn und kauft ihm ein neues Lendentuch, was der Sohn durch Überreichung eines selbsterlegten Wildes erwidert.

Von nun an bis zur Verheiratung genießen, wie bereits erwähnt, beide Geschlechter volle Freiheit der Bewegung. Es ist auffallend, daß trotzdem auch die gewerbsmäßige Prostitution weit verbreitet ist.

Die Ehelosigkeit wird allgemein mißachtet. In der Theorie herrscht Polygamie, in der Praxis gibt der Wohlstand den Ausschlag. Auch reiche Leute haben selten mehr als fünf Frauen; das Gros der Bevölkerung aber lebt in Einehe. In den Baliländern ist dagegen (nach Hutter) Monogamie die legale Form der Ehe, was in familien- und erbrechtlicher Beziehung zum Ausdruck kommen soll. Doch ist auch hier dem Manne eine Art Polygamie gestattet, aber mit der Einschränkung, daß er sich nur mit Sklavenweibern einlassen darf, die indessen nicht die Stellung rechtmäßiger Ehefrauen erhalten, sondern einfache Konkubinen sind.

Zwischen Geschwistern und Blutsverwandten (aufsteigender wie absteigender Linie) ist die Ehe verboten. Dagegen erben die Söhne die Frauen ihres Vaters, und bei den Banoko und Bapuku muß der Bruder sogar die Witwe seines Bruders heiraten. Witwern und Witwen ist die Wiederverheiratung gestattet. Auch Heiraten mit Angehörigen eines anderen Dorfes oder Stammes sind erlaubt. Da es Standesunterschiede nicht gibt, so kann jeder freigeborene Mann jedes Weib im Stamme heimführen. Doch gilt z. B. bei den Banoko und Bapuku die Sitte, daß die jungen Familienmitglieder nicht vor den ältern heiraten.

Die Ehe kommt entweder durch freie Wahl der Brautleute, durch Übereinkunft der Eltern oder durch Brautkauf zustande. Bei den Bakwiri kauft der Vater meist gleich nach der Beschneidung, reiche Leute selbst schon vorher, dem Sohne eine Braut, die dieser selbst auswählen darf. Gewöhnlich kostet sie 30 Schafe; Töchter von angesehenen Leuten können aber bis auf 2000 Mk. zu stehen kommen. Bei den Banoko und Bapuku werden ausnahmsweise Jungfrauen am höchsten bezahlt, dann folgen im Werte repudiierte Frauen anderer Männer. Am wenigsten gelten die Witwen. Das Kaufgeld kann in Vieh oder in europäischen Waren, auf einmal oder — je nach der Vereinbarung — in Raten bezahlt werden. Solange der Preis nicht voll bezahlt ist, bleiben etwaige weibliche Kinder, die der Ehe entspringen, Eigentum des Vaters der jungen Frau.

Oft werden Kinder schon vor der Geburt durch die Eltern für einander bestimmt. Ein Mädchen wird meist schon im Alter von 6—10 Jahren verkauft und bleibt bis zur Mannbarkeit im Hause der Eltern.

Jungfräulichkeit wird von der Braut meist nicht verlangt, wohl aber Fruchtbarkeit. Bringt sie Kinder mit in die Ehe, um so besser. Dieselben werden dann wie Kinder von Sklavinnen gehalten, es sei denn, daß der Ehemann auch ihr natürlicher Vater ist, in welchem Falle sie durch die Ehe als legitimiert gelten. Bleibt eine Frau kinderlos oder stirbt sie, ehe sie dem Gatten Nachkommen geschenkt hat, so kann dieser den Kaufpreis vom Schwiegervater zurückfordern oder (im zweiten Falle) eine andere Tochter zur Ehe verlangen. Daraus entstehen oft Prozesse, und der geschädigte Ehemann stiehlt mitunter eine andere Tochter oder Frau seines Schwiegervaters, um sich schadlos zu halten[142]).

Scheidungen sind sehr leicht. Der Mann hat das Recht, seine Frau wegen Ehebruchs zu verkaufen. Aber auch schon die Unzufriedenheit mit der Wirtschaftsführung der Frau ist ein hinreichender Grund. Bei gutem Grunde kann der Mann den Preis für die Frau von deren Verwandten zurückfordern.

Die Stellung der Ehefrau — der die Sitte einen Honigmond des Müßiggangs gewährt — ist in der Theorie ziemlich rechtlos dem Manne gegenüber, der an der Spitze des Hausstandes steht und sie als Gebärerin und Arbeitstier betrachtet. Aber sie ist für ihn gleichzeitig ein kostbares, teuer bezahltes Besitztum, das sich verzinsen muß und auf das er deshalb Rücksicht nimmt. Übrigens hängt es ganz von der Individualität der Frau ab, sich in der Praxis eine andere Position zu schaffen, und in mancher Negerehe hat sie ebenso gut die Hosen an, wie es bei uns vorkommen soll. Ja, bei den Bakwiri kann man getrost sagen, daß im Durchschnitt die Frau das Regiment im Hause führt. Gewöhnlich hat jede Frau ihr eigenes Haus, das sie mit ihren Kindern bewohnt und wo sie unbeschränkte Herrin ist.

In den ärmeren Familien teilen sich die Gatten so in die Arbeiten, daß der Mann die gröbere Feldarbeit, die Weberei, Flechterei, Färberei, Schneiderei und den Hausstand besorgt, während die Kinderpflege, die Zubereitung des Essens, das Kornmahlen, Wasserholen und die leichtere Feldarbeit der Frau obliegt. Wollekrämpeln und Spinnen — in vielen Gegenden auch die Töpferei — fallen beiden gemeinsam zur Last. In manchen Gegenden ist die Feldarbeit fast ausschließlich Sache der Frauen, die sich darin mit den Sklaven teilen.

Der Ehebruch der Frau wird durchgängig hart gestraft, an der Schuldigen wie an dem Verführer. In schweren Fällen wird sogar die Todesstrafe über das Weib verhängt, und zwar in besonders grausamer Art. Die Ehebrecherin wird „an einen Pfahl gebunden, und die Sippe des beleidigten Mannes — dieser an der Spitze — tanzt um das Opfer herum, diesem so lange mit dem breiten Haumesser Hiebe auf den Schädel versetzend, bis der Tod eingetreten ist." So erzählt wenigstens Hutter von den Völkern der Bali-Länder[113]).

Wenn der fliegende Hund sein „keng, keng" erschallen läßt, was wie der Hammerschlag des Schmiedes klingt, so wird nach dem Glauben der Bakwiri ein Kind im Mutterleibe geschmiedet. Ist eine Frau nun gesegneten Leibes, so geht ihr Mann zum Zauberer und bittet ihn, die Geburt leicht zu machen. Der Ngambi (Name des Zauberers bei den Bakwiri) fertigt eine lange Kette (isasa genannt) von einer gewissen Art schwarzer Bohnen, die der Frau um den Hals geschlungen und von ihr bis zur Entbindung getragen wird. Die Entbindungen sind meist leicht. Kundige Frauen stehen der Wöchnerin, die oft auf der bloßen Erde liegt, bei. Auch Nachbarn, Freunde, Verwandte und die großen Kinder pflegen zugegen zu sein. Die Nabelschnur wird erst nach einigen Stunden gelöst.

Die Wöchnerin ißt nur Suppe, sitzt drei bis vier Tage neben einem glostenden Klotz und verbleibt nach der ersten Geburt neun, bei späteren Entbindungen fünf Tage in der Hütte. Erst einen Monat nach der Geburt beginnt sie wieder mit

leichterer Feldarbeit. Während sie bis zur Geburt ihres ersten Kindes vollständig nackt gegangen ist und höchstens eine, bei den reichen Mädchen mit Perlen garnierte Schnur um die Hüften geschlungen hat, legt sie nun die Frauenkleidung an, kleine handbreite Schürzchen, die vorn und hinten getragen werden.

Der Neger betrachtet Kinder nicht als Sorgenquelle, sondern unter dem Gesichtspunkte künftiger Arbeitskräfte und daher als eine Vermögensvermehrung. Deshalb sieht man auch Knaben lieber als Mädchen.

Die Kinder werden von der Mutter zwei bis drei Jahre genährt, bekommen aber schon vom vierten Monat ab auch feste Speise, die von der Mutter vorgekaut wird. Vom ersten Tage an gibt man ihnen außerdem in immer reichlicherem Maße Wasser zu trinken, damit sich, wie man meint, der Bauch ausweitet und sie später tüchtig essen können.

Die Kinder werden viel gebadet, und zwar setzt man sie in eine Holzschüssel und bespült sie mittels der Hand mit Wasser oder reibt sie mit einer schwammigen Baumrinde ab. Überall, selbst bei der Feldarbeit, werden sie von der Mutter mit herumgeschleppt, entweder auf dem Rücken in einem Sack getragen, aus dem sie kaum mit dem Kopfe herausschauen, oder rittlings auf den Hüften sitzend und mit einem Arme festgehalten. Oft sitzen sie auch nur auf einem um die Stirn der Mutter nach dem Rücken hin führenden Bande, wobei sie sich mit den Ärmchen fest an Arm oder Schultern der Mutter anklammern.

Bald nach der Geburt, bei den Bakwiri schon am zweiten Tage, erhält das Kind vom Vater einen Namen. Bei den Bakwiri führt man einen Vornamen und einen Geschlechtsnamen, anderwärts (wie bei den Bali) nur einen einzigen. Die Knaben legen sich dazu später meist noch besondere Stutzernamen bei, die eine besondere Eigenschaft oder ein bedeutsames Erlebnis bezeichnen oder die sie oft von den Weißen hören, wie Bismarck, Kamerun, Kompaß, Sixpence usw.[145]). Die Rechte des Vater sind sehr ausgedehnt, erlöschen aber oft zum

größten Teil mit der Volljährigkeit bezw. der Ausheiratung der Kinder. Der Hausvater kann beispielsweise seine Kinder, besonders seine Töchter, sogar für Schulden verkaufen oder verpfänden. So bei den Bakwiri.

Von einer Erziehung kann kaum die Rede sein. Früh werden die Kinder sich selbst überlassen, weder zur Reinlichkeit angehalten, noch zur Höflichkeit im Verkehr erzogen. In den ärmeren Familien müssen sie bald genug sich an der Hausarbeit beteiligen, Holz und Feldfrüchte herbeischleppen und kleinere Geschwister abwarten. Dies gibt ihnen frühzeitig eine gewisse Selbständigkeit. Trotz der mangelnden Erziehung ist ihre Artigkeit im Verkehr zu rühmen. Schulunterricht erhalten sie nicht, doch sind an der Küste, in Duala und Viktoria, jetzt fünfklassige Regierungsschulen eingerichtet, wo Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Singen, Naturgeschichte, Geographie und deutsche Sprache usw. gelehrt werden. In Duala wie in Viktoria stehen dem deutschen Lehrer sogar schon eingeborene Gehilfen zur Seite. Der Zudrang zu diesen Schulen ist so groß, daß bei weitem nicht alle Anmeldungen berücksichtigt werden können. In Duala wurden im Jahre 1903/4 162, in Viktoria 196 Schüler unterrichtet. Ostern 1903 ist der letzteren auch eine Fortbildungsschule angegliedert worden, die zunächst von 35 Schülern in drei Abteilungen besucht wurde. Die erste umfaßte die Schreiber des Bezirksamts und die Hilfslehrer, die zweite und dritte meist beim Bezirksamt angestellte Handwerker, die zum Teil noch gar keine Schule besucht hatten.

Im Bezirk Viktoria haben außerdem die Häuptlinge von Ebongo-Watutu und Bonjongo aus eigenem Antriebe je eine Schule errichtet, die von früheren Regierungsschülern geleitet werden.

Nach dem übereinstimmenden Urteile der Lehrer zeigen die Schüler durchschnittlich viel Eifer und Fleiß und stehen an Auffassungskraft und Gedächtnisstärke ihren deutschen Kollegen durchaus nicht nach. Die schriftlichen und mündlichen Prüfungen haben denn auch bisher sehr zufriedenstellende Resultate ergeben. Es ist kein Zweifel, daß diese Schulen, deren Zahl

schnell vermehrt werden sollte, für die Hebung der Eingeborenen in geistiger und sittlicher Beziehung außerordentlich segensreich wirken. Kaum ein anziehenderes Bild erwachender Kultur ist zu denken, als wenn man die kleinen schwarzen Kerle eines unserer bekannten Volkslieder zum Vortrag bringen hört. Es mutet seltsam an, wenn sie mit unerschütterlichem Ernste und gutem musikalischen Gehör ihr na ta na bene dikom (= ich hatt' einen Kameraden) anstimmen.

Von der Einweihung der Knaben in die Mysterien der Geheimlehre bei manchen Stämmen ist bereits oben die Rede gewesen.

Die Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern ist im allgemeinen nicht sehr entwickelt. Doch berichtet z. B. Hutter, daß ältere Neger ihren alten Müttern oft eine geradezu liebevolle Verehrung erweisen. Die väterliche Gewalt ist ziemlich ausgedehnt, wie schon aus den Ausführungen über die Ehe hervorgeht. Stirbt der Vater, so erbt — wenigstens bei den Bakwiri — der älteste Sohn die Hütte und eine Frau seines Bruders. Die anderen Frauen, die Schwestern und die Sklaven werden ebenso wie das Vieh und die bewegliche Habe unter den übrigen Brüdern verteilt. Sind direkte Erben nicht vorhanden, so erben die weiteren Verwandten. Bemerkenswert ist, daß Schulden gleichmäßig vererbt werden.

Die gesamte Verwandtschaft ist eng zu einer Sippe verbunden. In rechtlicher Beziehung unterscheidet man indessen nicht selten (z. B. bei den Banoko und Bapuku) zwischen einem engeren Verwandtschaftskreis (iyawē genannt), welcher die eigentliche Blutsverwandtschaft umfaßt, und einem weiteren (ikaka), dem auch die durch Heirat mit den Verwandten verbundenen Personen angehören. Der älteste Hausvater ist ihr bedingungslos anerkanntes Oberhaupt [146]).

Bei den Banoko und Bapuku kann das Familienoberhaupt wegen Mißwirtschaft oder infolge eintretender Geistesschwäche abgesetzt werden; bei anderen Stämmen, wie z. B. bei den Bakwiri, ist dies ausgeschlossen.

Bei den Muhammedanern bestimmen natürlich im allge-

meinen der Koran und das islamische Recht sowohl die Stellung der Frau als auch das Verhältnis der Kinder zu den Eltern. Danach herrscht hier durchgängig Polygamie. Doch sind nur in den obersten Ständen die Frauen zu dem Zwange des abgeschlossenen Haremslebens verurteilt; vielmehr erfreuen sie sich großer Bewegungsfreiheit und dürfen z. B. Märkte und Festlichkeiten besuchen. Auch insofern sind sie mit größerer Rechtsfülle ausgestattet, als sie über ihr Eingebrachtes frei verfügen können. Von ihrer ehelichen Treue entwirft Passarge ein nicht eben sehr schmeichelhaftes Bild[147]). Welchen Umfang hier manchmal die Harems annehmen, mag aus der Tatsache erhellen, daß der Herrscher von Ngaundere nicht weniger als eintausendzweihundert Weiber sein eigen nennt.

Dörfer und Ansiedlungen.

Die Dörfer der Bantuneger bestehen meist nur aus einer einzigen — wenn das Gelände es erlaubt — schnurgerade verlaufenden Straße, die auf beiden Seiten von Häusern flankiert ist. Die Dorfstraße ist oft 10—20 m breit und nicht selten 4—5 km lang. So ist z. B. Ikiliwindi im Bakundu-Lande eine gute halbe Stunde lang. Die Hütten liegen mit der Längsseite nach der Straße zu, seltener mit der Schmalseite. Hinter jeder Hütte befindet sich gewöhnlich ein viereckiger, von mehreren Nebengebäuden eingefaßter Hof. Ein schmaler Hain von Bananen oder Weinpalmen schließt das Ganze ab.

Die Häuser reihen sich oft unmittelbar aneinander, doch kommt es auch vor, daß sie einzeln für sich oder zu zweien und dreien zusammen angelegt sind.

In der Mitte der Dorfstraße liegt das Versammlungshaus oder Palaverhaus, größer als die übrigen Hütten. Ein Affenbrotbaum oder sonst ein Baumriese vertritt die Stelle unserer Dorflinde. Größere Ortschaften haben auch mehrere Palaverhäuser.

Von diesem Grundtypus finden sich mancherlei Abweichungen. So bebauen die Yaunde nur die eine Seite der Dorfstraße, ihre Häuser stehen einzeln. Dagegen bauen die unmittelbar benachbarten Ngumba in zwei Reihen und zusammenhängend, verlegen aber die Palaverhäuser an beide Enden des Dorfes. Die Bakwiri umgeben ihre Dörfer zum Schutz gegen feindliche Überfälle mit einem Pallisadenzaun,

was sonst nur bei den Sudannegern vorkommt. An den beiden Enden der Dorfstraße sind innen und außen an dem Pallisadenzaun in schräger Lage Baumstämme mit eingehauenen Tritten angelegt, und kletternd betritt und verläßt der Bakwiri sein Dorf. In Kriegszeiten werden diese Stämme natürlich beseitigt. In manchen Bakwiri-Dörfern liegen die Hütten, von einem Bananenhain umgeben, zerstreut im Busch, und die Dorfwege durchziehen die Ansiedlung in allen Richtungen. Palaverhäuser scheinen die Bakwiri nicht zu besitzen.

Manche Dörfer haben auch besondere Marktplätze, die innerhalb oder noch öfter außerhalb der Dorfgrenze liegen, meist kreisrund und von hohen Bäumen beschattet sind. Vor den Häuptlingshütten pflegt man ebenfalls etwas mehr Platz als gewöhnlich zu lassen[148]).

Auch in zwei Bakundu-Dörfern (Ebulu und Bakundu ba Nkonye) fand Hutter eine abweichende Ansiedlungsart. Die Hütten lagen einzeln ganz verstreut und unregelmäßig durcheinander, auf freigelassenen Plätzen die Palaverhäuser. Bakundu ba Nkonye, etwa 400 Hütten umfassend, ist außerdem von einer starken, lebenden Hecke aus dichtem, mannshohem Unterholz umgeben[149]). Gerade in der Westecke des Schutzgebiets, wo Hutter lange tätig gewesen ist, läßt sich der allmähliche Übergang von der Ansiedlungsweise der Bantustämme zu der der Sudanvölker besonders klar erkennen. Bei den Batóm liegen die Häuser schon mehr verstreut und einzeln, wenn auch der Dorftypus der Bantu noch zu erkennen ist. Kleine Gruppen von Bananen und Palmen sind hier und da durch die Ortschaft verstreut. Schon in Süd-Mabŭm tritt die Gehöftanlage der Sudanvölker deutlich zutage. Jeder Hof liegt einige Minuten vom nächsten entfernt.

In Nord-Mabum und bei den Banyang liegen die Gehöfte dagegen wieder dicht beieinander. Die kleineren Dörfer bestehen aus zwei parallelen Reihen von Gehöften, deren offene Seiten (oder nur die eine) durch ein querstehendes Palaverhaus abgeschlossen werden wie bei den Ngumba. Größere Dörfer setzen sich aus mehreren solchen, parallel oder senkrecht

zu einander gestellten Anlagen zusammen, so daß eine förmliche Stadtanlage entsteht. In der Nähe der Versammlungshäuser oder des Häuptlingsgehöftes pflegen die Banyang außerdem kleine Fetischhäuser zu errichten. Die Häuptlingswohnungen bilden hier oft ganze Stadtviertel für sich, ausgedehnte Anlagen mit vier, ja sechs hausumrahmten Höfen, d. h. mit 30, 40 und noch mehr Einzelgebäuden.[150])

In den Bali-Ländern herrscht schon völlig die Dorfanlage der Sudanvölker. Eine größere oder geringere Anzahl Gehöfte von einem Dutzend und mehr Hütten, deren jedes mit einem Mattenzaun oder einer dichten lebenden Hecke umgeben und oft noch von Bananenhainen, Farnen oder Baumpflanzungen begleitet ist, schließen sich in unregelmäßiger Anordnung und mehr oder weniger dichter Verteilung zu einer Ortschaft zusammen. Schmale, schlechte Wege führen von einem Anwesen zum andern. Das Häuptlingsgehöft, in der Mitte des Ortes gelegen, hat oft eine erhebliche Ausdehnung, da jedes der zahlreichen Weiber (der frühere Oberhäuptling Gárega hatte deren z. B. gegen 200) seine eigene Hütte zu haben pflegt. Überall schließt sich daran ein größerer Platz für Märkte und Volksversammlungen[151]).

Bei den Sudanvölkern — jedenfalls ausnahmslos bei den Fulbe und allen Muhammedanern — sind die einzelnen Gehöfte gleichfalls von hohen Mattenzäunen (aus geflochtenem Gras) oder von Zäunen aus horizontalen Durra- oder Bambushalmen umgeben, durch welche ein gewundener Eingang oder ein besonderes Eingangshaus ins Innere führt[152]). Doch fehlen diese Umzäunungen z. B. bei den Durru und den Mattafall. In Márrua, z. B. in der großen Stadt Káttual, hat man statt derselben rechteckige Lehmmauern. Ararobbe-Bäume stützen im Innern den Zaun und schmücken gleichzeitig das Gehöft. Hinsichtlich der Gruppierung der Gehöfte innerhalb der einzelnen Ortschaften finden sich indessen in Adamaua mancherlei Verschiedenheiten. In dem ehemaligen Falli-Lande, zwischen dem Mao Kebbi und dem Mandara-Gebirge, findet man überwiegend Dörfer mit sehr zerstreut liegenden Gehöften,



Ein Duala-Heim.

wie Giddir, Golombe, Djoma u. a. Dies hält Passarge für die ursprüngliche Form der Siedlung bei den Heidennegern. Sonst herrscht die geschlossene Ansiedlung, Hof an Hof, in Adamaua vor, wie z. B. zwischen Yola und Gárua, bei den Dekka und den Dama, den Durru und den Mbum.

Im mittleren und nördlichen Adamaua sind nur wenige Städte befestigt. So besitzt Ndokulla Graben und Dornverhau und Rei Buba eine starke Lehmmauer. Dagegen sind alle großen Städte Süd-Adamauas starke Festungen, wie z. B. Tibati, Ngáundere, Banyo usw.[155]).

Ngáundere, eine Stadt von einem Kilometer Länge und einem halben Kilometer Breite, ist z. B. von einer drei bis vier Meter hohen, roten Lehmmauer umgeben, die unten eineinhalb Meter breit und mit meterhohen Zinnen gekrönt ist. Die Schießscharten sind zuweilen mit Querbalken versehen und die Zinnen selbst von Gucklöchern durchbrochen oder mit Zacken und Türmchen verziert. Ein Graben von drei Meter Breite und Tiefe trennt die Mauer von einem breiten, rings um die Stadt führenden Wege. Ein breites, grasiges Tal, das mit Tausenden von Skeletten gestorbener Sklaven und hingerichteter Verbrecher übersät ist, zieht sich an der Stadt hin. Zwei mächtige Tore, im Norden und im Süden, durchbrechen die Mauer. Sie bestehen aus einem mächtigen Lehmhause mit spitzem Grasdach von etwa sechs Metern Höhe und können mit starken Balkentüren geschlossen werden. Über den Graben leitet ein Damm, keine Brücke. Innerhalb der Stadt steht Gehöft an Gehöft, durch Lehmmauern von einander getrennt. Die Wege zwischen den Gehöften sind eng; nur einige Hauptstraßen haben erheblichere Breite. Dazu kommt ein großer Marktplatz. In der Mitte der Stadt steht der Palast des Lamido, von einer wohl zweihundert Meter im Geviert messenden, sechs bis acht Meter hohen Lehmmauer eingeschlossen. Darinnen zahlreiche Höfe, durch Mattenzäune oder Lehmmauern getrennt, Hunderte von Häusern, in denen die zahlreichen Frauen und die persönliche Dienerschaft untergebracht sind. Neben dem Palast besitzt die Stadt natürlich auch eine Moschee.

Es ist ein weiterer charakteristischer Unterschied zwischen den Siedlungen der Bantu und denen der Sudanneger, daß nur die letzteren eigentliche, volkreiche Städte gebildet haben. Die 30000 Köpfe der Bakwiri verteilen sich z. B. auf 60 Ortschaften, und selbst die größten, Buëa, Boba und Lisoka, sind nur Dörfer von bescheidener Bedeutung. Dagegen hat z. B. Ngáundere I allein gegen 30000 Einwohner. Ngila umfaßt nach Morgen 800—1000 große Hütten. Adumrē wird auf 12—15000 Einwohner geschätzt usw.

Im allgemeinen werden im Waldlande die Ansiedlungen gern in Täler, Kessel oder Mulden verlegt, da sie hier infolge günstigerer Bewässerung auf große Fruchtbarkeit des Bodens rechnen können und zudem gegen Stürme mehr geschützt sind. Doch sind z. B. Kombone, Tinto und Fomum auf bezw. an Hängen angelegt. Im Innern bevorzugt man die Täler der Wasserläufe; aber der Vorzug größeren Schutzes läßt die Sudanneger oft auch im Gebirge und auf schwer zugänglichen Plateaus ihre Wohnsitze nehmen. So hausen die Tengelin auf einem mächtigen, mit einer etwa 400 m hohen Wand steil aus dem Benue-Tal aufsteigenden und bis zur Hochfläche noch weitere 400 m sich erhebenden Sandsteinplateau. Morgen erzählt von einem Dorfe Kukuni im nördlichen Grenzgebiete der Wute, das aus etwa 100 Hütten bestand und von 70 m hohen Felswänden rings umschlossen war. Er berichtet, wie er auf dem Marsche von dort nach Yokó, der mit Wall und Graben gegeschützten südlichen Grenzfestung des Tibati-Reiches, kein Dorf passiert habe, da diese entweder auf oder in unzugänglichen Bergen und Felskegeln oder in dem dicksten Dickicht der buschartigen Galleriewälder an den Flußläufen lagen. Das Bild, das er von einem dieser bewohnten Felskegel in Süd-Adamaua gibt, gehört zu dem Groteskesten, was ich je gesehen habe[154]). Selbst bei der Arbeit sind die Eingeborenen dieser Gegenden bis an die Zähne bewaffnet, stetig feindlicher Überfälle gewärtig, und dieser Umstand erklärt auch die Wahl der Ansiedlungsplätze.

Charakteristisch für afrikanische Verhältnisse ist die häufige

Verlegung der Ansiedlungen, besonders im Waldlande. Feindliche Nachbarn, geringe Ergiebigkeit des Bodens, Epidemien, häufiger Flurschaden durch Elefantenherden, alles das sind Gründe, die den Neger leicht veranlassen, seine Hütten abzubrechen und das Dorf an einer vorteilhafteren Stelle wieder aufzubauen. So kommt es, daß oft in kurzer Zeit das chorographische Bild einer Gegend sich völlig verändert, und der ahnungslose Reisende, der die Landschaft aus früheren Besuchen zu kennen vermeinte, findet eine Einöde, wo einstmals sich Dorf an Dorf reihte.

Schließlich seien noch den Farmdörfern und den Sklavendörfern ein paar Worte gewidmet. Liegen die Farmen von den Wohnplätzen weit entfernt, so pflegt man sich in der Zeit der Saat und Ernte den täglichen Aus- und Heimgang zu ersparen und in Hütten zu wohnen, die in der Nähe der Farmen errichtet werden und deren oft soviele zusammenliegen, daß ein förmliches Dorf entsteht, das aber zu anderen Zeiten fast unbewohnt ist. Solche Farmdörfer fand Hutter z. B. in den Bali-Ländern[155]).

Wie schon erwähnt, wohnen die Sklaven oft in eigenen Dörfern, die ganz nach Art der Herrendörfer meist in der Nähe der Farmen angelegt werden, so z. B. im Lande der Bakundu und Banyang, weniger konsequent durchgeführt auch bei den Batom und den Mabum. Bei anderen Völkern wohnen die Sklaven zwar in den Herrendörfern, aber in besonderen Hütten, die neben der Hütte des Herrn oder ihr gegenüber liegen. So bei den Bakwiri. Dieselbe Sitte der Sklavendörfer ist auch im Innern des Landes verbreitet. So treiben der Sultan und die reichen Leute von Ngaundere (I) auf dem Hochplateau Viehzüchterei in großem Maßstabe und haben daher hier auch mehrere Sklavendörfer angelegt[156]).

Haus und Hof der Eingeborenen.

Das einzelne Haus hat bei den Bantunegern einen rechteckigen, bei den Sudannegern einen kreisförmigen Grundriß. Das Dach der Bantuhütten ist ziemlich flach, das der Sudanneger hat Kegelform. Eine Mittelform findet sich z. B. in den Bali-Ländern, nämlich Hütten mit quadratischem Grundriß und hohem Dach in Form einer vierseitigen Pyramide. Erst nördlich davon, bei den Baibai-Stämmen südlich von Takum, tritt das eigentliche, runde Sudanhaus auf. Mitunter haben die Bantu der Grenzgebiete, von Sudannegern unterjocht, auch die Hüttenform der letzteren adoptiert. So die Mwelle in Südkamerun, wie Morgen aus des Häuptlings eigenem Munde hörte, und die Tschinga-Leute um Balinga. Nur in Bifara am Mao Kebbi sollen noch rechteckige Hütten vorkommen. Möglich, daß hier ein versprengter Bantustamm ansässig ist. Alle Hütten bestehen lediglich aus einem Erdgeschoß, nur ganz ausnahmsweise bekommt man einstöckige Häuser zu Gesicht[157]). Leitern vermitteln in diesem Falle den Zugang zum oberen Stock. Das Innere einer Hütte zerfällt meist in verschiedene, durch Zwischenwände getrennte Abteilungen; in Bali bildet sie nur einen Raum. Fenster fehlen überall.

Die (1—5) Nebenhütten, die das Haus wohlhabenderer Leute begleiten und als Fruchtspeicher, Schlafräume u. dergl. dienen, fassen bei den Bantu gewöhnlich den hinter dem Hause gelegenen viereckigen Hof ein. Doch kommen auch andere Gruppierungen vor. Von der Gehöftanlage der Sudanneger

ist im vorigen Abschnitt bereits die Rede gewesen. Es mag schon hier erwähnt werden, daß Höfe und Hütten meist sehr sauber gehalten werden. Die ersteren werden von Zeit zu Zeit von Unkraut gesäubert, die Hütten täglich zwei- bis dreimal gekehrt. Genaueres über den Hausbau der Bantu wissen wir erst von wenigen Stämmen. Statt allgemeiner Angaben müssen wir uns deshalb darauf beschränken, in folgendem zu schildern, wie einzelne Stämme ihre Häuser zu errichten pflegen[158]). Die Duala bauen ihre Hütten aus Bambus und decken sie mit großen Palmen-, Planten- und Bananenblättern ein. Nur hin und wieder hat sich einer ihrer Häuptlinge versucht gefühlt, zu dem komfortableren Bretterhause mit obligater Veranda überzugehen und damit seine höhere Kultur den staunenden Untertanen vor Augen zu führen.

Die Bakwiri errichten ihre Hütten zum Schutz gegen das Regenwetter auf einem ein bis zwei Fuß hohen Fundament aus gestampftem Lehm, das mit Steinen eingefaßt ist. Je nach Reichtum und Ansehen ihres Besitzers haben sie eine Länge von 3 bis 10 und eine Breite von 2 bis 5 m. Die Wände sind 1¾ bis 2 m hoch. Der First hat eine Höhe von 2¼ bis 3 m und ruht auf 2 bis 4 Baumstämmen, die etwa 15 bis 20 cm dick sind. Eine dieser Säulen ist nicht selten mit Schnitzereien bedeckt. Die Wände bestehen aus armdicken Pfosten, die in gerader Linie und einem mittleren Abstand von 35 cm in das Fundament eingerammt und mit den Rippen der Raphiapalme untereinander verbunden werden. Zum besseren Schutze gegen Wind und Regen wird die innere Seite der Wand häufig noch mit Tafeln von Baumrinde bekleidet. Das Dach, nach zwei Seiten hin leicht abfallend, ruht auf dem Firstbalken und den vier Wänden. Auf drei bis vier armdicken Pfosten sind Raphiarippen in einem Abstande von etwa 35 cm als Dachsparren befestigt; Matten von Palmblättern bilden die Bedeckung. Jede Hütte besitzt zwei Türen, 150—180 cm hoch, die einander an den Längsseiten der Hütte gegenüberliegen. Die Öffnungen werden — meist nur nachts — durch Schiebetüren aus starken Brettern geschlossen, die an

den Türpfosten anliegen und im Innern der Hütte durch zwei dünnere Pfosten festgehalten werden.

Ähnlich schildert Hutter den Hausbau der Bakundu und der Batom[159]). Zwei Reihen dünner Baumstämme oder starker Pfähle (etwa unterarmdick und 1,8 bis 2 m hoch) werden gleichlaufend zu einander in der beabsichtigten Hausbreite entfernt fest in den Boden gerammt und durch wagerecht gelegte dünnere, gerade Stämmchen zum Teil, zum Teil durch die Blattrippen der Wein- und Ölpalme zu einem grobmaschigen Gitterwerk verbunden. Als Bindemittel dienen junge, zähe Lianen. Das sind die beiden Längsseiten des zukünftigen Hauses. Nunmehr werden in der Mittellinie zwei, auch drei stärkere, 4—5 m lange Stämme als Pfosten eingegraben, die Giebelwände in gleicher Weise errichtet wie die Längswände, auf die oben eingekerbten Dachpfosten ein langer und auf beiden Seiten über den Grundriß hinausragender Stamm gebunden. Sodann werden lange Palmblattrippen im rechten Winkel über den Firstbalken gelegt, auf ihm abgeknickt und oben an die Längswände festgebunden, etwa $^1/_4$ m darüber hinausstehend. Damit ist der Rohbau vollendet.

Das flache Dach wird nun mit viereckigen, aus Palmblättern gefertigten Mattenstücken (etwa 2 m lang bei 0,50 m Breite) von unten nach oben zu schuppenförmig eingedeckt. Auch bei den Bakundu werden die Innenwände (oft auch die Außenwände) noch durch Mattenverkleidung gedichtet. Die Türöffnung — hier nur eine — ist in der vorderen Längswand angebracht und wird durch ein entsprechend großes Stück von der gleichen Herstellungsart wie die Hauswände geschlossen (vergl. die Abbildungen auf S. 63, 69, 89, 95, 125).

In Süd-Mabum werden die Wände der Häuser in gleicher Weise hergestellt, aber bereits außen und innen mit Lehmballen beworfen. Auch Dächer und Türen sind gleichartig. Doch sind die Häuser hier nur 4 m lang bei einer Breite von 2 m. Eine Anzahl solcher Hütten sind in der Weise zu einem Gehöft vereinigt, daß ein rechteckiger Hofraum von je drei Hütten an den Längsseiten und je einer an den

Schmalseiten völlig eingeschlossen wird. An jeder Längsseite ist ein schmaler, überdachter Durchgang. Die einzelnen Hütten stehen durch Öffnungen in den Seitenwänden miteinander in Verbindung[160]).

In Nord-Mabum nähert sich die Hausanlage immer mehr der der Banyang. Bekanntlich herrscht auch hier die Gehöftanlage von demselben Grundcharakter wie in Süd-Mabum, aber mit dem Unterschiede, daß die Zahl der Einzelhäuser, aus denen das Gehöft besteht, bedeutend größer ist und die Durchgänge sich an zwei diagonal gegenüberliegenden Ecken befinden. Die Herstellung der einzelnen Hütte erfolgt im übrigen genau in derselben Art wie in Süd-Mabum, nur viel sorgfältiger, und außerdem sind die Ausmaße hier 6—8 m Länge bei einer Breite von 3—4 m und einer Firsthöhe von 4—5 m. Die Seitenwände werden innen und außen mit Lehm bekleidet. Die Türöffnung, 2 m breit und von der Höhe der Wand, befindet sich stets an der Straßenseite, auf der Gegenseite wird nur ein kleines Schlupfloch angebracht. Die Schiebetüren sind aus dichtem Palmblattrippengeflecht hergestellt. Ein glattes, rundes Stammstück von der Breite der Tür dient, etwas eingegraben, als Schwelle und Sitzplatz.

Zwischen Miyimbi und Fomum fand Hutter an manchen Häusern auch eine Art Vorhalle mit fehlender Vorderwand, von gleicher Breite und Tiefe wie das eigentliche Haus.

Soviel über den Hausbau der Bantu; ganz anders verfahren die Sudanneger[161]). Hier bestehen die Hausmauern aus Lehm, der behufs Erhöhung der Festigkeit mit gehacktem Gras vermengt wird. Das Dach wird für sich gebaut und dann fertig auf die Lehmmauer aufgesetzt. Das Dachgerüst wird aus einem Dutzend konvergierender Stangen gebildet, die durch 1—2 horizontale Reifen zusammengehalten werden. Das Gerüst wird mit langem Gras, oft $^1/_2$ m stark, gedeckt. Die Tür ist bald größer, bald kleiner, bald mehr rund, oval oder eckig, je nach den Landschaften. Wo für den Unterbau Lehm fehlt, treten Durrhahalme oder Bambus an seine Stelle. Die Höhe der Häuser schwankt, je nach der Wohlhabenheit des Besitzers,

zwischen $2\frac{1}{2}$ und 5 m. Im Innern pflegt eine Lehmmauer vom Eingang aus nach der Mitte vorzuspringen und den Bettraum abzuschließen.

Die Dachspitze zeigt mancherlei Verschiedenheiten. In Ngaundere (I) sind z. B. alle mit kegelförmigen Grashüten geschmückt, in den Baliländern krönt man sie meist mit einem Steintopf, einer Kalebasse oder auch wohl mit einem Schädel und dergl.[162]).

Der 2—4 m hohe Zaun, welcher jedes Gehöft umgibt, schließt außer dem Wohnhaus stets ein Schattendach, d. h. ein auf Gabelpfählen ruhendes Mattengeflecht ein, das zugleich als Trockendach für Feldfrüchte dient. Ferner einen mit grobem Kies beschütteten und mit Steinen eingefaßten Sitzplatz, einen Getreidespeicher und bisweilen ein spitzes Hühnerhäuschen. Oft erfüllen auch kleine Anpflanzungen von Hirse, Hibiskus, Pfeffer, Sesam, Indigo einen Teil des Hofraumes.

Ein gewundener Eingang oder ein besonderes Eingangshaus führen vom Zaun in das Innere des Gehöftes.

In den Bali-Ländern werden die einzelnen Teile, die Wände, der Dachboden, das Dach selbst, abseits von der Baustelle für sich fertiggestellt und dann zusammengesetzt. Auch dies zeugt, außer der Form der Häuser selbst, für den Einfluß der Sudanvölker[163]). Der Lehmbewurf, schön geglättet, ist auch hier allgemein üblich. Solch ein Haus, 4 m im Geviert messend bei 4 m Mauerhöhe und 6 m Dachhöhe, wird in drei Tagen aufgeführt und kann, nachdem der Lehmbewurf trocken geworden ist, schon nach etwa acht Tagen bezogen werden. Die Türen sind sehr eng, 80 cm hoch und 40 cm breit, die Schwelle 30 cm über dem Boden; ihre Benutzung stellt daher an die Gelenkigkeit des Eintretenden oder vielmehr Einkriechenden ziemlich hohe Anforderungen. In Bamignie, dem Hauptort des Batankoan-Stammes, wird um das eigentliche Haus in einem Abstande von einem Meter eine zweite Wand aus Matten oder häufiger aus Bambus und Lehm etwa bis an den Dachrand gezogen.

Die Häuptlingswohnungen sind meist größer als die gewöhnlichen Hütten und Gehöfte. Sie liegen gewöhnlich ungefähr in der Mitte des Dorfes. Im Innern, wo die Häuptlinge „reichlich" verheiratet zu sein pflegen, nimmt ihr Gehöft mit seinen zahllosen Hütten, Hallen und Höfen oft genug ein ganzes Stadtviertel für sich ein. Die großen Adamaua-Fürsten nennen gewöhnlich eine ganze Reihe von „Schlössern" in den verschiedenen Gegenden ihres Landes ihr eigen. Passarge schildert einen solchen Palast, den des Lamido in Barndáki Babā mit folgenden Worten: „Sein geräumiger Palast war mit einem etwa fünf Meter hohen Mattenzaun umgeben. Durch ein geräumiges Sauri (d. h. eine Eingangshalle, s. o.) gelangten wir erst in einen Hof, aus welchem Gänge sich zwischen Matten abzweigten, sodann durch ein zweites Sauri in einen andern schmalen Hof mit einem Schattendach. Derselbe wurde durch ein drittes geräumiges Gebäude, das eigentliche Wohnhaus des Königs, abgeschlossen. Es war ein rundes, geräumiges Haus, aus dem eine zweite Tür in die inneren Höfe und Häuser führte." In der Mitte des Hauses, in der Königshalle (táska auf Haussa), erteilt der König Audienz.

In Ngaundere gelangt man durch das Sauri des Palastes zunächst in einen schmalen Hof, durch ein quadratisches Haus mit hohem Dach in einen zweiten Hof und betritt dann das mächtige Audienzhaus, einen ebenfalls quadratischen Lehmbau. Derselbe hat im Innern einen drei Meter breiten Mittelgang, welcher durch sechs viereckige, sieben bis acht Meter hohe Lehmsäulen gebildet und von je einem Seitenraum abgegrenzt wird. Die Decke ist flach. Durch kleine Öffnungen und durch die Tür fällt ein spärliches Licht in das Innere der Halle. Am Ende des Mittelganges, der Tür gegenüber, auf einem tönernen, mit Polstern bedeckten Bett sitzt der Herrscher, wenn er Audienz erteilt[164]).

In den Dörfern der Bantuneger, wo die Macht der Häuptlinge beschränkter ist, finden sich fast überall sogenannte Versammlungs- oder Palaverhäuser, in denen die öffent-

lichen Angelegenheiten erörtert werden. Sie sind meist im Stile der übrigen Gebäude angelegt, aber größer, und mit einer offenen Giebelseite. Bei den Bakwiri, den Mabum u. a. scheinen sie ganz zu fehlen. Bei den Bakundu und Batom stehen sie frei, von den übrigen Häusern getrennt. Bei den Banyang wie bei den Ngumba schließen sie die Schmalseiten der Dorfanlage ab. Die offene Seite ist bei den Bakundu und Batom häufig mit angelehnten, 1—2 m hohen Gitterwänden oder Mattenverkleidung versehen. Bei den Bali sind oft zwei Seiten offen, auch fehlt hier nicht selten der sonst übliche Lehmbewurf.

Oft steht in der Mitte der offenen Wand eine Fetischsäule von Mannshöhe aus Holz oder Basalt. Bei den Bakundu ist sie mit schwarzen und weißen Vierecken bemalt, mit einer Mütze bedeckt und mit Schädeln, Fetischen und Amuletten behangen. Sie gilt auch als Freistätte für Verfolgte. Bei den Banyang fehlen indessen diese Säulen; dafür bauen diese neben dem Palaverhaus oder der Häuptlingswohnung besondere kleine Fetischhäuser, bestehend aus einem auf vier Pfählen stehenden Dach, unter welchem geschnitzte Holzfiguren, meist zwei verschiedenen Geschlechts, aufgestellt werden.

Während wir bei den Muslims des Hinterlandes in jedem Dorfe eine Moschee (aber hier stets ohne Turm) treffen — wenn es auch nur ein von Ararobbe-Bäumen begrenztes Rechteck ist —, wo der Malam die öffentlichen Gebete und die religiösen Feste leitet[165], finden wir bei den Heiden des Sudans als äußere Zeichen ihres Kults die sogenannten Dodó-Hütten, die von allen Seiten geschlossen sind und meist unter einer Gruppe von Limi- oder Baumwollenbäumen angelegt werden, sowie die Dodó-Pfähle. Vogel traf die letzteren — dreigespaltene Pfähle mit Töpfchen darauf — in allen Dörfern südlich von Yákoba, durch die er kann, vor jedem Hause. Was Deutsch-Adamaua betrifft, das auch in dieser Beziehung noch sehr wenig bekannt ist, so trifft man die Stangenfetische häufig, z. B. bei den Batta und den Falli (mit aufgesetztem Topf und angebundenen Vogelfedern), bei den Dekka (mit

Maiskolben behängt), bei den Musgu, den Margi usw. Ob die Dodó-Hütten auch hier vorkommen, ist unsicher. Die Margi haben zwar heilige Haine von Wollbäumen, doch fehlt darin die Hütte[166]).

Ein auffälliges Bauwerk sind auch die Kornspeicher. Von wechselnder Form und Größe, bestehen sie in Adamaua nördlich des Plateaus von Ngaundere aus tönernen Urnen, die auf Tonfüßen stehen und von Strohdächern bedeckt werden. Bei den Musgu bilden sie sogar Türme von eigentümlicher Form; bei den Durru, Dekka und Yelú sind sie dagegen nur brusthoch. In Bubandjidda findet man dafür geflochtene Körbe auf Pfahlgerüsten.[167])

Um schließlich auf ein etwas anrüchiges Thema zu kommen, so muß auch der Latrinenanlage mit einem Worte gedacht werden. In den Baliländern pflegt, wie Hutter berichtet, in einer Ecke des Hofes, manchmal aber auch gleich neben dem Eingang, ein großer Lehmtopf eingegraben zu sein, der nur den Bewohnern des Gehöftes dient. Im Waldlande ist man kommunistischer und verlegt die Anlage für das ganze Dorf in den Urwald, wo eine Schneuse ausgehauen, ein tiefer Graben ausgehoben und an den Rand desselben ein dicker Baumstamm gelegt wird, entweder unmittelbar auf den Boden oder etwas erhöht auf zwei Gabelhölzern. Am frühen Morgen wandeln dann Männlein und Weiblein — „Für Herren" und „Für Damen" ist nämlich nicht getrennt — nachdenklich oder eilig hinaus und tun in der allbekannten Hockstellung, was sie nicht lassen können.

Das Innere des Hauses und das Hausgerät der Eingeborenen.

Kleinere Hütten bestehen meist nur aus einem Raum, größere sind durch Zwischenwände oft in mehrere Abteilungen geteilt. Wir erwähnten schon, daß bei den Sudanhütten der Bettraum durch einen Wandvorsprung abgetrennt zu sein pflegt. Da das Dach des Sudanhauses — auch in der modifizierten Form der Bali-Länder — durch einen Boden vom eigentlichen Hausraum geschieden ist, so entsteht hier ein besonderer Dachraum, der als Trockenvorrichtung oder zu Aufbewahrungszwecken dient. Ein viereckiger Ausschnitt ermöglicht den Zugang vermittels einer Bambusleiter. Auch bei den Bakwiri findet man in jeder Hütte auf einer Seite unter dem Dach einen kleinen mit Pfosten und rohen Brettern hergestellten Verschlag zur Aufbewahrung von allerlei Hausgerät, Früchten und Feuerholz. Die Frauen suchen ihren Stolz darin, viel Holz im Hause zu haben.

Der Fußboden besteht meist aus fest und glatt gestampftem Lehm und liegt ein wenig höher als der gewachsene Boden. Er wird täglich mehrmals gekehrt, und in keiner Hütte fehlt der aus den Fiederblättern der Ölpalme, aus Reisern oder aus den Rindenstreifen junger Bambus gefertigte Kehrbesen. Als Kehrichtschaufel benutzt man bei den Bakwiri ein Geflecht aus Ruten.

Öfen fehlen, auch in dem kühleren Graslande; auch eigentliche Herdanlagen sind meist nicht vorhanden. Die Bakundu,

die Bali und die Sudanneger haben ihre Feuerstelle meist in der Mitte der Hütte, die Bakwiri links und rechts von der Tür. Gewöhnlich besteht sie nur aus einigen Steinen, auf welche der Kochtopf gesetzt wird. Dagegen legen die Banyang an der linken Seitenwand eine Feuerstelle zwischen Lehmmauern an, gleichfalls aus mehreren großen Steinen bestehend. Über dem Feuer hängt bei den Bali und den Banyang oft eine Trockendarre, bei den letzteren aus 1—2 m im Geviert messenden Bambusplatten bestehend, die an Lianen aufgehängt sind.

Brennholz zu sammeln, ist Sache der Frauen. Mit stumpfen Beilen hauen sie es von gestürzten und ausgetrockneten Bäumen los. Da europäische Zündhölzchen an der Küste durch die Feuchtigkeit schnell verderben, im Innern überhaupt noch nicht bekannt sind, so sind die Leute auf Feuerstein und Zunder angewiesen, doch verstehen sie z. T. auch mit zweierlei Holz Feuer zu erzeugen. Diese letztere Methode ist bei den Fulbe, Haussa und Kanuri allgemein bekannt und neben dem Feuersteinzeug in Gebrauch. Das Feuersteinzeug besteht aus einem Stück Eisen als Griff und einem Quarzstück. Als Zunder dient ein Präparat aus der Wolle des Bombaxbaumes[168]). An der Küste ist die Feuerzeugung mit zweierlei Holz unbekannt. Auch Feuerzeuge fehlen oft, z. B. bei den Bakwiri. Daher wird hier das Feuer fortwährend lebendig erhalten und eventuell durch eine Anleihe beim Nachbar wieder entfacht.

Für Rauchabzug wird nirgends gesorgt, so daß die Decke vom Ruß meist völlig geschwärzt ist.

Das offene Herdfeuer muß auch für die Beleuchtung sorgen; in Adamaua haben die Leute indessen auch Lampen, einfache Schälchen aus Ton oder Eisen, die mit Fett oder Erdnußöl gefüllt werden. Als Docht benutzt man eine gedrehte Baumwollenflocke.

Meist sitzen die Eingeborenen auf der Erde, wobei die Sudanneger, wie oben erwähnt, eine andere Stellung einnehmen wie die Bantu. Die Banyang pflegen neben dem Herd einen

etwa 1 m hohen Lehmsitz anzubringen. Kleinere Lehmbänke (30—40 cm hoch, mit einem Lehmtritt davor als Schemel) werden außerdem an der Vorderwand rechts von der Tür und an der Hinterwand der Hütte angebracht, und die Wand darüber mit Ornamenten in Rot, Weiß und Schwarz bemalt[169]). Die Bakundu, die Batom und die Bewohner von Süd-Mabum schaffen eine Sitzgelegenheit vor der Hütte, indem sie einen stärkeren Stamm über zwei in die Erde gerammte Gabelhölzer legen[170]). Schon bei den Banyang und noch mehr nach dem Innern zu, aber auch vielfach an der Küste, findet man ziemlich kunstvoll geschnitzte Holzstühle, oder besser Hocker, meist im Besitz der Häuptlinge[171]). Der Häuptling der Bali, Garega, besaß, wie Hutter erzählt, einen schön geschnitzten Stuhl mit Rücken- und Armlehnen, dessen vier Füße basiliskenartige Tiere darstellten. In Adamaua sind bei den Frauen Sitzbänke aus Holz allgemein in Gebrauch.

Die Vorrichtungen für die Nachtruhe sind alles andere als besonders bequem. In Adamaua steht das 25—30 cm hohe, aus Rutenstäben zusammengesetzte Bett hinter einer etwa 1 m hohen Lehmwand. Mitunter besteht dasselbe auch aus mit Ton überzogenem Strauchwerk. Darauf liegt die geflochtene Schlafmatte. Zur Stütze des Nackens werden mitunter Holzklötze verwendet, wie z. B. bei den Mbum.

Bei den Bakwiri findet man fast in jeder Ecke der Hütte eine Bettstelle. Dieselben sind $^3/_4$ m breit und hoch, aber so kurz, daß man nur mit angezogenen Knien darauf liegen kann. Die Bettstelle besteht hier aus vier gabelförmigen, in die Erde geschlagenen Pfählen. Auf je zwei Pfählen liegen starke Stecken, auf denen dicht aneinander Quersteckeu mit Lianen befestigt sind. Hierauf wird wie bei den Sudannegern eine Matte gelegt. Damit der Schlafende nicht von dem in der Hütte befindlichen Vieh belästigt werden kann, ist die Bettstelle von einer aus Palmzweigen geflochtenen spanischen Wand oder von einem auf hohen Stecken hängenden Vorhang aus alten Lendentüchern umgeben. Stillende Frauen schlafen mit dem Kinde auf einigen aneinandergelegten, auf Klötzen ruhenden

Brettern unmittelbar neben dem Herdfeuer. Als Unterlage dient eine Matte oder eine Decke, unter den Nacken wird auch hier ein Stück Holz gelegt[172]). Bei den Stämmen des Waldlandes von Westkamerun sah Hutter nur selten niedrige Bettgestelle aus gespaltenen, dicht aneinander gefügten Palmblattrippen. Dagegen verwenden die Bali-Völker fein und schmiegsam geflochtene Matten. Auch pritschenartige Gestelle aus runden, dicht nebeneinander gereihten Bambusstöcken, bisweilen mit einem etwa 10 cm erhöhten Querstück am Kopfende, sind in Gebrauch[173]).

Seltsamerweise legen die Eingeborenen auch auf dem Hochlande, trotz der oft empfindlich kühlen Nachttemperatur, beim Schlafen jegliches Kleidungsstück ab, eine etwas frostige Situation trotz des die ganze Nacht hindurch lodernden Feuers und der fest verschlossenen Tür.

Damit ist die Liste der größeren Mobiliarstücke bereits erschöpft. Möglich, daß in Adamaua in den Häusern der Vornehmen sich auch noch Kleidertruhen finden, wie in den höher zivilisierten Haussa-Ländern. Bestimmtes wissen wir darüber noch nicht.

Auch das kleinere Hausgerät ist nicht sehr zahlreich und bei den Bantu- wie bei den Sudannegern ziemlich gleichartig. Doch wird die Herstellung von der Küste nach dem Innern zu kunstreicher. Meist liegen die Geräte auf dem Boden der Dachkammer oder des Dachverschlages, wo solche vorhanden sind, oder sie hängen an den Wänden und Säulen. An einzelnen Gegenständen, wie Töpfen, Löffeln, Hacken befinden sich Haken zum Aufhängen an den Palmrippen der Wände. Kalebassen und dergleichen werden mittels Lianen oder Lederriemchen an die vielfach mit Schlitzen versehene Baumrinde gehängt, Messer und Stemmeisen einfach in das Holz gespießt, Tragekörbe an die Wand gebunden[174]). Wo die Wände mit Lehm bekleidet werden, pflegt man schon beim Hausbau kleine Holzhaken in den Lehm einzumauern.

Als Kochgeschirr benutzen die Bakwiri selbstgefertigte Töpfe, die 1½ bis 2 Liter Wasser fassen. Auch die Banyang

und die Bali-Völker haben Lehmtöpfe eigener Herstellung. In Adamaua sind bereits dreibeinige Eisentöpfe zum Kochen in Gebrauch; diese fangen jetzt auch an, sich an der Küste einzubürgern. Die Speise wird mit einem Stock umgerührt. Zum Auftragen der Speisen dient die im Waldlande (z. B. bei den Bakwiri, Bakundu, Batom, Banyang, Bali) gebräuchliche hölzerne Eßmulde. Sie hat (bei den Bakwiri) einen Durchmesser von 25—30 cm, eine Ausdehnung von 18—20 cm, ist 2—3 cm dick und mit einfachen eingebrannten Verzierungen versehen. Die Blätter der Banane oder des Makabo vertreten die Stelle der Teller.

Löffel, Küchenmesser und allerlei sonstiges Küchengeschirr europäischen Ursprungs wird an der Küste z. T. schon in den Faktoreien gekauft. Gabeln sind nicht in Gebrauch. Dagegen fertigen die meisten Stämme aus Kokosnuß (z. B. Bakwiri) oder Holz (z. B. Banyang, Bali, Adamaua) hübsche Schöpflöffel[175]). Als Reibeisen benutzen die Bakwiri irgend ein Stück Blech, in welches Löcher geschlagen werden. Als Trichter dient ein trichterförmig zusammengewickeltes Blatt.

Vielfache Verwendung finden die sogenannten Kalebassen oder Flaschenkürbisse. Es gibt deren von 5—25 cm Durchmesser und 10—30 cm Höhe. Die Kürbisse werden am Feuer oder an der Sonne getrocknet, worauf die Körner bald herausfallen. Am Halse der Kalebassen befestigt man einen kleinen geflochtenen Henkel und an diesem dünne Lianen zum Aufhängen. Fällt eine Kalebasse von der Wand herab, so bedeutet das Unglück. Oft sind sie, besonders in Adamaua, mit bunten Mustern verziert. Große Kalebassen dienen zum Wasserholen, doch benutzt man in Adamaua dafür Lehmtöpfe. An der Küste werden sie allmählich durch Schnapsflaschen verdrängt, die 1—10 Liter enthalten. Bei den Bakwiri fehlt die Schnapsflasche zum Wasserholen fast in keiner Hütte. Auch leere Petroleumtins werden gern dazu gebraucht. Kleinere Kalebassen ersetzen die Stelle der Schüssel beim Essen oder dienen zum Aufbewahren von Medizinen oder als Pulverhörner und Schnupf-

tabaksdosen. Gebrannte Lehmtöpfe, oft kunstvoll und phantastisch geformt und mit Malereien verziert, dienen zur Aufbewahrung und als Schmuck, sind aber in der Hauptsache auf Adamaua beschränkt. Doch finden sie sich auch schon in den Bali-Ländern und bei den Banyang. Bei den letzteren sind auch Henkelgefäße, aus Holz geschnitzt, in Gebrauch[176]). Als Deckel dienen geflochtene Strohteller. Die Stelle der Trinkgläser vertreten halbe Kürbisschalen. An der Küste sind leere Konservenbüchsen für diesen Zweck sehr begehrt. Auf der Reise benutzt man als Trinkbecher ein großes Blatt, welches zu einem Trichter geformt wird.

Geflochtene Tragkörbe, besonders für Farmzwecke, sind in den verschiedensten Größen und Formen in Gebrauch. Die größeren werden auf dem Rücken an Baststricken getragen wie bei uns. Bei den Bali finden sich auch 2 m lange, rechteckige Körbe mit Tragstangen aus Bambus für zwei Träger. Auch für den Hausgebrauch werden allerlei Korbarten angefertigt, meist rund, manche flach, manche hoch mit nach oben sich verengernder Weite, die einen offen, die andern mit Deckeln, mit eingeflochtenen Henkeln oder ohne solche.[177]) Leichtere Körbe werden auf dem Kopfe getragen (s. Abbildung S. 63), darunter legt man oft ein Tragkissen (auf Haussa gammō). Durch dieses Tragen auf dem Kopfe wird die Körperhaltung beider Geschlechter vorteilhaft beeinflußt.

In keinem Haushalt fehlen der Mörser (aus Holz) und der Reibstein, der letztere zum Zerreiben der Hirse zu Mehl. In Bambútu, Giddir und anderwärts fand Passarge besondere Mahlhütten mit Mahlbänken[178]). Gedroschen wird das Getreide übrigens mit langen Stangen auf glatten Felsflächen oder gestampften Lehmtennen. Die Schalen der Körner werden durch Stampfen im Mörser gelöst und dann durch Hin- und Herschütten der Massen in zwei Kalebassen unter dem Winde entfernt.

Für die Bierbereitung haben die Mbum eng geflochtene Filter; ob solche auch anderweit in Gebrauch sind, habe ich nicht feststellen können[179]).

Landwirtschaftliche Geräte sind die Hacke — in ganz Afrika südlich der Sahara herrscht der Hackbau —, der Spaten oder dafür eine starke Eisenspitze, die Sichel oder das Grasmesser, z. T. eigenes Fabrikat, an der Küste aber schon vielfach europäischer Herkunft.[180]) Von den für die Toilette und zu den gewerblichen Betrieben notwendigen Gerätschaften und Werkzeugen wird unten ausführlicher die Rede sein.

Körperpflege, Kleidung, Schmuck und verschiedene Gebrauchsgegenstände der Eingeborenen.

Das allgemeine Vorurteil hält den Neger für faul und unreinlich. Das erstere trifft indessen bei näherem Zusehen nur mit Einschränkungen, das zweite überhaupt nicht zu. Ganz kleine Kinder werden täglich gebadet, aber auch größere Kinder und Erwachsene waschen und baden sich sehr oft. Ist das Wasser knapp, so wäscht man für gewöhnlich nur Gesicht und Hände und verschiebt das Übrige auf eine günstige Gelegenheit. Seife wird in Adamaua aus Fett und Pflanzenasche hergestellt und kommt in faustgroßen, schwarzen Kugeln auf den Markt. Hutter erwähnt einen in den Baliländern vorkommenden, zwei Meter hohen, breitästigen Baum mit scharf gezackten Blättern und starken Dornen, dessen apfelgroße Früchte, mit Wasser gekocht, eine der Seife ähnliche und als solche benutzte Masse liefern. Die Bakwiri benutzen nicht selten den Saft abgeschlagener Bananenstauden zum Waschen (wie zum Trinken).

Nach dem Bade wird bei den Bantunegern der ganze Körper mit Palmöl eingerieben, was den üblen Geruch der Ausdünstung beseitigt und der Haut ein schönes, glänzendes Aussehen verleiht. Statt dessen ist aber auch, im Grasland noch mehr als im Waldland, das Einreiben mit Rotholz üblich. Von den Wute erzählt Morgen, daß nur die Vornehmen, soweit sie nicht mit langen muhammedanischen Gewändern bekleidet waren, ihren Körper mit Rotholz gefärbt hatten.

Bei vielen Stämmen der Bantuneger wie der Binnenvölker ist die Tätowierung in Gebrauch. Bei den Bakwiri

ist sie besonders häufig beim weiblichen Geschlecht; oft ist der ganze Körper tätowiert. Die Tätowierungen werden (wenigstens bei den Bakwiri) erst nach der Reife angebracht. Manche Tätowierungen dienen als Fetische, manche vielleicht auch als Schmuck. Meist aber haben sie den Zweck, die Stammeszugehörigkeit zu kennzeichnen. So besteht das Stammeszeichen der Bakwiri aus zwei kleinen, neben den äußeren Augenwinkeln angebrachten gleichseitigen Dreiecken mit aufwärts gerichteter Spitze und von einer Höhe von $1\frac{1}{2}$—2 cm, die Mabealeute tragen eine hufeisenförmige Zeichnung auf der Stirn, die Haussa auf jeder Backe drei parallel laufende lange Striche, die Yaunde auf dem Rücken eine Zeichnung, die nach Morgen mit einem Tannenzweige Ähnlichkeit hat. Meist werden die Stammesmarken im Gesicht angebracht, dann aber auch auf der Brust, dem Bauch oder den Armen und Schultern. Die Anzahl der vorkommenden Muster ist außerordentlich groß und manche sind sehr kompliziert gezeichnet. Passarge gibt in in seinem Reisewerke zwei Tafeln mehrerer der im Sudan üblichen Stammesmarken [181]).

Die Tätowierungen sind teils einfach tiefe Einschnitte, wie bei den Haussa, teils erhaben infolge künstlich erzeugter Eiterung, teils farbig durch Einimpfung färbender Stoffe. Das Tätowiermesser (bei den Haussa áske genannt) hat die Form einer kurzen Lanzette. Als Schröpfkopf dient ein Horn mit einem Loch an der Spitze, durch welches die Luft ausgesaugt wird. Dann wird die Öffnung mit Wachs verschlossen. Bei den Bali-Völkern scheint die Tätowierung mit Nadeln eingerissen zu werden.

Auch die Bemalung des Körpers ist bei manchen Stämmen üblich. So pflegen die Bakwiri sich in Trauerfällen schwarz zu bemalen. Gegen schädliche Einwirkungen durch Zauberei schützen sich die Banyang durch Bemalung einzelner Körperteile mit weißen Figuren. [182]) Die Haussa-Frauen in Adamaua färben die Augenlider mit pulverisiertem Bleiglanz, die Zähne mit Gorunüssen, die Fingernägel mit Henna, und lassen sich außerdem auf der Stirn, der Nase und den Wangen mit einer

schwarzen, aus den Samen einer Gardenia gewonnenen Tinte Striche ziehen. Bei den Bantu scheint das Färben der Nägel und Zähne nicht gebräuchlich zu sein.

Die Nägel pflegt man kurz zu tragen; doch erwähnt Hutter, daß die Waldländler sich den Daumennagel zuweilen lang wachsen lassen und ihn beim Schnupfen als Prisenlöffel gebrauchen. Auch pflegen die Vornehmen in den Bali-Ländern lange Nägel als Zeichen ihrer bevorzugten Stellung zu tragen.

Die Zähne, meist von tadelloser Beschaffenheit, werden



Ansicht eines Dorfes.

überall sehr gepflegt. Nach jeder Mahlzeit wird der Mund, wenn möglich, mit Wasser ausgespült. Mehrmals täglich werden die Zähne mit einer weichen, faserigen Wurzel gereinigt, die man stets bei sich führt.

Häufig werden — im Sudan wie an der Küste — die Schneidezähne bei beiden Geschlechtern befeilt, meist so, daß sie spitz zulaufen. So z. B. bei den Bali. Die Bakwiri feilen dagegen die Eckzähne spitz. Die Banyang und die Bewohner von Nord-Mabum feilen nur die inneren Kanten der beiden

oberen Schneidezähne aus. Bei den Bali wird außerdem auch oft noch je ein Zahn rechts und links von den beiden mittleren oberen Schneidezähnen zugespitzt. Bei den Weibern der Bali aber werden die beiden Oberzähne vollständig ausgebrochen und die entsprechenden Unterzähne spitz gefeilt.

Männer und Frauen rasieren sich die Schamhaare, die Haare in der Achselhöhle und oft auch die Augenbrauen, die sie für unnütz erklären[183]). Auch das Kopfhaar wird — wenigstens von den Männern — oft ganz oder teilweise rasiert, oder man trägt es ganz kurz. Die Bali lassen auf dem Wirbel einen Schopf stehen, in den Kaurimuscheln und anderer Zierrat eingeflochten wird. Die Batankoan und die Banzoa im Bali-Lande lassen sich dagegen nach Hutter — und zwar Weiber wie Männer — das Haar halblang wachsen und flechten 100—200 Kaurimuscheln hinein. In Nord-Mabum stets und oft auch bei den Banyang wird das Haar von den Männern in 8—12 cm lange Zöpfe geflochten, deren Enden mit Perlen, Glocken oder kleinen Amuletten verziert sind. Doch tragen die Banyang-Männer oft ähnliche extravagante Frisuren wie die Weiber. Die spärlichen Barthaare werden mitunter (wie bei den Bakwiri) am Kinn zu kleinen Zöpfchen geflochten. Hölzerne Bartkämme hat Passarge z. B. in Garua gefunden.

Das Rasieren wird meist von alten Frauen besorgt (wenigstens in den Bali-Ländern). Sie bedienen sich dazu kleiner eiserner Messer. Die zu rasierende Stelle wird vorher mit Rotholz eingerieben und mit Wasser befeuchtet[184]).

Mehr Sorgfalt wird auf die Haartracht der Frauen verwendet. Bei den Bakwiri z. B. lassen die Weiber das Haar etwa 5—10 cm lang wachsen und flechten es in mehreren Wülsten zu verschiedenen Formen. Eine solche Frisur erfordert mehrere Stunden Arbeit und muß von einer anderen Frau ausgeführt werden. In den größeren Ortschaften Adamauas trifft man daher überall Friseusen von Beruf. Erst wenn eine derartige kunstvolle Frisur durch allzuvieles Ungeziefer belebt wird, läßt man sie erneuern. Übrigens essen die Bakwiri ihre Läuse, um, wie sie sagen, das Blut wiederzubekommen,

das ihnen die Tierchen geraubt hätten. Bei den Bakundu und den Batom rasieren die Weiber wie die Männer den Kopf vollständig kahl oder tragen das Haar ganz kurz. Im Banyang-Lande gefallen sich die Damen in den mannigfaltigsten und extravagantesten Haartrachten. Die Bali-Weiber rasieren dagegen den Kopf wieder meist ganz kahl oder lassen nur in der Mitte — von der Stirn bis in den Nacken — einen Haarwulst stehen. Bei den Wute befestigen die Weiber das Haar in kleinen Zöpfen dicht am Kopfe und vereinigen es mit einer Unmasse von Rotholz und Palmöl zu einer förmlichen Kappe. Einzelne tragen, wie Morgen erzählt, hierzu mitten auf dem Kopfe noch ein Gestell, derart, daß die ganze Haartracht den Eindruck eines bairischen Raupenhelms macht. Andere wieder befestigen einen Schirm aus Bambusstäbchen an der vorderen Seite des Kopfes und flechten das Haar mit hinein. Ähnliche Frisuren tragen auch die Frauen der Mattafall, wie die Abbildung auf S. 174 des Passarge'schen Reisewerks zeigt. Auch die Frisur der Haussa-Frauen in Adamaua geht noch an[185]). Ganz Extravagantes aber leisten die Fulbe-Weiber z. B. in Marrua und in Ngaundere. „Handhohe, ziegelsteingroße Haarwülste, mit bunten Bändern umwickelt, auf dem Scheitel faustgroße Knollen, Wülste, Troddeln mit eingeflochtenen Perlensträngen an den Schläfen und im Nacken. Andere trugen ein Gewirr von Zöpfen, die bald strahlenförmig ausgingen, bald parallel der Mittellinie verliefen.“ So in Ngaundere. In Marrua tragen die Fulbe-Damen rechts und links zwei von vorn nach hinten laufende Wülste, die sich im Nacken zu einem 25—30 cm langen Zopf vereinigen und auf deren Kamm ein fingerbreites schwarzes Band befestigt ist. Dieser Nackenzopf wird mit Wachs und Kautschuk gehärtet und wie ein Hundeschwanz schwungvoll nach oben gebogen. Dazu kommen zwei weitere Zöpfe, die vor den Ohren seitlich herabhängen. Natürlich müssen von der Natur kärglich ausgestattete Damen zu einer solch üppigen Frisur hier wie anderswo falsches Haar zu Hilfe nehmen.

Anders die Frauen der Borroro, der nomadisierenden

Fulbe. Sie tragen hinten zwei übereinander liegende Zöpfe, an den Schläfen einen vor dem Ohr herabhängenden Zopf und einen Scheitel in der Mittellinie. Analog ist die Haartracht der Männer, doch stecken sie außerdem schwarze und weiße Federn in die Zöpfe.

Die Kämme sind meist aus Holz geschnitzt und haben an der oberen Kante einen Holzgriff[186]). Haarnadeln oder besser Haarpfeile werden vielfach getragen, so von den Bali (aus Messing oder Eisen). Passarge hat eine schöne Kollektion — aus Knochen geschnitzt und mit roten Mustern bemalt — aus Garua mitgebracht[187]).

In der Kleidung[188]) unterscheiden sich die Bantu- und die Heidenstämme des Sudans einerseits von den Muhammedanern anderseits. Die ersteren sind entweder nackt oder nur mit einer mehr oder weniger ausgiebigen Hüftenverhüllung bekleidet. Die Muhammedaner — abgesehen von den Sklaven — tragen über dem Schamtuch mindestens noch Pluderhosen und Hemd, die Reicheren darüber noch die sogenannte Tobe, das Abzeichen der Freien. Diese Tracht der Islamiten hat natürlich auch die heidnischen Sudanneger und selbst die Bantu in den Bali-Ländern nicht selten beeinflußt; mindestens pflegen die Vornehmen sich nach muhammedanischer Sitte zu kleiden. So haben z. B. ein Teil der Durru und Dekka, die Mundang in Lere und Lame, obwohl Heiden, das muhammedanische Gewand angenommen. Die Tengelin gehen zu Hause nackt; kommen sie nach Garua, so legen sie die Tobe an. Bei den Wute tragen die Männer zwar durchweg nur ein Hüfttuch, aber bereits in pumphosenähnlicher Form, und die Vornehmen pflegen die langen Gewänder der Muhammedaner anzulegen und sich mit Turban oder Fez zu schmücken. Ähnlich steht es bei den Bali, während bei den unmittelbar benachbarten Batankoan und Banzoa die Tobe nur sehr selten anzutreffen ist. Soviel zur allgemeinen Orientierung.

Im einzelnen ist zu sagen, daß Stämme, die ganz nackt gehen, nur selten anzutreffen sind. Passarge erwähnt dies von den Tengelin, Morgen von den Bati. Öfter kommt es vor,

daß nur die Weiber eines Stammes ganz unbekleidet sind, so z. B. die jungen Mädchen und Frauen bis nach der ersten Geburt. Kinder pflegen bei den Heiden — im Bantugebiet wie im Sudan — nackt zu sein; doch machen hier z. B. die Bakwiri eine Ausnahme.

Auch die Stämme, die in der Öffentlichkeit mehr oder weniger bekleidet zu sein pflegen, legen in der Häuslichkeit und bei der Arbeit meist das Wenige noch ab, womit sie sonst ihre Blöße bedecken.

Wenn wir nun von der Nacktheit zur Bekleidung übergehen, so muß man zunächst sagen, daß die Weiber im Durchschnitt sparsamer mit der Kleidung sind als die Männer. Die unterste Stufe der Bekleidung bilden die Schürze und das Lendentuch. Die erstere, ein Stück Zeug, Leder, ein Blätterbüschel, oft auch nur eine Fransengarnitur[189]) oder ein Geflecht aus Bastfasern, von einer um die Lenden gegürteten Perlenschnur oder einem Bande gehalten, wird nicht nur vorn, sondern meist auch hinten getragen. Sie ist die ganze Bekleidung des weiblichen Geschlechts bei den Heiden; doch wird die Schamschürze auch von Männern getragen, wie man z. B. auf der von Morgen (S. 71) gegebenen Abbildung zweier Toni-Krieger sehen kann. Bei den Yaunde und den Wute tragen die Weiber vorn ein Blatt, bei den ersteren aber außerdem hinten einen langen, in Pferdeschwanzform geschnittenen rotgefärbten Büschel aus Bananenblättern. Diesen Büschel tragen hier auch die Jünglinge bis zum Feste der Mannbarkeitserklärung[190]).

Die Männer der Heidenstämme bevorzugen das Lendentuch oder Hüfttuch, das übrigens bei vielen Stämmen, wie bei den Bakundu, Batom, Mabum, Banyang usw., auch von den Weibern statt der Schamschürze getragen wird. Bei den Bakwiri haben die Männer **ein** Lendentuch, die Weiber zwei übereinander, während die Yenku-Weiber (vergl. S. 123) eine Lendenbekleidung aus Farnkraut anlegen. Die Lendentücher werden teils einfach um die Hüften gelegt, teils zwischen den Beinen durchgezogen. Farbe und Muster sind oft von der

Mode abhängig. Ihre Länge variiert sehr bei den einzelnen Stämmen. Bei den Banyang z. B. reichen sie von der Taille bis über die Knie, bei den Bakundu schleppen sie sogar auf dem Erdboden, bei den Batom und Mabum sind sie wieder kürzer, und die ärmeren Bali ziehen nur ein kleines Tüchelchen zwischen den Beinen hindurch.

Die Bokko-Männer tragen vorn und hinten ein breites, bis an die Knie reichendes, unten rund geschnittenes Schurzfell aus blau und weiß gestreiftem Zeug. Ähnlich kleiden sich die Yelú, während die Frauen bei diesen Stämmen nur mit einem Grasbusch oder einem Blätterbüschel bekleidet sind.

Die Männer der Mattafall und der Stämme in Bifara tragen den Penis sonderbarer Weise in röhrenförmigen, feingeflochtenen, an der Spitze geschlossenen Futteralen. Auch die Durru hatten früher solche Futterale, aber an der Spitze offen. Außerdem werden natürlich Hinterschürzen angelegt. Man kann sich vorstellen, mit welchem Jubel Vertreter dieser Stämme begrüßt werden, wenn sie sich anderswo sehen lassen.

Die zu den Lendentüchern verwendeten Zeuge sind teils im Lande selbst gefertigt, meistens aber importiert, und werden von den Haussa-Karawanen ins Innere gebracht. Bei den Baia fand Passarge noch Kleider aus Rindenstoff nach uralter Sitte. An der Küste dagegen tragen die Neger sogar schon Tücher von Atlas und Sammet.

Die nächste Stufe der Bekleidung erreichen wir bei den Frauen, wenn sie anfangen, auch die Brust mit einem Tuch zu verhüllen, wie die Bakwiri-Weiber tun, und wie man auch an der Abbildung von Fulla-Frauen aus Ngaundere im Passargeschen Reisewerk (S. 273 und 275) bemerken kann. Auch die Borroro-Frauen tragen häufig ein Brusttuch, während die Männer Lendentücher oder mit Muscheln benähte Felle gebrauchen. Hiermit gelangen wir indessen bereits in das Gebiet der muhammedanischen Tracht.

Sämtliche Muhammedaner tragen das (hier zwischen den Beinen durchgezogene) Schamtuch, und bei den Arbeitssklaven ist dies die einzige Bekleidung. Dazu kommen weite Pluder-

hosen. Das ist z. B. (wenn das Bild bei Morgen richtig ist) die Tracht der Krieger bei den Wute[121]). Ein bis über die Knie reichendes Hemd bildet den Abschluß der Tracht in den ärmeren Klassen der Islambekenner, besonders auch der Fulbe.

Reiche Leute tragen darüber noch eine Tobe, ein weites, faltiges, bis auf die Knöchel gehendes Hemd mit langen, weiten Kuttenärmeln und einer Tasche vorn rechts. Man trägt sie meist in Weiß, oft auf Brust und Rücken mit Stickereien versehen, aber auch von gestreiftem oder indigoblauem Stoff.

Bei feierlichen Gelegenheiten wird schließlich der Burnus, ein ärmelloser Mantel mit Kapuze, angelegt.

Viel einfacher ist die Frauentracht, ein Hüftentuch, ein Brusttuch und ein — oft über den Kopf gezogenes — Umschlagetuch sind die ganzen Bestandteile der Toilette, von denen das letzte oft genug abgeworfen wird. Der Gesichtsschleier ist nur bei Männern üblich, ein langer Gesichtsschleier ein Zeichen fürstlicher Abstammung.

An der Küste beginnen natürlich auch allerhand europäische Kleidungsstücke sich heimisch zu machen. Da die Eingeborenen nicht daran gewöhnt sind und die Auswahl nach eigenen Gesichtspunkten vornehmen, so machen sie darin selbstverständlich nicht immer eine vorteilhafte Figur. Ein Häuptling, der mit einem Winterdamenjackett, einem Schleppsäbel an der Seite und dazu nur noch mit einem Lendentuch angetan ist, muß unweigerlich ein dankbares Objekt für lachlustige Gemüter abgeben und wird auch dadurch nicht martialischer, daß er sich etwa noch einen verbeulten Zylinderhut aufstülpt.

Viele Männer und Frauen gehen zwar barhaupt. Die meisten Frauen bedecken indessen den Kopf mit einem Tuch, besonders die Frauen der Haussa und der Kanuri. Im Gebiete von Mabum beobachtete Hutter hohe Pelzhauben aus glänzenden, langhaarigen Fellen. Bei den Bali tragen die Weiber für gewöhnlich keine Kopfbedeckung; nur bei Tanzfestlichkeiten legen sie mitunter Stirnbinden oder Kopftücher an. Die Männer tragen an der Küste Strohhüte, Filzhüte, Zipfelmützchen und was die Faktoreien ihnen sonst Geeignetes und

Ungeeignetes feilbieten. Im Bali-Lande trägt jeder Mann eine aus Baumwolle oder Bast gestickte Kappe, oft von abenteuerlicher Form, die mit einem Haarpfeil auf dem Kopfe befestigt wird. Während die Batankoan die Kopfbedeckung verschmähen, versehen die Banzoa ihre gestrickten oder ledernen Hauben gar mit Ohrenklappen und befestigen sie mit Bändern unter dem Kinn. Die Heiden im Innern tragen, sofern sie das Haupt bedecken, Strohhüte[192]), die Muhammedaner meist eine phrygische Mütze, in der zugleich der Rosenkranz, die Kautabakdose u. dergl. aufbewahrt wird. Darüber stülpt man nicht selten mächtige lederbeschlagene Strohhüte. Weiße und blaue Turbane sieht man häufig; auch der hohe, rote Tarbusch einheimischen Fabrikats ist sehr beliebt, besonders bei Mekkapilgern.

Die Füße bleiben bei den Küstenvölkern wie bei den Heiden des Sudans stets unbekleidet, während die Muhammedaner Sandalen zu tragen pflegen. Auch bei den Bali kommen Sandalen nicht selten vor. Bunte, gestickte Lederstiefel werden meist von Reitern und nur bei festlichen Anlässen getragen. Pantoffeln sieht man selten, auch Schuhe gehören mehr den Haussa-Ländern an[193]).

Schmuck ist überall beliebt. Man trägt Schmuckstücke auf dem Kopf, in den Ohren, in der Nase, an Armen und Beinen, Händen und Füßen, um den Hals und um die Hüften. So verfertigen die Baia einen Kopfschmuck aus den Schwanzfedern des grauen Papageis. Auch die Bali-Männer tragen — allerdings nur beim Tanz und im Kriege — Federbüsche auf dem Haupte[194]). Daß mitunter Kaurimuscheln und ähnliches in die Frisur — auch der Männer — eingeflochten werden, ist weiter oben bereits berichtet worden. In den Ohren werden Ringe, Holzpflöcke, Perlen, Perlenschnüre, Federkiele, an der Küste auch europäische Ohrgehänge und von den Bakwiri-Weibern z. B. sogar Patronenhülsen getragen, die zugleich als Schnupftabaksbüchsen dienen. Übrigens dürfen jüngere Mädchen bei dem letztgenannten Volke keinen Ohrschmuck anlegen. Holzpflöcke tragen z. B. die Frauen der Bokko und der Fulbe. Die Borroro — Männer und Weiber — durchlöchern den

ganzen äußeren Rand der Ohrmuscheln und stecken oft ein halbes Dutzend Messing- und Kupferringe hindurch.

In Adamaua (an der Küste nicht) wird im rechten Nasenflügel stets ein roter Korallenzylinder befestigt, eine Sitte, die nach Nachtigal bis Dar Fur im Osten verbreitet ist. Nur den Borroro-Weibern fehlt dieser Schmuck. Die Yaunde pflegen durch die mittlere Nasenwand ein Holzpflöckchen zu stecken. Auch die Unterlippe wird mitunter durchbohrt und mit Grashalmen, Perlen, Nägeln, Hölzchen oder Ringen geschmückt.

Um die Arme werden oft Metallspiralen gewunden wie bei den Baia. Armbänder aus Kupfer, Messing sind überall verbreitet und bei beiden Geschlechtern beliebt. Bei den Bakwiri-Männern sind sie der einzige Schmuck. Auch die Fulbe tragen lederne Armringe. Von den Wute erzählt Morgen, daß Männer und Frauen bei einer Festlichkeit je 50—60 Stück weiße oder durch Rotholz gefärbte Elfenbeinringe auf die Arme gestreift hatten. Hutter sah in den Bali-Ländern schöne mit Messing übersponnene Elfenbeinringe. Die Frauen der Bakwiri schmücken das Handgelenk mit Elfenbeinmanschetten (im Werte von 10—20 Mk.), Elfenbein-, Perlen-, Eisen- und Kupferringen sowie mit europäischen Armspangen. An den Fingern tragen sie Ringe europäischer Herkunft. Die Bali-Frauen tragen am Daumen einfache dünne Eisen- odcr Messingreifen, oft mit spiralförmig aufgebogenen Enden.[195]) Selbst in Adamaua findet man überall Fingerringe in Gebrauch. Auch an der großen Zehe werden häufig Ringe getragen, und die Fußknöchel werden gewöhnlich in der gleichen Weise geschmückt wie die Handgelenke.

Den Hals zieren die Damen im Sudan mit roten, baumwollenen Halsschnüren, Perlen- und Muschelketten. Auch bei den Bantunegern sind solche Ketten sehr beliebt. Die Bakwiri-Frauen pflegen mehrere Perlenketten (im Werte von 1—20 Mk.) um den Hals zu legen. Die Perlen kaufen sie meist einzeln. Form und Farbe sind der Mode unterworfen. Im Jahre 1899 waren z. B. goldene Perlen und Achatsteine die „letzte Neuheit“. Auch unter dem Lendentuch tragen die Frauen der

Bakwiri 5—10 Ketten von kleinen Perlen, die den Unterleib wie einen Gürtel umspannen. Die Schamschürzen der Weiber sind gleichfalls, wie oben erwähnt, an Perlschnüren befestigt, die um die Lenden gelegt werden.

Schließlich muß noch der besonderen Auszeichnungen gedacht werden, durch die des Häuptlings Würde angedeutet wird, obwohl wir noch wenig darüber wissen. Bei den Yaunde sind die Häuptlinge mit einer Halskette von Leopardenzähnen geschmückt. Manchmal tragen sie Leopardenfelle. In den Bali-Ländern kennzeichnet ein Speerbündel des Häuptlings Hoheit.

Unter den Gegenständen des täglichen Gebrauchs seien die Taschen und Täschchen, die Amulette, die Rosenkränze der Muhammedaner, die Tabakspfeifen, die Kau- und Schnupftabaksdosen und schließlich die — Regenschirme mit einigen Worten beschrieben. Um mit den letzteren zu beginnen, so sind an der Küste europäische Regenschirme schon viel verbreitet. Sonst sucht man sich durch ein Stück Bananenblatt zu schützen. Bei den Bakwiri wird die Rippe des Blattes oft in der Mitte in drei Teile gespalten. Die zwei äußeren Sehnen halten dann das Blatt an beiden Seiten des Kopfes fest. Seltener sieht man ein aus Palmzweigen geflochtenes, gewölbtes Schutzdach. Die Banyang — und noch mehr die Bali — gebrauchen Regenschirme aus Bambusrippen, die wie ein Hut auf den Kopf gesetzt werden können.

Da die Kleidung — bis auf die Brusttasche der Toben — keine Taschen aufzuweisen hat, so pflegt man z. B. den Schnupftabak wie erwähnt mitunter im Ohr und die Kautabaksdose nebst dem Rosenkranz unter der Mütze aufzubewahren. Hauptsächlich sind aber lose Täschchen und Taschen, aus Bambusrippen geflochten oder aus Leder verfertigt, in Gebrauch, um Feuerzeuge, Amulette u. dergl. unterzubringen.[196]) Südlich von Ngaundere werden auch Fellbeutel angefertigt.

Amulette aller Art werden von Heiden und Muhammedanern, besonders aber von den letzteren getragen. Morgen erzählt, daß z. B. Ngila, der Herrscher der Wute, sich im

Kriege und auf der Jagd mit einer Unmenge kleiner Ledertäschchen zu behängen pflegte, in welche geweihte Koransprüche



Hausgerät der Waldlandneger.

eingenäht waren (s. o. S. 124). Die Mattafall flechten in das Stirnhaar ein Stückchen Holz oder Leder als Amulett ein.

Zahllos sind die Amulette (Zähne, Hörnchen, Knochen, Pflanzenteile usw.) bei den Bali gegen alle möglichen Gefahren des täglichen Lebens. Eine Halskette von Wildschweinszähnen hilft z. B. nach ihrem Glauben gegen bösen Blick. Auch hier werden sie meist in Täschchen am Oberarm oder am Handgelenk getragen, die Wildschweinszähne aber von den Männern auch in den Haarschopf geflochten. Ganz kleine Amulette werden mitunter auch am Penis angebunden. Die Batankoan tragen als Amulette meist kleine Götzenfiguren aus Horn und Holz. Das Amulett eines Elefantenjägers aus den Haussa-Ländern, eine eiserne (von R. Flegel mitgebrachte, von Passarge l. c. S. 305 abgebildete) Kette, findet sich im Museum für Völkerkunde zu Berlin. Bei den Bakwiri sollen Amulette im allgemeinen nicht in Gebrauch sein; doch pflegt man kleinen Kindern, um ihnen das Zahnen zu erleichtern, Leopardenzähne umzuhängen. Im ganzen ist unsere Kenntnis des Amulettwesens indessen noch sehr lückenhaft.

Geraucht, geschnupft und „gepriemt“ wird im ganzen Schutzgebiet in ziemlich ausgedehntem Maße. Doch ist das Tabakkauen z. B. bei den Bakwiri unbekannt. Man raucht entweder heimisches Kraut, namentlich im Innern, oder kauft den Tabak in Blättern von den Weißen, wie die Bakwiri. Die Frauen schnupfen meist ebenso leidenschaftlich wie die Männer. Ein liebender Sohn legt seiner Mutter von Zeit zu Zeit etwas Schnupftabak aufs Grab, damit sie auch im Jenseits noch schnupfen kann. Bei den Bakwiri wird der Schnupftabak folgendermaßen hergestellt. Gut getrocknete Tabaksblätter werden auf einem flachen Stein mittels eines kugelförmigen kleineren Steines zu Pulver zerrieben und dann mit Asche von der Bananenstaude und mit zerriebenem Landespfeffer vermischt. Die Männer tragen ihn meist in kleinen Kalebassen, die Frauen der Bakwiri auch in Patronenhülsen, im Ohr oder, in ein Blatt eingewickelt, im Lendentuch.

Tabak wird vielerorts angebaut, so z. B. in den Bali-Ländern und auf den sandigen Längsstufen im ganzen Benue-Gebiet. Seine Zubereitung bei den Bali ist ziemlich urwüchsig.

Die reifen Blätter, in der Sonne oder über dem Feuer getrocknet, werden eine zeitlang im Wasser ausgelaugt, zu Klumpen geballt, wieder etwas getrocknet, dann kreuz und quer zerschnitten, in Körbe gepackt und mit Steinen beschwert. Aussehen und Geschmack sind denn auch mehr als mäßig.[197])

Man raucht den Tabak aus kurzen Pfeifen, deren Kopf aus Ton und deren Rohr aus Holz hergestellt ist. Der Kopf ist nicht selten kunstvoll geformt; er stellt Tier- oder karrikierte Menschenköpfe dar, oder ist mit Götzenbildern oder Linienornamenten geschmückt.[198])

Hutter erwähnt einen Gegensatz zwischen den Waldländlern und den Bali, von dem ich nicht weiß, ob er sich verallgemeinern läßt. Bei den ersteren wird leidenschaftlich geschnupft, aber nur wenig geraucht, auch nur wenig Tabak angebaut. Den Schnupftabak tragen sie entweder in großen, mit einem Holzdeckel verschlossenen Schneckengehäusen, oder in kleinen runden Blechdosen, einem beliebten Tauschartikel. In den Bali-Ländern wird dagegen wenig geschnupft (mit Ausnahme von Bamesson), desto mehr aber geraucht, von Männlein und Weiblein, groß und klein, vornehm und gering.

Ein anderes, viel begehrtes Reiz- und Genußmittel ist die Kolanuß, deren belebenden Gebrauch Hutter sowohl bei den Waldländlern als auch im Graslande allgemein verbreitet fand. Besonders bei großer körperlicher Ermüdung wirkt sie tatsächlich erfrischend und anregend. Die ziemlich große, herb schmeckende Nuß ist die Frucht der Sterculia acuminata, eines etwa 2 m hohen, wildwachsenden, aber neuerdings auch in Kultur genommenen Baumes mit tiefgrüner Blätterkrone.

Lebensweise der Neger.

Der nachfolgenden Schilderung lege ich die Lebensweise der Bakwiri, die uns unter den Küstenstämmen am besten bekannt sind,[199]) zugrunde und erwähne dabei nebenher, was uns Abweichendes über andere Stämme berichtet wird. Über die Bewohner Adamauas fehlt es in dieser Beziehung noch an genaueren Angaben.

Die vegetarische Lebensweise herrscht im ganzen Schutzgebiete vor, da an Schlachtvieh nur selten Überfluß vorhanden ist. Fleisch liefern Ziegen und Schafe, auch Rinder und Schweine, wo sie gehalten werden (s. o. S. 98), Hühner und Kapaunen. Das beste Wildpret sind die kleinen, zartschmeckenden Zwergantilopen, sehr beliebt bei den Eingeborenen auch Elefantenfleisch, das eine vortreffliche Brühe gibt. Frankolinhühner und Tauben, Heuschrecken, Schnecken und Fische bringen eine erwünschte Abwechselung. Auch Hunde, ungiftige Schlangen, Schildkröten, Krebse werden mitunter verspeist. Der Genuß von Milch und Milchprodukten sowie von Eiern ist dagegen, im Waldlande wenigstens, unbekannt.[200]) Dagegen ist Honig sehr beliebt.

Was das Pflanzenreich angeht, so ist schon früher erwähnt worden, daß für die Küstenvölker die Banane, für die Adamaua-Leute Hirse und Mais den Grundstock der Ernährung bilden. Außerdem liefert ihnen die fruchtbare Erde Yams, Koko (Arum esculentum), Süßkartoffeln, Maniok, Erdnüsse, Bohnen, Mais, Kürbisse, Kolanüsse, Pilze, Negerhirse, Pfeffer, wallnußartige Früchte (mpa genannt) und köst-

liches Obst, wie Orangen, Mangofrüchte, Kokosnüsse, Ananas, Saba-Saba, Sau und Papayen. Auch Zuckerrohr wird gern gegessen.

Man sieht, die Tafel der „Wilden" ist gar nicht so übel besetzt.

Im allgemeinen nimmt man nur zwei Mahlzeiten ein, eine Mittagsmahlzeit zwischen 11 und 3 Uhr und eine Abendmahlzeit zwischen 6 und 7 Uhr, doch werden diese Zeiten durchaus nicht regelmäßig innegehalten. Dies im Verein mit der Unmäßigkeit im Essen ist die Ursache vieler Erkrankungen und einer verhältnismäßig kurzen Lebensdauer. Unter den Bakwiri sind Leute, die das 40. Lebensjahr überschreiten, durchaus nicht häufig, und Weißhaarige sind eine sehr seltene Erscheinung. Auf Reisen halten die Leute oft erstaunlich lange dem Hunger stand, stopfen sich dann aber auf einmal den Leib derartig voll, daß man nicht begreift, wie Magen und Darm, ohnehin durch das Fasten geschwächt, damit fertig zu werden vermögen.

Was die Zubereitung anlangt, so spielt dabei das Palmöl eine große Rolle. Yams und Makabo (Kolokasia) werden gewaschen, in kleinere Stücke geschnitten, gekocht und mit warmer, stark gepfefferter Palmölsauce übergossen. Auch Reis genießt man gekocht und mit Palmölbrühe. Die Bakwiri kaufen ihn von den bei der Regierung oder in den Pflanzungen angestellten Arbeitern, denen Reis Hauptnahrung ist. Gekochte Makabo stampft man auch in einer Holzschüssel zu Brei und übergießt sie mit derselben Sauce. Dies besonders beliebte Gericht nennen die Bakwiri Musu. Bananen kocht man in Palmöl oder röstet sie am offenen Feuer und zerreibt sie zu Mehl. Mais ißt man gewöhnlich geröstet oder frisch. Die pflaumenähnliche, bitter schmeckende Sau-Frucht wird gebraten, geröstet oder, in kleine Stücke geschnitten, in einem Topfe gekocht. Aus den Knollenfrüchten — allein oder mit Maismehl, Bananenmehl oder Erdnüssen vermischt — formen die Frauen durch Reiben an ihren Bäuchen rundliche Klöße, die in Palmöl gesotten und mit den Fingern — Gabeln kennt

man nicht — aus der Tunke herausgefischt werden. Heuschrecken werden geröstet, in Palmöl gesotten, gebraten oder zerstampft und mit Maismehl zu Buletten verarbeitet. Schnecken zu essen gilt als Zeichen von Armut.

Fast alle Speisen werden stark gepfeffert. Auch Salz, ein beliebter Handelsartikel im ganzen Schutzgebiet, wird überall verwendet, meist Natronsalz, aber auch das von Haussa-Händlern importierte Steinsalz. Über die Kamerunküste allein wurden z. B. im Jahre 1903 über 93000 Zentner Salz, zur Hälfte aus Deutschland, zur Hälfte aus England, eingeführt.

Das Fleisch wird entweder am offenen Feuer gebraten, in Wasser gesotten oder noch häufiger in Palmöl gekocht. Beim Schlachten wird kleineren Haustieren der Kopf abgeschnitten, Hühnern und anderen Vögeln der Kopf umgedreht oder abgerissen. Rinder werden gestochen. Großen Tieren, wie Rindern, Ziegen und Schafen, zieht man das Fell ab. Kleinere Vierfüßler und Schweine werden mit samt dem Fell in Stücke geschnitten oder solange übers Feuer gehalten, bis die obere, behaarte Haut sich abziehen läßt. Das Gefieder der Vögel wird ebenfalls abgebrannt. Die Eingeweide der Schlachttiere gelten, gut gereinigt, als Leckerbissen. Einen Teil des Fleisches pflegen die Bakwiri in einem Räucherkasten oder einem über dem Feuer hängenden Tragkorbe zu räuchern. Dagegen scheint das Pökeln unbekannt zu sein.

Menschenfresserei ist leider noch an vielen Stellen des Schutzgebietes im Schwange, wenn sie auch sehr geheim gehalten wird. Hutter hat zwar unter den Bakundu, Batom, Mabum und Banyang nichts davon entdeckt, aber schon in den Bali-Ländern scheint sie — wenigstens unter den Batankoan — noch zu herrschen und ist nach den Aussagen der Bali auch bei den Ureinwohnern des Landes verbreitet gewesen. Ja die Bali selbst pflegen tapferen Feinden, die sie getötet haben, ein Stückchen Fleisch aus der linken Brust oder dem rechten Handballen herauszuschneiden und sofort zu verschlingen, angeblich um deren Mut und Kraft auf sich zu übertragen. Beim Abschluß von Blutsfreundschaften werden ferner nach

Hutters Schilderung bei den Bafuen und Bamunda frisch abgeschnittene Menschenohren vergraben, auch vielleicht ein Rest früherer Opfermahlzeiten. Nach den Erkundigungen der Missionare sollen dagegen bei den Bakwiri wieder nicht die geringsten Anzeichen dafür aufzufinden sein, daß Anthropophagie heute oder früher geübt worden wäre. Aber bei den Wute stieß Morgen auf den offen zugegebenen Brauch, gefallene Feinde zu verzehren. Auch von der Mpangwe[201]) und den Buli ist es bekannt, daß sie dem Kannibalismus fröhnen, während die Küstenstämme in Südkamerun kein Menschenfleisch essen. Im Norden sind die Tangale (im englischen Gebiet) und andere benachbarte Stämme berüchtigte Kannibalen.

Zum Essen selbst wird im allgemeinen nicht getrunken. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser. Sonst aber trinkt man bei allen festlichen Gelegenheiten und den geringsten Anlässen oder auch — wie bei uns — ohne allen Anlaß nur des Vergnügens wegen recht erkleckliche Mengen von Palmwein — meist von der Weinpalme gewonnen — oder im Innern von Durra-Bier (Durra = Negerhirse). Der Palmwein wird bei den Bakwiri folgendermaßen gewonnen. Frühmorgens und gegen Abend wird die Weinpalme mittels eines durch zwei kunstvolle Knoten zusammengehaltenen Klettergurtes bestiegen. In die Krone des Baumes wird mit einem Stemmeisen ein Loch geschlagen und der Saft dann in einer Glasflasche oder Kalebasse aufgefangen. Meist wird der Palmwein in frischem Zustande getrunken. In den Bali-Ländern wird er gewöhnlich mit Wasser verdünnt und in einem Lehmtopf angewärmt. Auch aus den abgeschnittenen Blütenständen der Ölpalme bereiten die Waldländler einen guten Palmwein.

Schon in den Bali-Ländern findet man neben dem Wein — hier mehr das Getränk der Wohlhabenden — ein aus Mais und Hirse mit Honigzusatz bereitetes Bier, des armen Mannes Labetrunk. Der Sudanneger hält sich fast ausschließlich an das letztere Getränk, dessen säuerlicher Geschmack sehr erfrischend wirkt. Es wird durch wiederholtes Kochen, Ab-

seihen und Gärenlassen bereitet, hat eine trübe, braune Farbe, und wird stets kalt genossen.

Beide Getränke wirken bei weitem nicht so berauschend und haben auch nicht im entferntesten die schädlichen Folgen des leider so massenhaft eingeführten Branntweins. Man braucht nur einmal an einem Markttage in Viktoria das wüste Treiben zu beobachten, das sich vor den Faktoreien abspielt, oder den Festlichkeiten der Bakwiri beizuwohnen, um sich über die unheilvolle Wirkung des Schnapses auf die Eingeborenen klar zu werden.

„Einst übernachtete ich — erzählte der Geometer J. Scholze[291]) — in Buenga, wo mich der Häuptling bat, seinem etwa neunjährigen Mädchen Medizin zu geben. Da ich keine geeignete Arzenei bei mir hatte, gab ich dem Häuptling, der noch an demselben Tage nach Viktoria aufs Bezirksamt mußte, den Auftrag, bei dem Missionar Keller Medizin zu kaufen. Auf seine Bitte schenkte ich ihm dazu 50 Pfennige, verlangte aber, daß er am folgenden Tage in meine Wohnung komme und mir das Gekaufte zeige. Er kam auch wirklich, aber in ganz betrunkenem Zustande. Nach anfänglichem Leugnen gestand er ein, daß er das geschenkte Geld für Schnaps verwendet habe, der ihm also lieber gewesen war als sein krankes Kind.“ Das ist ein Beispiel für viele von dem unheilvollen Einfluß, den der Schnaps auf die Sitten der Eingeborenen ausübt. Im Jahre 1903 wurden fast 1½ Millionen Kilogramm Branntwein eingeführt, und da verteidigen wir noch unser gewalttätiges Vorgehen gegen die Eingeborenen, ihre Unterjochung und die Wegnahme ihres Landes mit der schönen Phrase, wir hätten eine Kulturmission zu erfüllen. Wir sollten lieber eingestehen, daß wir nur ein Machtbedürfnis zu befriedigen und Geschäfte zu machen beabsichtigen.

Allgemeine geistige und moralische Charakteristik.

So unzutreffend der Europäer im Durchschnitt den Stand der materiellen Kultur des Negers beurteilt, so falsch pflegt er auch seine geistigen und moralischen Qualitäten zu bewerten. Daß der Neger sich regelmäßig wäscht, rasiert, frisiert, die Zähne putzt, seine Hütte täglich mehrmals kehrt und seine Dorfstraßen sauber hält, stellen sich die wenigsten vor. Daß der freie, männliche Afrikaner im Durchschnitt fleißig seine Landwirtschaft betreibt, seinem Gewerbe obliegt, seinen Handel versieht, im Dienste der Gemeinde oder des Stammes der Kriegspflicht genügt, oder an der Beratung öffentlicher Angelegenheiten teilnimmt, daß er auch als Haupt einer Familie oder Sippe mit mancherlei Pflichten beladen ist, und daß es also zu den gedankenlos nachgeplapperten Fabeln gehört, wenn man ihm nachsagt, er stehle dem lieben Gott die Tage — das findet leider auch heutzutage noch wenig Gläubige. Ja selbst der Jagd liegt er selten zum bloßen Zeitvertreib ob; die Herbeischaffung von Fleisch für den Haushalt, von kostbarem Elfenbein zu Handelszwecken u. dergl., also ein wirtschaftlicher Gesichtspunkt ist vielmehr auch hier der Beweggrund seines Handelns.

Aber der Zweifel wird zum hartnäckigen Unglauben, wenn man dem Neger geistige Fähigkeiten, eine vernünftige Sprache, zarte Regungen der Seele und moralische Urteilsfähigkeit zuschreibt. Und der Unglaube weicht der Entrüstung, wenn der hochgebildete Kulturmensch erleben muß, daß der Neger ihn z. B. geringeren Feingefühls zeiht, weil er rohes Fleisch und rohe Eier esse, die der Neger gewöhnlich verschmäht.

Es ist sonderbar, wie sehr durch den Rassengegensatz das klare Urteil getrübt wird. Ich gestehe meinerseits, daß ich mir immer erst innerlich einen Ruck geben muß, um mich nicht von der natürlichen körperlichen und seelischen Abneigung gegen Angehörige anderer Rassen in der objektiven Beurteilung derselben beeinflussen zu lassen. Und so wird es wohl jedem ergehen. Es steckt uns im Blute, unsere eigene Rasse höher zu stellen als andere. Und gerade den Negern gegenüber hat unser Rassenhochmut so üppige Blüten getrieben, daß sie heute noch sogar um ihre Anerkennung als Zugehörige des genus homo weiten Kreisen gegenüber zu ringen haben.

Seitdem aber die vergleichende Anatomie ergeben hat, daß prinzipielle Unterschiede zwischen dem Bau des Negerkörpers und dem des Kaukasiers nicht bestehen und daß die Abweichungen der Hautfarbe, der Schädel- und Gesichtsbildung, des Kopfhaares usw. von untergeordneter Bedeutung sind und die Zugehörigkeit der Neger[203]) zum genus homo nicht in Frage stellen können, seitdem pflegt man sich darauf zurückzuziehen, daß sie wenigstens in geistiger und sittlicher Beziehung unendlich tief unter uns ständen. Auch das ist nicht der Fall.

Wenn nichts im Intellekt ist, was nicht durch das Medium der Sinne hineingelangt wäre, so hat der Neger a priori sogar einen größeren Anspruch auf Reichhaltigkeit und Klarheit der Anschauung als wir, denn seine Sinneswerkzeuge pflegen im allgemeinen infolge seiner ganzen Lebensführung schärfer zu sein als die unsrigen. Dies gilt besonders vom Gesicht und vom Gehör. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint es zwar, als ob das Farbenunterscheidungsvermögen schwächer bei ihm entwickelt wäre. Man findet nämlich in ihren Sprachen öfters, daß Schwarz (oder „Dunkel") und Blau mit demselben Worte bezeichnet werden, ebenso Rot und Braun, sowie Gelb, Grün und Weiß. So bei den Bali. Die Duala haben einen besonderen Ausdruck für Weiß (eigentlich: rein), einen anderen für Schwarz, Dunkel, Blau, Braun und Grün, einen weiteren für Grau und schließlich einen für Rot, Gelb (und reif). Die Haussa aber unterscheiden schon Weiß, Schlohweiß, Schwarz,

Grau, Rot, Rötlich, Hochrot, Gelb, Grün (= unreif) und Blau durch besondere Ausdrücke. Schon hieraus ersieht man, daß es sich nicht um eine generelle Unvollkommenheit der Negerrasse handeln kann. Dies wird zur Gewißheit, wenn man z. B. die Farbenbezeichnungen der Suaheli in Ostafrika zum Vergleich heranzieht. Echte Farbenbezeichnungen von Bantu-Ursprung sind hier allerdings auch nur eupe (weiß), eusi (schwarz) und ekundu (rot). Aber die Leute unterscheiden tatsächlich auch andere Farben, nur bezeichnen sie sie durch Vergleiche wie aschfarben, himmelfarben, meerfarbig, indigofarbig, frischblattfarbig, goldfarbig, bohnensuppenfarbig, kaffeefarben, orangefarben, fahnenstoffarbig (= purpurrot) usw.

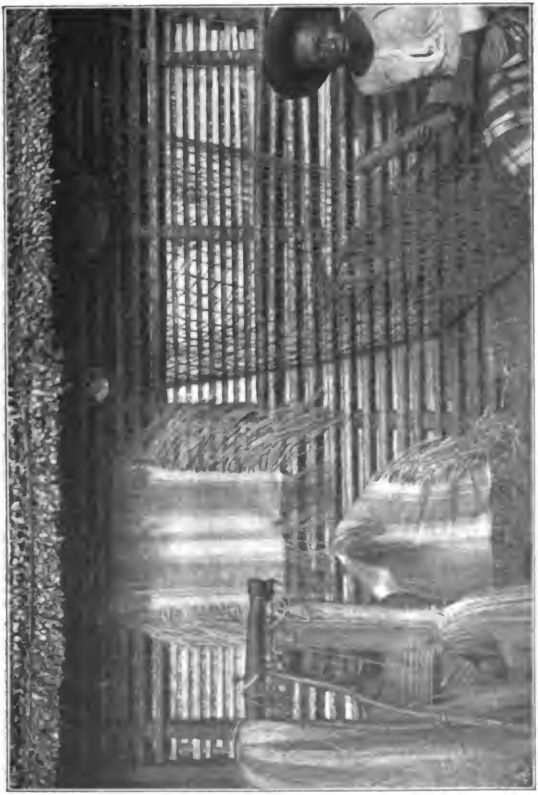
Hieraus geht ganz klar hervor, daß dieser angebliche Mangel, der sich auch bei anderen Rassen (z. B. in der Südsee) findet, nicht auf eine körperliche oder geistige Unvollkommenheit, sondern lediglich auf eine Armut der Sprache an speziellen Farbenbezeichnungen zurückzuführen ist. Und das letztere hat wieder einfach seinen Grund darin, daß eine Notwendigkeit zu besonders eingehender Differenzierung der Farben durch die Sprache dem Neger für die meisten Fälle des gewöhnlichen Lebens nicht vorzuliegen scheint. Wenn er will, kann er sagen, er wünsche ein kaffeefarbenes Tuch und drückt sich damit noch genauer aus als wenn er mit einem besonderen Farbenwort, wie wir es haben, ein „braunes" forderte. Wenn es aber auf die Farbe so genau nicht ankommt, ist es ziemlich gleichgültig, ob er „dunkel" oder etwas genauer, „braun" sagt.

Die Sache liegt also so, daß die Neger die Farben an sich genau so gut *unterscheiden* wie wir, daß aber ihre Sprachen nur einige (gewöhnlich drei oder vier) allgemeine *Farbenbezeichnungen* besitzen, die, jede für sich, umfassender sind als die unsrigen, daneben aber eine Fülle, durch Vergleichung gewonnener *spezieller* Ausdrücke, durch welche jene allgemeinen Bezeichnungen ebenso genau differenziert werden können wie bei uns. Das Gebiet der Farben ist also sprachlich *anders eingeteilt* als bei uns; dies schadet aber, wenn es darauf ankommt, weder der Genauigkeit der Bezeichnung, noch läßt es einen un-

günstigen Rückschluß auf die geistigen Fähigkeiten des Negers zu.[204])

Wie seine Sprache ausweist, bildet der Neger so gut wie wir aus Anschauungen Vorstellungen und Begriffe und benennt die letzteren zum Zweck der gegenseitigen Verständigung mit bestimmten Wörtern. Aus den Vorstellungen eines Baobab, einer Ölpalme und einer Dornakazie abstrahiert z. B. der Duala-Mann wie wir den allgemeinen Begriff des „Baumes" und bezeichnet ihn mit dem Ausdrucke bwele. Die Elemente des Denkens vermag er also in völlig analoger Weise zu bilden. Dabei zeigen sich freilich nach zwei Seiten hin Abweichungen. Als ein Mensch, der weniger mit Büchern, sondern ausschließlich unmittelbar mit der Natur verkehrt, sind seine Vorstellungen, durch reiche Anschauung genährt, lebendiger und inhaltsvoller als gemeinhin bei uns. Ferner liebt der Neger das Konkrete, Sinnliche; abstrakte Begiffe vermeidet er nach Möglichkeit und verdeutlicht sie lieber durch ein lebendiges, der Anschauung entnommenes Bild. Daher ist er auch in der Bildung ganz allgemeiner Begriffe minder weit vorgeschritten. Einen Begriff, z. B. wie „Säugetiere", der nur durch vergleichende Naturbetrachtung, d. h. auf wissenschaftlichem Wege gefunden werden kann und auch nur wissenschaftlichen Wert hat, wird man in den Negersprachen vergeblich suchen. Aber es wäre verfehlt, daraus schließen zu wollen, daß der Neger nicht bei steigender Kultur fähig wäre, ihn zu bilden. Ja man darf nicht einmal immer annehmen, daß dem Neger ein Begriff unbekannt sei, weil man kein besonderes Wort dafür in seiner Sprache findet. Dies gilt besonders von abstrakten Begriffen, wie z. B. „Gerechtigkeit". Der Neger kann wohl ausdrücken, daß ein Richter oder ein Rechtsurteil gerecht oder ungerecht seien, der Begriff der Gerechtigkeit ist ihm also geläufig. Aber wenn er ihn sprachlich ausdrücken will, so fehlt ihm (z. B. im Duala) ein entsprechendes Substantiv, er muß sich vielmehr des verbalen Ausdrucks teme na sim (gerade sein = gerecht sein) bedienen. Man kann aber doch deshalb nicht etwa sagen, daß ihm der Begriff der Gerechtigkeit fehle. Auch sind uns die

Negersprachen noch viel zu wenig bekannt, als daß man schon heute immer bestimmt sagen könnte, für diesen oder jenen



Netz- und Deckenfabrikation im Waldlande.

unserer Begriffe hätten sie keinen besonderen Ausdruck entwickelt. Ich entsinne mich z. B., wie lange die Missionare

bei den Waschambala in Deutsch-Ostafrika nach einem entsprechenden Worte für „Schmeichelei“ gesucht haben. Obwohl die Sache selbst den Eingeborenen natürlich sehr wohl bekannt war, schien sie nur durch die viel allgemeinere Bezeichnung für „Lob“ ausgedrückt werden zu können. Schließlich führte ein Zufall zur Entdeckung des richtigen Ausdrucks mafuta ya midomo, ein Bild, das eigentlich „Lippenöl“ oder „Lippenfett“ bedeutet und lebhaft an die familiäre Wendung des Deutschen erinnert, „jemandem Honig ums Maul schmieren“.

Auch wir können ja schließlich alles Geistige nur unter einem Bilde sagen. „Lesen“ bedeutet ursprünglich nichts anderes als „aufsammeln“ wie in „Ähren lesen“. Aber unsere Sprache hat wie unser Stamm eine erheblich längere Geschichte, und was einst in früheren Sprachperioden noch ein von allen verstandener bildlicher Ausdruck gewesen, scheint uns heute, wo die Erinnerung an das Bild verwischt ist, eine ganz einfache und ursprüngliche Bezeichnung zu sein, wie „Geist“, „Seele“ usw. Wir sprechen deshalb abstrakter als der Neger, bei dem die Bilder meist noch lebendig und klar bewußt sind. So sagt der Duala „ich werde kühl“ statt „ich tröste mich“, oder „ich bin gefallen“ statt „ich habe mich geirrt“, oder „ich weiß Anschläge“ für „ich habe Erfahrung“. Auch von einem wilden Tiere, das zahm wird, sagt er „es wird kühl“. „Der Schlaf hat mich ergriffen“, sagt er, wenn er müde wird. Wird er von Mitleid erfaßt, so drückt er das aus durch die Wendung „Mitleid berührt mir das Herz“. Von einem „empfindlichen“ Menschen sagt er „sein Herz ist schwach“ usw. usw.

Auch geistige und seelische Vorgänge können so, wo ein besonderer Ausdruck fehlt, völlig ausreichend durch Bilder verdeutlicht werden, und die Redeweise des Negers gewinnt dadurch an Kraft und sinnlicher Fülle. Andererseits ist es aber ein entschiedener Mangel, daß — angesichts einer Fülle von konkreten Einzelbenennungen — z. B. im Duala Wörter für die Gattungsnamen „Pflanze“, „Affe“, „Metall“ u. dergl. gänzlich fehlen. Der Neger drückt sich eben konkreter aus und redet im einzelnen Falle etwa von einem Baum oder noch ge-

nauer, einer Ölpalme, von einer Meerkatze oder einem Pavian, von Eisen oder Messing. Zu allgemeinen Bemerkungen neigt er wenig; der niedrige Stand seiner Kultur gibt dazu wenig Veranlassung. Und will er wirklich einmal das ganze Pflanzenreich zum Gegenstand einer naturphilosophischen Betrachtung machen, so sagt er einfach „alle Bäume und alle Kräuter".

Seine Begriffe fügt der Neger nun ferner ganz wie wir zu Gedanken und Urteilen zusammen. Er sagt von einem Subjekt eine Eigenschaft, einen Zustand oder eine Handlung aus, er bezieht die Handlung des Subjekts auf ein direktes oder indirektes Subjekt, er macht ein Urteil von einem anderen abhängig und zieht aus den Prämissen richtige Schlüsse. Können wir dem Neger danach noch im Ernst das Zeugnis verweigern, daß er auch nach dem Wesen seines Geistes zu uns gehört?

Aber ist er vielleicht dem Grade nach von uns geistig verschieden? Und hat er keine Aussicht, den Abstand einst auszufüllen? Ich bestreite das ganz entschieden. Allerdings ist der Neger meist noch wenig kultiviert, sein Gesichtskreis daher beschränkt und sein Geistesleben arm. Aber es steht keinesfalls schlimmer mit ihm als mit unserem Landvolk vor der Einführung der Schul- und Militärpflicht. Und was seine Bildungsfähigkeit anlangt, so bezeugen europäische Schul- und Exerziermeister in Afrika, daß die Kinder und die jungen Leute im Durchschnitt sich ebenso anstellig erweisen und es zu genau so guten Leistungen bringen wie bei uns. Das Formale der Bildung, Lesen, Schreiben, Rechnen und besonders fremde Sprachen bemeistern sie erstaunlich schnell, und besonders in letzterer Beziehung schlagen sie die meisten Europäer. Dazu sind sie lernbegierig, weil sie einsehen, daß die in den Schulen erworbenen Kenntnisse ihnen praktischen Nutzen bringen. Die für sie errichteten Schulen vermögen nirgends die Menge der um Unterricht Nachsuchenden zu fassen, und wie oben erwähnt, haben sogar eingeborene Häuptlinge selbst bereits Schulen eingerichtet.

Wer sich jemals die Mühe gegeben hat, dem Geistesleben der Neger näher nachzuspüren, der wird meiner Ansicht bei-

stimmen, daß ihre Fähigkeiten im Durchschnitt denen unserer Volkskreise in keiner Weise nachstehen, und daß auch außergewöhnliche Intelligenzen nicht seltener unter ihnen sind als unter uns. Was unter dem Einfluß einer vernünftigen und allmählichen Erziehung zur Kultur aus dieser zähen und lebenskräftigen Rasse sich machen läßt, ist noch gar nicht abzusehen, läßt sich aber aus der Betrachtung einzelner Beispiele schließen. Die Lehrer der Regierungsschulen haben bereits eingeborene Hilfskräfte herangebildet, die sich gut bewähren, und den Missionaren stehen vielfach außerordentlich tüchtige Helfer aus dem Volke selbst zur Seite, unter dem sie wirken.

Überall wo hamitisches Blut sich dem Negerblut beigemischt hat, erscheint die Kulturfähigkeit der Mischlinge noch gesteigert, und wo der Islam eingezogen ist, da zeigen sich überall schon Ansätze zu höherer Kultur. Ganz Adamaua, besonders aber die Haussastaaten des Südens, sind dafür ein sprechender Beweis. Sie zeigen aber gleichzeitig — eine Erfahrung, die man auch sonst in Afrika macht —, daß der reine Bautuneger aus sich heraus eine eigene Kultur zu entwickeln nicht imstande gewesen ist. Überall wo sie angefangen hat Wurzel zu schlagen, ist sie von außen zu ihm gekommen. Ob dies mit einem Mangel seiner geistiger Begabung zusammenhängt, vermag ich bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse nicht zu entscheiden, bezweifle es aber. Auch wir Germanen haben ja die Grundlagen unserer Kultur von anderen empfangen und dünken uns deshalb nicht geringer. Daß aber fremde Kultur dem Afrikaner bisher keine kräftigeren Impulse gegeben hat, erklärt sich leicht aus der schwierigen Zugänglichkeit des wenig gegliederten Kontinents. Wir haben ja oben gesehen, wie erst vor wenigen Jahren die ersten Europäer Kamerun durchzogen haben, und auch heute sind weite Strecken des Schutzgebietes im Waldland wie im Innern noch von keines Weißen Fuß betreten worden.

Schwieriger ist es schon, über die nationalen Charaktereigenschaften des Afrikaners und der Eingeborenen unseres Schutzgebietes im besonderen ins klare zu kommen. Überhaupt

ist es ein mißliches Ding um den Begriff des Volkscharakters. Streng genommen sollte er ein Durchschnitt aller Individualcharaktere sein und wäre also nur festzustellen, wenn man diese insgesamt genau kennt. Das ist natürlich eine unlösbare Aufgabe. Wie unendlich schwer ist es schon, über den wahren Charakter eines einzigen Menschen ins reine zu kommen, geschweige denn einer größeren Anzahl! Alle Urteile auf diesem Gebiete leiden daher — abgesehen von den Fehlern der Beobachtung selbst — mehr oder weniger an dem Mangel der Generalisierung auf Grund unverhältnismäßig geringen Beobachtungsmaterials, sind also außerordentlich anfechtbar. Hat man es wenigstens mit einem Kulturvolk zu tun, so darf man hoffen, den Nationalcharakter in seiner Geschichte, seinen Staatseinrichtungen, seiner Literatur, Kunst und Wissenschaft, seinem Recht und seiner öffentlichen Moral wiedergespiegelt zu finden, obwohl auch diese Quelle nur mit der allergrößten Vorsicht benutzt werden darf. Aber bei einem Volke ohne Kultur fallen auch diese Hilfsmittel zum größten Teil fort.

Auf die Urteile von Reisenden, die flüchtig das Land durchziehen, ist daher gar nichts zu geben. Bessere Gelegenheit zu einschlägigen Beobachtungen haben schon Beamte, wenn sie längere Zeit an ein und demselben Platze tätig sind, und wenn sie die Sprache der Eingeborenen genau kennen, was meist nicht der Fall ist. Am meisten Vertrauen verdienen noch die Ansichten verständiger Missionare. Sonst bleiben uns zur Erforschung des Volkscharakters unserer Afrikaner nur ihre Rechtsgewohnheiten und ihre Märchen, Fabeln und Sprüchwörter, obwohl letztere auch eine sehr trügerische Quelle bilden. Ihr Gewohnheitsrecht wiederum ist bisher nur wenig erforscht. So tappen wir denn ziemlich im Dunkeln, und alle unsere auf Grund der vorhandenen Beobachtungen abgegebenen Urteile haben nur einen sehr problematischen Wert.

Der Grundzug der menschlichen Natur ist Egoismus, und davon wird der Neger keine Ausnahme machen. Die Notwendigkeiten des Familien- und des darauf gegründeten sozialen Lebens führen aber zu einer Reihe von sittlicher Forderungen,

denen auch der Afrikaner sich nicht entziehen kann. Er gehorcht der Obrigkeit, respektiert die Rechtsanschauungen seines Volkes, fügt sich den Anordnungen des Familien- oder Sippenhauptes und achtet fremdes Leben und Eigentum. Insofern wandelt er ganz in den Spuren eines gesitteten deutschen Staatsbürgers. Leider haben wir aber keine Kriminalstatistik, aus der ersichtlich wäre, wie weit diese von ihm in der Theorie bezw. unter dem Zwange der Staatsgewalt anerkannten sittlichen Forderungen von ihm in der Praxis befolgt werden. Zwar ist in dem amtlichen Jahresberichte für 1903/4 zu lesen, daß in jenem Zeitraum 1417 Strafurteile gegen Eingeborene in den für die amtliche Jurisdiktion erreichbaren Teilen Kameruns erlassen worden seien. Davon entfallen die meisten auf Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen (645) und gegen die Person (267) d. h. wider die Sittlichkeit, das Leben, die persönliche Freiheit usw. Aber wir erfahren nicht, auf welchen Bruchteil der Gesamtbevölkerung diese Urteile entfallen, und daher ist auch diese Angabe leider für unser Thema wertlos.

Verlassen wir aber den Boden der staatlichen Zwangstugend (auf die wir weiter unten zurückkommen) und betreten wir das Gebiet der freien Sittlichkeit — obwohl beide hier natürlich noch weniger scharf abgegrenzt werden können als bei uns —, so finden wir alle Tugenden und Laster, die auch in unserm Sittenkodex verzeichnet stehen, ohne daß es möglich wäre, von der einen oder der anderen Kategorie gewisse Eigentümlichkeiten dem Neger speziell aufs Konto zu setzen. Ich habe in meinem Lehrbuch der Duala-Sprache auf S. 77 bis 80 die Ausdrücke der Eingeborenen zusammengestellt, die sich auf die Moral beziehen. Wir erfahren daraus, daß ein Unterschied zwischen Gut und Böse gemacht, daß nicht nur Gesetz und Brauch, sondern auch das „Herz" (d. h. das Gewissen) als Sittenrichter anerkannt wird, daß man sich des begangenen Unrechts schämt[205]) und daß man den guten oder bösen Charakter für angeboren hält. Von Tugenden werden Mitleid, Geduld, Hilfsbereitschaft, Gehorsam, Bescheidenheit, Vorsicht, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Sparsamkeit, Fleiß, Dankbarkeit,

Mut, Pünktlichkeit und Sauberkeit gerühmt, an Lastern und Untugenden Hartherzigkeit, Grausamkeit, Neid, Hochmut, Eitelkeit, Unehrlichkeit, Lüge, Ungehorsam, Frechheit, Händelsucht, Verschwendung, Faulheit, Feigheit, Empfindlichkeit, Verrat, Verleumdung, Geiz, Gierigkeit, Ehebruch und Trunksucht gebrandmarkt.

Nun, ich meine, mit diesem Programm könnte man auch vom christlichen Standpunkt vollständig einverstanden sein, wenn es auch natürlich ganz sicher ist, daß das durchschnittliche Verhalten des Einzelnen hinter dieser idealen Forderung meist weit zurückbleibt. Das ist ja aber doch auch bei uns nicht anders.

Von den genannten Tugenden wird, soweit ich sehe, keine einzige dem Neger von allen Beobachtern einstimmig in besonderem Maße zugeschrieben; dagegen sind fast alle darin einig, daß er maßlos eitel, lügnerisch, gierig und faul sei. Was es mit der Faulheit auf sich hat — man bedenke, daß Klima, natürlicher Reichtum des Landes und Bedürfnislosigkeit nicht gerade zu übermäßiger Arbeit einladen —, wird einem klar, wenn man die zahllosen Farmen der Eingeborenen, ihre reinlichen Dörfer, ihre gewerblichen Betriebe u. dergl. zu Gesicht bekommt. Im Essen sind sie freilich recht unmäßig, aber unsere zahllosen Wirtshäuser sind auch keine Tempel der Mäßigkeit. Eitel sind sie sicher in hohem Grade, aber kaum mehr als unsere Dandies und Modedamen. Und was das Lügen anlangt, so sollte man nicht vergessen, daß sie den Europäern gegenüber aus guten Gründen stets mißtrauisch und sozusagen im Kriegszustande sind. Und wieviel mag auch von dieser Beschuldigung wieder auf das Konto der Mißverständnisse infolge mangelhafter Sprachkenntnis der Europäer zu setzen sein!

Alles in allem haben wir also kaum einen Grund, in sittlicher Beziehung auf den Neger herabzusehen. Auch seine andersartige Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse, wie wir sie oben dargelegt haben, kann an diesem Urteil nichts ändern. Unsere Einehe ist in den meisten Fällen auch nichts anderes als eine feinere Art der Prostitution, von allem andern ganz zu schweigen.

Die Sprache der Eingeborenen und ihre Volksliteratur.

Die Völkerscheide zwischen den Bantunegern und den Sudannegern stellt auch gleichzeitig die Grenze zweier verschiedener Sprachgebiete dar. Die Bantusprachen und die Sudannegersprachen sind fundamental von einander verschieden. Um einen Begriff davon zu geben, gehe ich auf die Sprache der Duala[206]) als eines Bantustammes und die der Haussa[207]) als eines Sudannegerstammes etwas näher ein.

Die Negersprachen haben im allgemeinen genau dieselben Laute wie wir. Besonders in den Bantusprachen kommen selten fremdartige Laute vor. Im Duala werden indessen d, l und r leicht verwechselt, weil sie alle drei mit zurückgelegter Zungenspitze am vorderen Gaumen gebildet werden. Daher kommen schwankende Schreibweisen wie Bakwiri, Bakwili und Bakwidi. Man unterscheidet Hauptwörter, (persönliche, besitzanzeigende, hinweisende, bezügliche rc.) Fürwörter, Zeitwörter, Eigenschaftswörter, Zahlwörter, Verhältniswörter, Bindewörter, Umstandswörter und Empfindungswörter wie bei uns. Nur einen Artikel gibt es nicht und auch kein grammatisches Geschlecht. Dafür unterscheiden die Duala (wie die Bantu überhaupt) in der Grammatik zwischen belebten und unbelebten Gegenständen, was gewiß größere Berechtigung hat als unsere phantastische Art, den Stuhl als einen Mann, die Mütze als ein Weib und das Mädchen als ein geschlechtsloses Wesen zu betrachten.

Die Hauptwörter haben alle bestimmte Vorsilben, nach denen sie in sieben Klassen eingeteilt werden, z. B. mo-to (Mensch), mu-ndi (Dorf), d-iso (Auge), e-tambi (Schuh), i-seru (Antilope), w-ongo (Topf), m-pong (Lüge). Ursprünglich hatten diese Vorsilben alle besondere Bedeutung. Mo der ersten Klasse bezeichnete (und bezeichnet noch) Menschen, mu der zweiten Klasse Pflanzen, Körperteile u. dergl., d- doppelte Dinge usw. Dies ist heute mehr oder weniger verwischt.

Seine Mehrzahl bildet ein Hauptwort durch Veränderung der Vorsilbe. Die Plurale der obigen Wörter lauten daher: ba-to, mi-ndi, m-iso, be-tambi, lo-seru, l-ongo, m-pong (bleibt unverändert).

Die grammatische Beziehung des Hauptwortes im Satze wird nicht durch Kasusendungen, sondern wie im Englischen und Französischen durch Stellung und Verhältniswörter ausgedrückt. Das Subjekt steht vor, das Objekt hinter dem Zeitwort. Der Genetiv wird durch die Präposition a (von) ausgedrückt, z. B. sango a mundi = der Herr vom Dorfe = der Herr des Dorfes = der Häuptling.

Das Zeitwort bildet seine Tempora teils durch Hilfsverben, teils durch Vorsilben oder durch Endungen. Die Personen werden nicht durch Endungen, sondern nur durch die persönlichen Fürwörter bezeichnet. Man sagt also, ohne die Form des Zeitworts zu verändern:

na tili, ich schrieb	di tili, wir schrieben
o tili, du schriebst	lo tili, ihr schriebt
a tili, er (oder sie) schrieb	ba tili, sie schrieben.

Nun glaube man ja nicht etwa, daß die Duala nicht in der Lage seien, die Zeit der Handlung durch bestimmte Verbalformen genau zu unterscheiden. Im Gegenteil, man geht darin sogar weiter als wir im Deutschen. Der Duala kann sagen na ma-tila (ich schreibe, d. h. schlechthin), n'e onyola tila (ich schreibe, d. h. eben gerade, in diesem Augenblicke), na ni-tila (ich will eben schreiben), na ma-tile (ich pflege zu schreiben), na tili (ich schrieb, französ. passé défini), na ta na tila (ich

schrieb, franz. imparfait), na má-tila (ich habe geschrieben), na mende tila (ich werde schreiben), na tila (ich schreibe, ohne Rücksicht auf die Zeit), na si tile (ohne daß ich schreibe), na si tila (ich soll nicht schreiben) usw. usw.

Man sieht, eine ganz erkleckliche Formenfülle und die Möglichkeit präzisester Ausdrucksweise.

Dazu kommen viele Ableitungen vom Grundstamme, z. B. tilane (einander schreiben), tilea (jemandem schreiben), tilise (schreiben lassen) usw., die ebenso abgewandelt werden wie das einfache tila.

Charakteristisch für das Duala (und die Bantusprachen überhaupt) ist nun der Umstand, daß die Form der Genetivpartikel, des persönlichen Fürwortes der dritten Person, der meisten übrigen Fürwörter, der Eigenschaftswörter und einiger Zahlwörter variiert je nach der Klasse (und Zahl), der das regierende Hauptwort angehört. Man sagt also etambi **a** moto (der Schuh des Mannes), aber betambi **ba** moto (die Schuhe des Mannes), diso **la** iseru (das Auge der Gazelle), miso **ma** iseru (die Augen der Gazelle). Man sagt ferner von einem Manne (moto) **a** ko (er fällt), aber von einem Schuh **e** ko, von einem Topfe i ko usw. „Dieser Mann" heißt nun moto, aber dieser Schuh yen etambi und dieser Topf yin wongo. Das besitzanzeigende Fürwort „mein" bei einem Hauptwort im Singular kann ebenfalls nicht weniger als vier Formen haben: am, mam, lam, bam. „Ein kleiner Mann" ist moto nisadi, „ein kleiner Schuh" etambi esadi und „ein kleiner Topf" wongo isadi. „Zwei" heißt baba von Menschen, beba von Schuhen und loba von Töpfen. Hierin liegt die eigentliche Schwierigkeit der Sprache.

Mit allen Bantusprachen hat sie ferner gemein, daß sie zwar abgeleitete Wörter kennt wie mpuli (der Wunsch) von pula (wünschen), daß diese Ableitungen aber stets nur durch Vor- oder Nachsilben, nie durch inneren Vokalwechsel gebildet werden. Ferner sind zusammengesetzte Wörter unbekannt. Man sagt monjo ma mbale (Teller von Holz) statt „Holzteller", wie im Französischen assiette de bois. Statt unserer

Zeitwörter mit adverbialen Vorsilben gebrauchen die Duala besondere Verben, z. B.:

ala, weggehen	ingea, hineingehen
abwa, hinaufgehen	busa, hinausgehen
siba, hinuntergehen	tomba, vorübergehen usw.

Eine Sprachprobe möge schließlich eine Idee von der zusammenhängenden Sprache geben:

Bito	baba	ba-ta-ba-ba	mome moo,	nde	babo	babane
Weiber	zwei	heirateten	Mann einen,	und	sie	beide

ba-ta-ba-yoko-tanga	mitango	bwambi.	Nde	bunya	boo	na
zankten-sich	Zank	viel.	Und	Tages	eines	da

nune	muto	moo	ala	o	mbo'a	mudun	ma	muto
das	Weib	eine	ging	ins	Haus	einer-Alten	von	Frau

muemamu	ta	o-mbus'	eyidi	etc.
welches	war	hinter dem	Walde	usw.

d. h. Zwei Frauen, die einen Mann geheiratet hatten, zankten sich beide sehr oft. Eines Tages ging die eine dieser Frauen in das Haus eines alten Weibes, das hinter dem Walde lag usw.[208]).

Da wir von keiner einzigen der in Deutsch-Adamaua gesprochenen eigentlichen Sudanneger-Sprachen bisher genügend Kenntnis besitzen und nur das Fulfulde und das Haussa uns besser bekannt sind, das Kanuri (in Bornu) ferner für unsere Kolonie keine große, praktische Bedeutung besitzt, so wähle ich das Haussa, um die Eigenheiten der Sudansprachen zu zeigen. Zwar ist das Haussa eine Mischsprache, deren Wortschatz aus Bantu-, Sudan- und arabischen Wörtern zusammengesetzt ist. Da aber die Grammatik im allgemeinen unbeeinflußt geblieben ist, so hat es keine Bedenken, diese Sprache hier trotzdem als Repräsentantin des Sudanstammes zu behandeln.

Das Haussa hat dieselben Wortklassen wie das Duala. Auch hier fehlt der Artikel, aber — der erste große Unterschied — die Hauptwörter sind teils männlichen, teils weiblichen G e s c h l e c h t s, dagegen wird zwischen belebten und un-

belebten Wesen nicht unterschieden. Die Hauptwörter haben keine klassenbildenden Vorsilben und bilden ihre Mehrzahl durch Endungen wie -ai, -una, -asche usw., z. B. abōki (Freund): abōkai (Freunde), bisa (Tier): bisasche (Tiere).

Hinsichtlich der Bezeichnung der grammatischen Beziehungen des Hauptwortes im Satze stimmen beide Sprachen wieder überein. Der Genetiv wird durch die Präposition -n-, der Dativ durch ga gebildet, z. B. suna-n-yaro, der Name des Knaben, ga yaro, dem Knaben.

Das Verbum hat keine Personalendungen, wie im Duala. Es bildet seine Tempora wie dort durch Vorsilben und Endungen, z. B. ina tafo (ich komme), ina tafowa (ich komme gerade), na tafo (ich kam), nika tafo (und ich kam), zäni tafo (ich werde kommen) usw. Es bildet gleichfalls abgeleitete Formen wie fitschi (entweichen), fito (herauskommen), fidda, fisa, fische, fitasda (herausbringen), alle von fita (ausgehen).

Während in den Bantusprachen die Konkordanz der Bestimmungen des Hauptwortes nach dessen Klasse sich bestimmt, richtet sie sich in den Sudansprachen nur nach dem Geschlecht wie im Deutschen oder im Lateinischen, z. B. im Haussa mutum dogo (ein großer Mann), matsche dogua (eine große Frau). Doch wird z. B. das hinweisende Fürwort nan für beide Geschlechter gebraucht; auch die Grundzahlen sind unveränderlich.

Eine weitere Abweichung besteht darin, daß besitzanzeigende Fürwörter dem Hauptwort, und persönliche Fürwörter im Objektsfalle dem Zeitwort angehängt werden wie in den semitischen Sprachen, z. B. sunana (mein Name), sunanka (dein Name), sunansa (sein Name) von suna (der Name), und muna ganinsu (wir sehen sie) von gani (sehen).

Wortbildung durch Ableitung vermittels Vorsilben oder Nachsilben ist auch hier allgemein; dagegen kommt Vokalwechsel der Wurzel (wie im Deutschen geben, Gabe, Mit-gift) ebenso

wenig vor wie Zusammensetzung von Wörtern. Den oben angeführten Zeitwörtern des Duala entsprechen im Haussa genau die folgenden:

tafi = ala		schiga = ingea	
hawa = abwa		fita = busa	
schida = siba		wutsche = tomba.	

Neben fundamentalen Unterschieden finden wir also doch auch andererseits frappante Gemeinsamkeiten.

Auch hier mag ein kurzer Text die kleine Sprachskizze vervollständigen:

Da	mu	ka-sakka	ga tschikki n	Sinder,	su	ka-schide-mu	
Und	wir	kamen	ins Innere von	Sinder,	sie	quartierten uns	
ga	tschikki	n	gidda.	Sinder	gari	karami	ne etc.
im	Innern	eines	Gehöftes (ein).	Sinder	Stadt	kleine	ist usw.

D. h. Und wir gelangten dann nach Sinder, wo man uns in einem Gehöft unterbrachte. Sinder ist eine kleine Stadt usw.

Im Gebiet der Bantuvölker hat jeder Stamm seine eigene Sprache. Alle diese Sprachen, deren jede also nur ein sehr beschränktes Verbreitungsgebiet besitzt, sind zwar eng miteinander verwandt, haben den gleichen grammatischen Bau wie das Duala und viel Gemeinsames im Wortschatz; aber die Sprache der Duala z. B. ist für die Bakoko ebenso unverständlich, wie diese beiden für die Bakwiri und umgekehrt. Von bloßen Dialekten kann also hier nicht die Rede sein. Erst von wenigen dieser Sprachen ist Näheres bekannt.[209])

Noch lückenhafter ist unsere Kenntnis der Sprachverhältnisse in Adamaua. Außer dem Haussa kennen wir nur das Fulfulde, die Sprache der Fulbe, und das Kanuri der Bornu-Leute näher. Die beiden letzteren gehören aber nicht mehr zu den eigentlichen Sudansprachen. Von den übrigen Sprachen — auch hier hat jeder Volksstamm sein eigenes von den

anderen nicht verstandenes Idiom — wissen wir noch nicht viel mehr als das, was Prietze bei Passarge (Adamaua, S. 415) aus dem von Barth gesammelten Material darüber mitteilt. Der Vollständigkeit wegen und weil es die Grundlage für weitere Forschungen bildet, mag das Prietze'sche Resume hier auszugsweise eine Stelle finden:

Die Völker südlich des Tsädsees bis nach Bautschi hin gehören zur der sogenannten Logon-Sprachgruppe. Den östlichen Flügel dieser Gruppe bilden erstens die Kotoko-Dialekte (Klessem, Gulfe, Makari, Afade, Ngala-Ndiffu), zweitens die Sprachen der Büdduma und Kuri auf den Inseln des Tsade und schließlich die Sprache der Musgu, die ihrerseits Verwandtschaft mit Stämmen des Schari-Beckens zeigt. Eine Mittelstellung bilden das Wándala, das Gámergu (schon im englischen Gebiete) und das Mattafall. Der Westflügel umfaßt meist Sprachen des englischen Gebiets, wie Anyok-Bedde, Kerrikerri-Fika-Boleo-Oli, Babir-Margi und Ngesem. Auch das Batta und das damit verwandte Sani sind hierher zu ziehen.

Von der Logon-Gruppe völlig verschieden ist die Falli-Gruppe, zu der außer dem Falli selbst die Sprachen der Tengelin, Giddir, Dabba, Kolla, der Dama in Bubandjidda, der Namdji und Bokko gerechnet werden. Ob auch Durru, Mundáng (auch Mbana genannt) und Túburi hierher gehören, ist zweifelhaft.

Auch das Mbum hat vieles mit dem Falli gemeinsam. Barth schließt die Sprachen der Baia, Bute (wohl die Wute Morgens), Yangere, Meiwa und Wuna mit den Mbum zu einer Sprachgruppe zusammen. Die Wohnsitze der drei letztgenannten Völker sind uns so unbekannt wie ihre Sprachen; das Barth'sche Urteil läßt sich also nicht kontrollieren.

Das Fulfulde, das vielleicht mit dem Somali in Ostafrika verwandt ist,[210]) ist in Adamaua die herrschende Verkehrssprache neben dem Haussa, der Sprache der Haussa-Händler.

Wo die beiden Sprachkreise zusammentreffen, haben sich natürlich nicht selten erhebliche Beeinflussungen ergeben. Dies

trifft z. B. besonders auf die Bali-Sprache zu, wenn die Beobachtungen von Zintgraff und Hutter zuverlässig sind. Dem



Beseitigung des Waldbestandes am Berghang zum Zwecke der Anlage einer Plantage.

Wortschatz nach ist das Bali entschieden eine Bantusprache. Aber die Präfixe, obwohl zum Teil noch vorhanden, sind tot.

Eine Pluralform wird nicht mehr gebildet. Die charakteristische Konkordanz der Bantusprachen ist verschwunden usw.

Überblicken wir die gesamten Sprachverhältnisse, so ergibt sich, daß in der Kolonie wahrscheinlich weit über 70 verschiedene Sprachen gesprochen werden. Zumal für den Expeditionsführer, der größere Strecken des Landes durchzieht, ergeben sich aus dieser Sprachenzersplitterung recht erhebliche Unbequemlichkeiten. So konnte Morgen sich beispielsweise mit Ngila, dem Oberhäuptling der Wute, nur so verständigen, daß er zu einem Haussa-Mann englisch sprach, dieser seine Worte auf Haussa einem Fulla-Weibe übermittelte, die ihrerseits sie auf Fulfulde einem Wute-Mann mitteilte. Erst aus dessen Munde gelangten sie zu Ngilas Verständnis. Man bedenke, wieviel folgenschwere Mißverständnisse durch diesen langen Umweg über soviel verschiedene Ohren und Intelligenzen entstehen können, ja beinahe müssen, selbst wenn die Dolmetscher allesamt ehrlich verfahren.

Für die deutschen Regierungsbeamten und die Geschäftsleute, deren Tätigkeitsbereich auf ein engeres Gebiet beschränkt ist, liegt die Sache ja etwas günstiger. Sie haben es nur mit wenigen Stämmen zu tun und arbeiten meist mit erprobten Dolmetschern, solange sie nicht selbst wenigstens der Hauptsprache ihres Distrikts mächtig sind. Das letztere sollte allerdings die allgemeine Regel sein. Statt dessen bedienen sich die meisten Deutschen leider auch heute noch im Verkehr mit den Eingeborenen — in einer d e u t s c h e n Kolonie — des scheußlichen Küsten-Englisch, einer verdorbenen und mit Wörtern von allerlei Herkunft durchsetzten Sprache. Welch schaudervoller Jargon das ist, mag aus einigen Proben erhellen. Me heißt nicht nur „mir" und „mich", sondern auch „ich". Ebenso werden die Akkusativformen der übrigen persönlichen Fürwörter statt des Nominativs gebraucht. Man sagt also me be (ich bin), them be (sie sind). Die Eigenschaftswörter werden mit to pass (übertreffen) kompariert, der Superlativ mit too much gebildet, z. B. that town be big too much (diese Stadt ist am größten). Das Zeitwort wird nicht mehr abgewandelt,

die Vergangenheit bleibt unbezeichnet, das Futurum wird mit to live for umschrieben: me live for come (= ich werde kommen). For und from sind die einzigen Präpositionen, die für alles dienen müssen. Dazu kommen viele besondere Wörter wie chop (Essen), hammock (Brücke), sabe (wissen), dash (Geschenk), und allerhand den Negersprachen nachgebildete Redewendungen wie sick catch me for belly (= Krankes faßt mich am Leib = ich habe Leibschmerzen) usw. Kurz, ein schreckliches Kauderwelsch! Glücklicherweise erziehen jetzt die Regierungsschulen je länger je mehr Schwarze zur Kenntnis der deutschen Sprache, die dann als Dolmetscher dienen können, so daß dieser Unfug nach und nach verschwinden wird. Auch sieht die Regierung immer mehr darauf, daß ihre Beamten wenigstens eine der Eingeborenensprachen, etwa Duala für die Küste und Haussa für das Binnenland, erlernen.

Man darf übrigens nicht glauben, daß der Wortschatz der Eingeborenensprachen gering sei und eine genaue Verständigung nicht zulasse. Ich habe beispielsweise ein Wörterbuch des Duala gesammelt, das mehr als 12000 verschiedene Ausdrücke umfaßt, und die Sprache der Haussa und anderer höher kultivierter Afrikaner ist noch viel reicher.

Bei manchen afrikanischen Stämmen bestehen übrigens besondere Geheimsprachen, deren Kenntnis auf gewisse religiöse Geheimbünde beschränkt zu sein pflegt oder die nur bei kultischen Handlungen Verwendung finden.[211]) Hutter erwähnt z. B. eine Geheimsprache der Bali.

Bei der großen Zersplitterung der Sprachen ist es nicht verwunderlich, daß die Zeichensprache bei vielen Stämmen in hohem Grade ausgebildet ist, so daß über einfache Gegenstände des gewöhnlichen Lebens auch ohne Worte meist leicht eine Verständigung erzielt werden kann.[212]) Man krümmt z. B. die fünf Finger einer Hand zu einem Kreise zusammen und sieht hindurch: sofort weiß der Neger, daß ein Ei gemeint ist. Leckt man mit der Zunge am Zeigefinger, so bedeutet dies „Salz" usw. Die Zahlen werden mit den Fingern bezeichnet, aber bei den Bali z. B. anders als bei den Banyang oder

bei den Bakwiri oder den Wute. Um z. B. eins zu bezeichnen, strecken die Bali und die Bakwiri den Zeigefinger der rechten Hand aus und schlagen die übrigen ein; die Banyang benutzen dazu den kleinen Finger.[213])

Ein Verständigungsmittel auf weite Entfernungen ist die Trommelsprache. Eine große Holztrommel, die zwei Töne von verschiedener Höhe gibt, wird mit zwei Schlägeln rhythmisch bearbeitet. Die dadurch entstehenden weithin schallenden Klangbilder können durch den Wechsel der Tonhöhe und des Rhythmus, die Zahl der Schläge und angemessene Pausen unendlich variiert werden, analog etwa wie die Striche und Punkte des Alphabets der Telegraphisten. Indem man nun eine Reihe bestimmter Kombinationen auswählte und sich über ihre Bedeutung vorher verständigte,[214]) schuf man ein praktisches, besonders für Kriegszeiten wichtiges Mittel zur schnellen Verbreitung von Nachrichten nach allen Seiten hin, indem jedes Dorf, das das Trommeltelegramm empfängt, es seinerseits auf dem gleichen Wege weitergibt. Die Trommelsprache der Duala ist bereits genau aufgenommen und ein Vokabular derselben in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ (Band XI, S. 1 ff.) veröffentlicht worden. Auch bei den Bakwiri findet sich die Sprechtrommel fast in jeder Hütte, und fast alle erwachsenen Männer sind mit der Trommelsprache vertraut. Dasselbe berichtet Morgen von den Yaunde, während Hutter merkwürdigerweise weder im Waldlande noch in den Baliländern davon etwas bemerkt hat. Dagegen erzählt Zintgraff, daß die heidnischen Eingeborenen in der Gegend südlich von Takum (im englischen Gebiet, nahe der deutschen Grenze) kleine Holzflöten zu demselben Zwecke der Fernverständigung benutzen.

Bis zur Erfindung der Schreibkunst haben es die Eingeborenen nirgends gebracht. Nur die Haussa und die Fulbe schreiben ihre Sprache, und zwar benutzen sie dazu die arabischen Buchstaben. Doch ist auch bei ihnen die Ausübung dieser Kunst gewöhnlich auf die „Malams“ (s. oben S. 124) beschränkt. Soweit die Eingeborenensprachen Unterrichtsgegenstände in

Regierungs- und Missionsschulen geworden sind, wie z. B. das Duala, werden sie mit lateinischen Buchstaben geschrieben.

Es ist selbstverständlich, daß unter solchen Umständen auch von einer eigentlichen Literatur bei den Eingeborenen nicht die Rede sein kann, da man für die Überlieferung etwaiger poetischer und prosaischer Kunstschöpfungen sich auf das Gedächtnis angewiesen sah. Doch verfügt fast jeder Stamm über einen reichen Schatz von Sprüchwörtern, die meist überraschende Ähnlichkeit mit den unsrigen haben. So sagen die Haussa z. B.: „Des Weibes Stärke liegt im Munde.“ „Selbst ein König ist nicht klüger als ein Weib.“ „Wer einen König zum Freunde hat, ist selbst ein König.“ „Hunger macht einen Knaben zum Greise.“ „Ansehen ist nicht essen.“ „Jedes Ding hat eine Zeit, wo es kommt.“ „Geduld ist die Arznei gegen (die Unbilden der) die Welt.“ „Wer Wasser will, muß zum Behälter gehen.“ „Wer einen Dorn angreift, den greift der Dorn an.“ „Ein freundliches Wort bringt (selbst) einen Hasen auf den Markt.“ „Einer hat Fleisch und kein Feuer zum Braten; der andere hat Feuer, aber kein Fleisch zum Braten.“ „Die Lüge trägt wohl Blüten, aber keine Früchte.“ „Jeder fängt Fische für die eigene Kalebasse.“ „Wer kein Blut sehen mag, soll nicht ins Schlachthaus gehen.“ „Wenn du den Bart deines Bruders Feuer fangen siehst, so benetze den deinigen mit Wasser.“ „Wen einmal eine Schlange gestochen hat, der läuft schon, wenn er einen schwarzen Lappen sieht.“ „Wenn du eine Grube der Bosheit graben willst, so mache sie klein, denn du weißt nicht, ob du nicht selbst hineinfällst.“ „In bloßer Hand kann man kein Feuer tragen“ (d. h. mit leeren Händen darf man nicht vor Gericht kommen). „Wer des Königs Kolanüsse ißt, muß auch für ihn in den Krieg“ usw. usw.

Sicherlich finden sich auch bei vielen Stämmen, wie sonst in Afrika, Sagen über die Erschaffung der Welt, der ersten Menschen und über die Wanderungen und wichtigsten Erlebnisse aus der Stammesgeschichte. Aber bisher ist nichts davon gesammelt worden. Auch von ihren Tierfabeln und Märchen

— die bei allen Afrikanern sehr beliebt sind — ist erst wenig bekannt geworden[215]). Wie sonderbar diese mitunter mit den unsrigen übereinstimmen, habe ich gelegentlich einer Besprechung der deutschen Fabel vom Wettlauf des Hasen und des „Swinegel" nachgewiesen, die sich (natürlich mit anderen Akteurs) genau so auch in Kamerun und in China findet[216]). Um von der Art dieser Produktionen, die auch auf die Denkweise der Neger ein helles Licht werfen, dem Leser ein Bild zu geben, übersetze ich möglichst wortgetreu ein Märchen der Duala und eine Tierfabel der Haussa.

Der Mann mit den zwei Frauen.

Märchen der Duala[217]).

Zwei Frauen hatten ein und denselben Mann geheiratet und zankten sich sehr oft miteinander. Eines Tages ging die eine zu dem Hause einer alten Frau, das tief im Walde lag. Zu der sprach sie: „Mutter, ich bin eine arme Frau. Hilf mir aus aller meiner Traurigkeit!" Die Alte aber hatte gerade die Pocken und sprach zu ihr: „Bleibe bei mir, bis meine Pocken geheilt sind." Da begann die Frau der Alten Arznei zu geben, bis ihre Pocken heil waren.

Eines Tages nun war die Frau sehr hungrig und sprach zu der Alten: „Ich bin so sehr hungrig." Die Alte sprach zu ihr: „Geh, nimm Rinderkot und Sand und tue beides in einen Topf." Und sie tat genau so, wie die Alte geboten hatte und tat die Sachen in einen Topf. Da ward der Rinderkot zu Rindfleisch und der Sand zu Reis, und sie begannen beide zu essen.

Als sie ihr Mahl beendet hatten, sagte die Frau zur Alten: „Mutter, deine Pocken sind geheilt. Ich will nun wieder nach Hause gehen."

Die Alte erwiderte: „Ja, ich will dir den Segen geben, um deswillen du gekommen bist." Und sie schickte die Frau zu dem Ort, wo sie ihre Eier aufbewahrte und sprach zu ihr: „Wenn du hinkommst, werden alle Eier viele Worte machen.

Sagt aber ein Ei: „Nimm mich! Nimm mich!“ so nimm es nicht. Das Ei aber, welches zu dir sagt: „Nimm mich nicht! Nimm mich nicht!“ das sollst du nehmen.“

Als die Frau nun dorthin kam, begannen alle Eier zu sprechen. Die einen sagten: „Nimm mich!“ die anderen: „Nimm mich nicht.“ Sie aber nahm ein Ei, welches gesagt hatte: „Nimm mich nicht“, ging zurück zu der Alten und sagte ihr, daß sie ein Ei genommen, das da gesprochen habe: „Nimm mich nicht!“

Da sprach die Alte zu ihr: „Nimm das Ei und gehe heim! Wenn du in euer Haus kommst, so laß deinen Mann einen Platz von Gebüsch und Gras säubern und wirf danach das Ei dort auf den Boden. Dann wird dort ein großes Haus entstehen.“

Als die Frau nach Hause kam, tat sie also. Und (wirklich) entstand ein großes Haus aus dem Ei. Da begann ihr Mann sie zärtlich zu lieben.

Da nun die andere Frau dies sah, begab sie sich gleichfalls zu der Alten und sprach zu ihr: „Ich möchte auch ein Haus von dir haben.“ Die Alte erwiderte: „Ja, aber erst mußt du die Pocken waschen, die ich auf dem Leibe habe.“ Das aber wollte sie nicht tun und war erstaunt, daß die Alte ihr eine solche Arbeit zumutete. Schließlich tat sie es zwar, aber sie wusch die Pocken nicht rein und spie fortwährend dabei aus. Die Alte sah alles, was die Frau tat, sagte aber nichts dazu.

Als nun die Frau mit dem Waschen der Pocken fertig war, sagte sie: „Ich bin hungrig.“ Und die Alte gebot (auch) ihr, Rinderkot und Sand in einen Topf zu tun. Die Frau mußte sich großen Zwang antun, um diese Arbeit auszuführen, denn sie ekelte sich vor dem Rinderkot. Deshalb nahm sie Bananenblätter und tat damit den Rinderkot und den Sand in den Topf. Das gefiel der Alten garnicht, aber sie ließ ihre Unzufriedenheit mit keiner Miene merken.

Da nun das Essen fertig war, wollte die Frau nichts davon genießeu, sondern sagte zu der Alten, sie wolle heimgehen. Hier sterbe sie Hungers und könne deshalb nicht bleiben. Die

Alte war damit einverstanden, schickte sie aber zuvor an den Ort, wo sie ihre Eier aufbewahrte. „Wenn du dorthin kommst," sagte sie, „so nimm ein Ei, welches spricht: ‚Nimm mich nicht! Nimm mich nicht!' Aber ein Ei, welches spricht: ‚Nimm mich! Nimm mich!' — das nimm auf keinen Fall."

Als die Frau an den Ort kam, wo die Eier waren, hörte sie ein Ei sagen: „Nimm mich nicht! Nimm mich nicht!" Aber sie hörte auf ein anderes Ei, das da sagte: „Nimm mich! Nimm mich!" Das nahm sie.

Als sie darauf zu der Alten kam, wollte sie ihr das Ei nicht zeigen. Und als die Alte sie fragte, ob sie ihr das Ei nicht zeigen wolle, gab sie ihr gar keine Antwort. Da sprach die Alte: „So schlecht wie du deine Sachen gemacht hast, so schlecht wird es dir auch ferner ergehen."

So ging die Frau heim. Zu Hause angekommen, sprach sie zu ihrem Mann: „Nun wirst du mich wohl auch so lieb haben wie jene andere. Denn ich bringe dasselbe mit, was sie mitgebracht hat." Dann fuhr sie fort: „Laß die Leute einen großen Platz klären!" Nachdem dies geschehen war, ergriff sie das Ei und warf es zu Boden. Aber diesmal entstand kein Haus daraus, sondern Kriegsleute. Die schlugen die Frau, schossen mit ihren Gewehren auf das ganze Dorf und kehrten dann wieder in das Ei zurück. Zum zweiten Mal warf sie das Ei zu Boden. Aber wieder erschienen die Krieger und fingen an zu schießen. So geschah es sieben Tage lang, und viele Leute wurden getötet.

Die Wenigen, welche übrig geblieben waren, begaben sich zu der Alten und fragten: „Was ist das für ein Ei, das du dem Weibe gegeben hast?" Und sie antwortete: „Sie kam in mein Haus, war frech und unfolgsam, und als ich sie zu meinen Eiern schickte, nahm sie das, welches sie nicht nehmen sollte. Geht jetzt heim, und wenn die Krieger euch wieder etwas zu Leide tun wollen, so sprecht nur „die Alte", und sie werden von euch ablassen." —

Unleugbar zeigt dies Märchen — wenn auch am Schluß die Straffheit der Komposition etwas nachläßt — entschieden



Anlage einer Plantage.

literarische Begabung. Die Moral — Belohnung der Dienstwilligkeit und Folgsamkeit und Bestrafung des Hochmutes und Ungehorsams — könnte sich auch in Europa sehen lassen. Schließlich ist die Ähnlichkeit des Motivs mit unserm Märchen von der „Frau Holle“ ziemlich auffällig.

Der Streit zwischen Papier, Feder und Tinte.

Eine Haussa-Fabel.

Papier, Feder und Tinte hatten sich Häuser gebaut, ein jedes nach seiner Art. Sie lebten in Freundschaft miteinander, und nichts konnte ihre Eintracht stören. Aber einstmals gerieten Feder und Papier miteinander in Streit. Das Papier sprach: „Es paßt mir nicht, daß du mir auf den Rücken steigst und Striche darauf machst.“ Die Feder antwortete: „Ich hatte meine Nase (im Original: Mund) in das Haus der Tinte gesteckt, und als ich sie wieder herauszog, war sie ganz schwarz geworden.“ Da sprach die Tinte: „Warum, liebe Feder, willst du Feindschaft stiften zwischen mir und dem Papier? Wenn du deine Nase in dein eigenes Haus stecken wolltest, gäbe es unter uns keinen Streit. Aber du betrittst jedes Haus wie ein Dieb.“ Die Feder erwiderte: „Das kommt davon, daß ich eine Seele habe.“ „Du verstehst zu lügen,“ antwortete die Tinte. „Du sagst, du hättest eine Seele? Für was hältst du dich eigentlich?“ Da sprach die Feder: „Du weißt es freilich nicht, aber ich bin so gut wie eine lebende Seele. Jeden Tag ergreift mich mein Herr, und er ist es, der mich in dein Haus entsendet. Komme ich dann heraus, so mache ich Striche auf dem Rücken des Papiers, was diesem so sehr mißfällt, so daß es mich immer einen Schmutzfinken heißt. Ich lasse mich aber von euch nicht zur Rede stellen. Bleibt, wo ihr seid.“ So schieden sie voneinander, und jeder zog sich in sein Haus zurück. —

Hätte Andersen diese Fabel geschrieben, so würde man sie wahrscheinlich ganz geistreich und reizend finden. Das aber wird jeder zugestehen müssen, daß sie zu der Vorstellung, die man

sich gewöhnlich von den geistigen Fähigkeiten des Afrikaners macht, nicht passen will, daß also diese Vorstellung einer gründlichen Korrektur bedarf.

In den Tierfabeln spielt gewöhnlich die Zwergantilope oder die Schildkröte die Rolle unseres Reinecke Fuchs, wie in Ostafrika der Springhase.

Auf dem Gebiete der Poesie sind die Leistungen unserer Kameruner geringer, mit Ausnahme der Haussa und der Fulbe — wenigstens soviel wir bis jetzt wissen. Kurze Tanzlieder, Marschlieder, Ruderlieder, Liebeslieder, Spottlieder, Klagegesänge, Kriegsgesänge findet man überall, und am Improvisieren von Gelegenheitsgedichten finden die Eingeborenen allerorten großes Gefallen. So sangen Morgens Leute nach seinem Zuge zu Ngila:

„Mögen Felswände sich uns entgegenstellen:
Massa besiegt sie;
Mögen reißende Flüsse unsern Marsch hemmen:
Massa bringt uns hinüber;
Mögen Menschen uns irreführen:
Massa durchschaut sie, usw."

Die Tanzlieder sind meist Wechselgesänge, die mit der Tanztrommel begleitet werden. Die Mitteilung eines solchen Tanzliedes der Bakwiri verdanke ich Herrn Geometer J. Scholze[218]. Es lautet:

Eine Frau singt: Wir führen einen Tanz auf.
Alle Frauen: Wir führen einen Tanz auf.
Alle Männer: Die Frauen essen ein Schwein.
Alle Frauen: Wir singen beim Mondschein und essen viele Schweine.
Männer und Frauen: Die Frauen essen Ziegen und Schafe, ja, ja, ja, wir singen viel.

Dies letztere (im Originaltext = eee, eee, mindálelo) wird nach folgender Melodie gesungen:



Nach einer Pause singen alle: ngóaye eee, ngóaye eee usw.

Auch die kultischen Handlungen werden vermutlich durch Gesänge begleitet, doch ist es schwer, darüber etwas Näheres zu erfahren.

Größere Poesien, meist religiösen oder geschichtlichen Charakters haben — unter muhammedanischem Einfluß — besonders die Haussa aufzuweisen. Der Engländer Robinson hat einen ganzen Band solcher Poesien gesammelt und veröffentlicht. Auch der bereits früher genannte deutsche Gelehrte Herr Prietze hat eine größere Anzahl Kriegslieder aus dem Munde der Haussa aufgezeichnet, die aber meines Wissens noch der Veröffentlichung harren[219]). Der englische Geistliche J. E. John hat die Elegie eines unbekannten Haussadichters über die Armut aufgezeichnet, die ich in ziemlich wortgetreuer, metrischer Übersetzung hier wiedergebe:[220]).

Armut.

Schwarz ist die Armut, haarig, voller Zähne,
Mit breiter Brust und Höckern auf dem Rücken.
Ihr Name ist der Aufschrei: „Nichts zu essen“,
Und wenn sie schwanger wird, gebiert sie Not.
Dick ist ihr Leib, der Hals ist eng und dünn,
Ihr Ausseh'n schmutzig. Niemand hat sie gern.
So schmutzig ist sie wie der Nupe Töpfe,
Und ihre Krokodilshaut macht mir Grauen.
Stinkkäfer und Stinkratten hauchen schwerlich
So gräßlichen Gestank aus wie die Armut.
Die Armut heißt dich fremde Gunst umwerben
Von Leuten, die du haßt und die dich hassen.
Die Armut wandelt dich zum Heuchler um
Und legt dir Zaumzeug an, das dich entehrt.
Armut erniedrigt dich vor deinem Freunde
Und gönnt dir niemals die ersehnte Ruhe.
Sie treibt dich aus der Heimat in die Ferne.
Denn wer allein verläßt sein trautes Heim?
Nur der fürwahr, der nichts sein eigen nennt —

Religiöses Leben.

Über keine Seite des geistigen Lebens der Neger ist es schwerer ins reine zu kommen als über seine religiösen Vorstellungen. Natürlich scheiden wir die Muhammedaner hier aus, obwohl ihr Muhammedanismus meist kaum etwas anderes ist als ein rein äußerlicher Firnis, unter dem eine dicke Schicht waschechten Heidentums liegt.

Da wir von den meisten Völkern des Schutzgebiets in dieser Beziehung noch so gut wie garnichts wissen, so wären generelle Urteile hier noch mehr als anderwärts verfrüht, und wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, die religiösen Verhältnisse eines Volkes genauer zu betrachten und dabei anzumerken, was wir etwa Abweichendes bei andern bereits gefunden haben.

Ich wähle dazu den Bantustamm der Bakwiri, weil wir über denselben verhältnismäßig am besten orientiert sind[221]).

Die Bakwiri glauben an das Dasein Gottes, den sie Loba nennen, aber nicht verehren; denn Gott zürne ihnen und wolle nichts mehr von ihnen wissen. Ist aber ein Bakwiri in großer Not, so ruft er nach Gott: E Loba. Auch die Duala kennen den Loba. Den Donner nennen sie ngad' a Loba (Gottes Gewehr) und, wenn es blitzt, so sagen sie Loba di ma-motimelo (Gott läßt es leuchten). Doch bedeutet Loba in ihrer Sprache daneben auch „Himmel“ und „Geschick“. So sagen sie: di Loba lam, das ist mein Schicksal. Außerdem glauben sie aber auch an einen strafenden Gott, den Nyambe, den auch die Subu kennen (wie auch die Kongo-Neger und

die Herero). Auch von den Bali-Völkern berichtet Hutter, daß sie die Existenz eines höheren Wesens annehmen, dessen Vorstellung indessen gänzlich unklar sei; bald sei es „der böse Geist“, bald seien es „die Verstorbenen“. Die Yaunde verehren nach Morgen „keine bestimmte Gottheit, sondern fürchten nur eine böse, finstere Macht, die ihrem sonst so sorglosen, fröhlichen Leben ab und zu hindernd in den Weg tritt.“

In Adamaua wird von den Heiden stellenweise eine Gott-



Wohnhaus der Leiter einer Pflanzung im Innern der Kolonie.

heit Dodó verehrt, die nach Vogel „ein Kollektivum der Seelen aller Verstorbenen“ zu sein scheint. In den oben erwähnten Haussa-Märchen tritt er meist als böser Geist auf, der in der Wildnis wohnt und in die Dörfer kommt, um Menschen zu fressen. Doch tut er mitunter unschuldigen Menschen auch Gutes und beschenkt sie mit allerlei Kostbarkeiten. Auch als bösen Wassergeist sehen wir ihn auftreten.

Die Bakwiri glauben, daß Loba die Erde und alles, was darauf ist, geschaffen hat und die Gestirne in ihren Bahnen

lenkt. Weil Loba aber den Menschen nicht half, machten sich die Bakwiri Götzen. Doch scheint der Götzendienst bei ihnen heute verschwunden zu sein; nur noch selten findet man Götzenfiguren. Bei anderen Stämmen sind die letzteren dagegen häufig. Dahin gehören sicherlich auch die früher erwähnten Fetischsäulen in den Versammlungshäusern der Bakundu und der Batom. Bei den Banyang sind Götzenfiguren, unter Dächern aufgestellt (s. Seite 146), besonders häufig. Oft treten sie hier paarweise, männlich und weiblich, auf. In den Bali-Ländern dagegen wie bei den Mabum fehlen bildliche Darstellungen von Götzen wieder vollständig. Dem Dodo bauen die im Süden von Yakoba wohnenden Heidenstämme des Sudans (nach Vogel) in Hainen von Baumwollbäumen kleine, fest verschlossene Hütten, in denen ein oben in drei Zweigen auslaufender Pfahl steht. Auf demselben befindet sich ein Töpfchen und neben ihm zwei kleinere Tongefäße. Die Pfähle — ohne Hütte und Hain — finden sich auch (mit Federn geschmückt) zahlreich auf den Feldern der Batta und der Falli, sowie (mit Maiskolben behangen) in jedem Gehöft der Dekka, und schließlich hat Hutter sie auch in den Bali-Ländern gefunden. Die Margi haben zwar heilige Haine, doch fehlen Hütte und Fetisch. Doch ist bei ihnen wie bei den Musgu auch eine lanzenähnliche Stange der Hauptfetisch. Bei den Yelu, Kolla und Dekka sah Passarge auf den Feldern häufig mit Gras zusammengebundene Holzstücke und Steine, ferner Grasdächer auf Pfählen, die nach ihm mit dem Fetischdienst in Verbindung zu bringen sind.[222])

Neben Loba kennen die Bakwiri den Mukasse, eine Art Teufel, der in einer tiefen Schlucht wohnt, durch welche das Totenreich (mundi ma bedimo) von der Oberwelt (wase) geschieden wird. Sie stellen ihn sich als ein mächtiges, menschenähnliches Wesen von riesiger Gestalt und weißem (!) Aussehen vor. Über die Schlucht, die er bewohnt, führt ein Baumstamm, also nach unseren Begriffen eine Brücke, in das Jenseits. Wenn die hinabwandernden Seelen der Abgeschiedenen diese Brücke überschreiten, trachtet Mukasse sie in den

Abgrund zu reißen. Hat nun eine Seele Furcht, so packt er sie am Unterkiefer und renkt ihn aus. Wenn daher ein Toter den Mund offen gelassen hat, so sagt man: a nongi mo modumba (= er hat ihn am Munde ergriffen =) er hat ihn überwunden. Kommt er dann ins Geisterreich, so wird er dort ausgelacht und verspottet. Schreitet die Seele aber mutig vorwärts, so reicht ihr Mukasse schließlich die Hand und geleitet sie selbst in die Unterwelt. Um den Kampf mit Mukasse besser bestehen zu können, gibt man Häuptlingen und Zauberern stets, anderen Leuten nur auf Verlangen, ein Buschmesser in die Hand, wenn sie im Sterben liegen.

Neben dem Loba und dem Mukasse verehren die Bakwiri ebenso wie die andern Stämme viele Geister, die sie (wie die Duala) Bedimo (Einzahl Edimo) nennen. Sie erscheinen nicht selten in Menschengestalt und tun den Leuten Schaden und Schabernack, aber zuweilen auch Gutes. Der vornehmste unter ihnen ist der Yenku, von dessen Kult bereits früher die Rede gewesen ist. Er soll im Busch wohnen und allgegenwärtig sein. Auf dem Kamerunberg wohnt ferner ein Geist, der früher ein feuriges Aussehen gehabt haben soll, jetzt aber nur in weißer Gestalt erscheint. Im Meere leben ferner Wassergeister. Wen sie lieben, den holen sie — wie unsere Nixen — zu sich (er ertrinkt). Böse Geister hausen nach dem Glauben der Bakwiri auch in den Geistesgestörten, sowie in manchen Tieren, wie dem Schimpansen, Elefanten, Leoparden und der Eule. Ein Kobold, der im Walde lebt, ist der Ekelekete der Duala. Die Banyang haben auch einen Wassermann, mit dem sie sogar Handel treiben, sowie rote Wassernixen mit langen, gelben Haaren. Sie wohnen in kleinen Tümpeln im Urwald und verschwinden beim Anblick der Menschen[223]).

Wie der Yenku-Orden bei den Bakwiri eine große Bedeutung besitzt, so werden vermutlich auch bei anderen Stämmen ähnliche geheime religiöse Verbindungen bestehen, wenn wir auch noch nichts davon wissen.

Auch über den Kult ist bisher wenig bekannt. Bei den Heiden Adamauas ist der Brauch, an Steinen zu opfern, nach

Passarge allgemein. Bei den Dekka im Tschebtschi-Gebirge hat jedes Hauswesen in dem Busch in der Nähe des Dorfes seinen Opferplatz, ein sechs Fuß langes, drei Fuß breites Rechteck aus platten, in Abständen von einander aufgestellten Steinen. Hier werden der Gottheit gebratene Hühner und saftige Hammelkeulen nebst einem Topf Bier dargebracht, die dieselbe über Nacht entgegenzunehmen geruht, wenn sie dem Spender huldreich gesinnt ist. Die Opferzeremonien besorgt der schon früher (s. Seite 122) erwähnte Zauberer, der natürlich für seine Mühe reiche Geschenke empfängt. Die Bali-Völker opfern Hühner und Schafböcke beim Abschluß von Verträgen und Blutsfreundschaften. Von besonderen Kultgeräten erwähnt Hutter eines (S. 430), das fast wie ein Wurfeisen (s. u.) aussieht. Die großen Feste, wie das Saat- und das Erntefest, werden stets durch allerhand Kultakte eingeleitet.

Alljährlich finden, wie es scheint, einmal große Fetischfeste statt, an denen kein Sklave, kein Weib und kein Unerwachsener teilnehmen darf. So bei den Yaunde.

Der Glaube an ein Fortleben der Seele scheint weit verbreitet, wenn nicht allgemein zu sein. Die Bakwiri stellen sie sich als sehr lang und weiß vor und bezeichnen die abgeschiedenen Seelen gleichfalls mit dem Namen Edimo, so daß die Vermutung nahe liegt, daß wir es bei der oben besprochenen Geisterverehrung vielleicht mit einer Art von Ahnenkult zu tun haben. Auch die Duala kennen ein mundi ma kwedi, ein Dorf der Gestorbenen. Sie leben in der Unterwelt unter der Erde genau so wie die Menschen der Oberwelt in Dörfern und Städten. Doch kommen nur die Seelen der Reichen in die Geisterstadt. Dagegen kommt die Seele eines Bakwiri, der im Busche starb oder wegen Armut keine Ziege mit ins Grab bekam, in einen Schimpansen. Der hier bekundete Glaube an eine Seelenwanderung wird auch durch Angaben von anderer Seite belegt. So sollen die Banyang Scheu tragen, gewisse Vögel zu töten, weil es tote Menschen seien. Auch glaubt man, daß wenn ein Banyang fern von der Heimat stirbt, er sich in einen Vogel verwandle, seine Vaterstadt so wiederaufsuche und nach

zwei Monaten seine frühere Gestalt, aber in geistiger Verklärung, wieder annehme.

Die Wiederkehr der Seelen wird von vielen Stämmen behauptet und sehr gefürchtet. Wer bei den Bakwiri eine Seele sieht, muß sterben. Damit sie nicht Hunger leiden, bringt man ihnen öfters Nahrungsmittel in den Busch. Von einem mächtigen Häuptling wurde erzählt, er sei aus dem Jenseits wiedergekehrt, um sich einige Bekannte zum Umgang zu holen. Einer nach dem andern starb (wahrscheinlich durch Zauberer getötet). Schließlich zogen die Leute in den Busch und schossen ihre Gewehre nach allen Seiten hin ab, um die Seele des Häuptlings zu verjagen und dem Sterben ein Ende zu machen. Wenn ein Mann ohne erkennbare Ursache stirbt, so glaubt man bei den Bakwiri — und dieser Glaube findet sich auch anderwärts —, daß ein Anderer seine Seele „gegessen“ habe (a dedi mudii mao). Diesen Seelenesser ausfindig zu machen, ist Sache der Zauberer, in deren Hände damit eine unheimliche Macht gelegt ist.

Dem Aberglauben ist angesichts dieser religiösen Vorstellungen natürlich der weiteste Spielraum gelassen. Hierher gehört zunächst das weit verbreitete Amulettenwesen, von dem bereits oben die Rede gewesen ist. Den dort angeführten Beispielen mögen hier noch einige hinzugefügt werden. Um junge Küchlein vor Raubvögeln zu schützen, steckt der Zauberer bei den Bakwiri drei halbe Eierschalen (von den ausgeschlüpften Küchlein herrührend) auf einen Stab und befestigt diesen in einer Fuge unter dem Dache. Eine geschnitzte Säule oder Grasbüschel sichern die Haustiere gegen Krankheiten. Ein Ölpalmzweig, so an einem der Dachsparren befestigt, daß die Blätter herabhängen, soll die Ziegen gegen Krankheit schützen und ihre Fruchtbarkeit erhöhen. Daß es Unglück bedeutet, wenn eine Kalebasse von der Wand fällt, ist schon früher erwähnt worden. In den Bali-Ländern glaubt man, daß es Krieg gebe, wenn der Häuptling bei einem Ausgang mit dem Fuß an einen Stein stößt. Klappt man einem erlegten Elefanten eines seiner Ohren auf, so bringt das nach dem Glauben der Jäger Regen usw. usw.[224]).

Der **Islam** gelangte bereits im 12. Jahrhundert nach Kanem und drang seit dem 16. Jahrhundert in die Haussaländer ein. Er eroberte sich zunächst die Städte. Das Land war noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im Sudan vollständig heidnisch, als die Fulbe hereinbrachen. Durch sie wurde auch in Adamaua der Muhammedanismus gewissermaßen zur Staatsreligion erhoben. Vor dem Christentum hat der Islam — vom Standpunkt der praktischen Mission aus — den großen Vorzug, daß er dem konkret denkenden und abstrakten Philosophemen abgeneigten Neger leichter verständlich und seiner sinnlichen Veranlagung bequemer ist als jenes. Die islamitische Mission hat daher weniger Schwierigkeiten, die Geister für sich zu gewinnen. Ist der Neger aber erst einmal Muhammedaner geworden, so ist es unendlich viel schwerer, ihm für das Christentum Neigung einzuflößen. Die Bantustämme Kameruns laufen indessen kaum Gefahr, eine Beute der muhammedanischen Propaganda zu werden, soweit sie nicht auf der Hochebene wohnen, wie die Bali-Völker und die Yaunde. Die andern sind durch die natürliche Geländegestaltung vor dem Andringen des Islam vorläufig genügend geschützt.

Rechtsanschauungen und Rechtspflege.

Mit den Rechtsanschauungen der Eingeborenen steht es ähnlich wie mit ihren religiösen Vorstellungen. Nur von wenigen Stämmen haben wir bisher eingehendere Kenntnis in dieser Beziehung. Am besten kennen wir bisher das Recht der Bakwiri und das der Banoko (oder Banaka; und der Bapuku[225]). Mancherlei hat uns auch Hutter darüber aus den Bali-Ländern berichtet. Noch weniger wissen wir von den Rechtsanschauungen der Heidenstämme im Innern der Kolonie. Bei den Muhammedanern gilt natürlich das islamitische Recht.

Wir können demnach auch hier für die Darstellung keinen andern Weg einschlagen als den, daß wir derselben die Anschauungen eines Stammes der Küstenneger, wiederum der Bakwiri, zugrunde legen und die bisher bekannt gewordenen Abweichungen bei anderen Stämmen an der gegebenen Stelle anführen[226].

Was das Familienrecht[227]) anlangt, so kennen die Bakwiri nur die engeren Verwandtschaftskreise (Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester, Onkel, Tante). Die Verwandtschaft wird durch den Mutterstamm bezeichnet. Bei den Banoko (von den Bapuku gilt stets das nämliche) wird der engeren Blutsverwandtschaft (ijawē genannt) ein weiterer Kreis (ikaka) entgegengesetzt, der auch die angeheirateten Personen umschließt. Blutsbrüderschaft, den Bakwiri und den Banoko unbekannt, ist dagegen in den Bali-Ländern üblich, wie Zintgraff und Hutter bezeugen[228]). Dagegen scheint Adoption nicht vorzukommen.

14*

Für Straftaten haften die Verwandten untereinander, bei den Banoko aber nur innerhalb der Ijawē. Doch gilt die Schuldhaftung bei den Bakwiri nur für den Bruder.

Alles Eigentum der Frau gehört ihrem Gatten; Frauen können weder erben noch vor Gericht erscheinen, auch haben sie keinerlei politische Rechte. Bei den Banoko kann der Mann seine Frau töten, hat aber dafür an ihre Ijawē den gesetzlichen Preis zu entrichten. Weib oder Tochter können hier auch für Schulden in Zahlung gegeben werden, nicht aber Bruder oder Sohn.

Bei den Bakwiri erbt der älteste Sohn vom Vater, danach der nächstälteste. Doch bekommt der älteste nur die Hütte und eine der Frauen; alles andere wird unter den Brüdern gleichmäßig verteilt. Dagegen hat der älteste Sohn bei den Banoko kein Vorzugsrecht, sondern nur der unter den Söhnen, der etwa zum Häuptling erwählt wird.

Hinsichtlich der Sklaverei ist zu bemerken, daß der Herr bei den Banoko das Züchtigungsrecht besitzt, aber nicht das Recht, den Sklaven zu verkaufen oder zu töten. Er hat Anspruch auf den Verdienst des Sklaven, haftet aber z. B. für einen Diebstahl desselben. Erwirbt ein Sklave Besitz (wozu auch Sklaven gehören), so fällt derselbe nach seinem Tode an seinen Herrn. Wie der Herr einen Sklaven wegen schlechten Betragens fortjagen kann, so hat umgekehrt der Sklave das Recht, seinen Herrn wegen schlechter Behandlung zu verlassen. Er hat Anspruch auf einen Teil seines Verdienstes, sowie das Recht, den Palavern beizuwohnen, muß sich aber in Gerichtsangelegenheiten von seinem Herrn vertreten lassen. Er darf heiraten und Vermögen erwerben, erlangt aber seine Freiheit nur durch (bisweilen öffentliche) ausdrückliche Freilassung; Freikauf ist nicht üblich.

Die Häuptlinge haben weder bei den Bakwiri noch bei den Banoko ein anderes Recht, als das, die Volksversammlung (das Palaver) zu berufen und zu leiten, in der jede Frage von allgemeinem Interesse beraten und entschieden wird. Das Palaver, dem jeder (auch Frauen) beiwohnen darf, entscheidet

auch über schwere Verfehlungen wie Mord, Totschlag, Diebstahl, Ehebruch, sowie über alle Ehefragen, Eigentumsverteilungen u. dergl. Selbständig kann der Häuptling nur in Angelegenheiten von geringerer Bedeutung entscheiden.

Das Land ist überall das gemeinsame Eigentum des Dorfes, Stammes, Distriktes. Auch Gras, Wald, Wild, Wasser sind Gemeingut. Nur die Palmen und Bananen, die einer pflanzt, sind sein persönliches Eigentum. Jede Familie kann von dem unbesetzten Lande ein Stück für sich auswählen und erwirbt durch die Bebauung desselben ein Eigentumsrecht (possessio, aber nicht dominium) an demselben, das aber erlischt, wenn es nicht mehr kultiviert wird[229]).

Als bewegliche Sache gilt bei den Banoko alles mit Ausnahme des Landes; dagegen nehmen die Bakwiri auch die Häuser aus. Bewegliche Sachen sind Familieneigentum und können gerichtlich eingezogen werden.

Verträge sind üblich, aber nur in mündlicher Form. Man schließt Dienstverträge, Kaufverträge, aber Darlehnsverträge scheinen nicht vorzukommen. Ist ein Kaufvertrag bei den Banoko durch einen Trunk oder ein gemeinsames Mahl besiegelt worden, so kann er ebenso wenig wieder rückgängig gemacht werden, wie wenn bereits ein Teil des Preises bezahlt ist. Bürgschaft ist überall bekannt. Wer sie leistet, muß mit seinem Vermögen eintreten, wenn der Beklagte zahlungsunfähig ist.

Da die Schreibkunst ja meistens unbekannt ist, so werden die Gesetze mündlich überliefert, und in zweifelhaften Fällen werden alte Leute, die als Kenner der Rechtssitten renommiert sind, vom Palaver um Auskunft ersucht.

Selbsthilfe scheint hauptsächlich in zwei Fällen erlaubt zu sein, nämlich in der Notwehr und bei der Blutrache. Die Gesetze der Blutrache sind sehr verwickelt und verschieden. So wird der Tod einer Ehefrau bei den Banoko durch ihren Gatten, bei den Bakwiri durch ihre eigene Familie gerächt. Bei den Bakwiri sind aktiv und passiv nur Männer der Blutrache unterworfen; bei den Banoko kann ein Weib (ja sogar

nur ein Kind) für einen Mann getötet werden und umgekehrt[230]). Doch ist die Blutrache durch ein unter beiden Teilen zu vereinbarendes Blutgeld sühnbar.

Zwischen dolus und casus wird nicht unterschieden; der Täter haftet sowohl für zufällige wie für absichtliche Schäden. Dagegen wird Unzurechnungsfähigkeit berücksichtigt. Dies gilt wenigstens von den Bakwiri.

Über die Kompetenzen der einzelnen Gerichtsherren wissen wir noch wenig. Die erste Gerichtsbarkeit scheint in der Hand des Dorfhäuptlings zu liegen, von welchem Appellation an die Volksversammlung oder — wo größere staatliche Verbände existieren — an den Oberhäuptling zulässig ist. Auch dieser scheint aber nicht ohne die Volksversammlung entscheiden zu können. Bei den Bakwiri werden die Unterhäuptlinge und die Ältesten als Schöffen hinzugezogen.

Alle Gerichtsverhandlungen beruhen auf Privatklagen. Auch Verbrechen wider das Leben werden nur auf Antrag verfolgt, wenigstens bei den Bali. Eine Ausnahme machen Verbrechen gegen das Gemeinwesen, Hochverrat, Beschädigung des Gemeinde-Bananenhaines und dergl. In solchen Fällen fungiert der Häuptling als öffentlicher Ankläger, ebenso bei Nichtachtung oder Verletzung religiöser Gebräuche.

Kläger und Beklagter müssen bei der Verhandlung zugegen sein. Der Häuptling (oder Oberhäuptling) beruft die Volksversammlung und läßt die Parteien durch Boten vorladen. Verbrecher werden überrascht oder nachts überfallen und gefesselt vorgeführt.

Der Häuptling leitet die Versammlung und trägt den Fall vor. Dann erhält der Kläger das Wort, worauf der Beklagte erwidert. In derselben Reihenfolge werden beide alsdann nochmals zum Worte verstattet. Ist der Beklagte ein schlechter Redner oder des Rechtes nicht genügend kundig, so darf er sich des Beistandes eines beredten Rechtskundigen bedienen. Auch der Häuptling kann, wie oben erwähnt, Rechtsgutachten von weisen alten Männern einfordern.

Als Beweismittel gelten — außer dem Geständnis des Be-

klagten — nur Zeugen und Gottesurteile. Einen eigentlichen Eid scheint man nicht zu kennen. Doch genügt z. B. bei den Bakwiri bei geringen Vergehen der Ausspruch „bei meinem Vater“ oder „bei meinem Kopfe“ zur Feststellung der Wahrheit. Etwas Ähnliches scheint auch bei den Banoko zu existieren. Verweigert einer die Abgabe einer solchen eidesstattlichen Versicherung, so hält man ihn für schuldig.

Die Gottesurteile (Ordale), denen beide Teile unterworfen werden können, sind bei manchen Stämmen, wo sie früher üblich waren, heute schon außer Gebrauch gekommen. So bei den Banoko. Doch findet sich bei ihnen noch eine Erinnerung an diese Sitte in der verschleierten Form, wie sich mancher Beklagte schuldig bekennt. Er verlangt nämlich einen (Gift-)Trunk, zieht sein Verlangen aber gleich darauf wieder zurück. Ein allgemeines „Aha“ zeugt von dem Verständnis der Versammlung für diesen Vorgang.

Die Ausführung der Gottesurteile geschieht bei den Bakwiri durch den Zauberer. Bei Diebstahl, Hurerei und Notzucht wird die Ölprobe angestellt, bei der der Beklagte seine Hand in heißes Öl zu stecken genötigt ist. Seine Unschuld gilt als erwiesen, wenn er keine Blasen bekommt. Nach Mitteilungen des Missionars Keller haben die Zauberer jedoch in einem Pflanzenpulver, das auf das Öl gestreut wird, ein Mittel, das Verbrennen der Haut zu verhüten. Bei anderen Verbrechen, z. B. bei der Anschuldigung der Hexerei, wird dagegen der Angeklagte gezwungen, ein Pflanzengift zu trinken. Auch bei den Wute kennt man die Giftprobe. In den Bali-Ländern scheinen die Gottesurteile nicht (oder nicht mehr) üblich zu sein, dagegen hat man hier den Gebrauch, durch Peitschenhiebe oder Einsperrung in manchen Fällen ein Geständnis zu erzwingen. Von den Fulbe erzählt Passarge,[251]) daß sie die giftigen Blätter eines auf Haussa gotska genannten Strauches zu Gottesgerichten benutzen. Auch bei den Bakwiri sollen nach Schwarz[252]) grausame Foltern üblich sein.

Das Urteil fällt schließlich der Häuptling. Natürlich spielen Willkür und Bestechung in dem ganzen Verfahren eine

große Rolle, da das geltende Recht oft zweifelhaft ist. Wo es auf Gottesurteile ankommt, haben die schlauen Zauberer den Ausgang der Sache völlig in der Hand. Bei den Banoko (und auch wohl bei anderen Stämmen) wird der Ausgang von Prozessen nicht selten zum Gegenstand von Wetten gemacht.

Gerichtskosten gibt es bei den Banoko nicht; bei den Bakwiri werden sie in Rum oder Vieh entrichtet.

Die üblichen Strafen sind sehr mannigfaltig. Die Bakwiri kennen z. B. Geldbuße, Vermögenskonfiskation, Einsperrung (selten), Prügel, Ohrabschneiden, Hängen und Enthaupten. Die Banoko haben dagegen eine viel reichhaltigere Skala: Verweis, Geldbuße, Prügel, die Füße in Hölzer legen, ein Bein mit einem schweren Block umschließen, schwere Ketten auf den Nacken legen, Gefängnis, öffentliche Verfluchung, Ertränken, Erschießen usw. Die Bali kennen die Einsperrung, die Zahlung von Bußgeld, die Versklavung und die Todesstrafe. Doch ist auch hier noch vieles unsicher.

Als Bußgeld zahlt man Schafe, Ziegen, Schweine, Geflügel, Kanus, Handelswaren aller Art wie Zeug und Pulver, aber auch Sklaven und Weiber. Die Buße erhält der Kläger; doch berichtet der Stationschef Leuschner, daß bei den Bakwiri die Gerichtsversammlung an den Bußen, die in Vieh gezahlt werden, Anteil habe.[233])

Was nun die Ahndung der einzelnen Straftaten betrifft, so fehlt es auch in dieser Beziehung meist noch an genauen Daten. Mord und Totschlag werden, wie es scheint, überall mit dem Tode bestraft. Bei den Bakwiri wurde der Mörder früher mit dem Buschmesser oder dem Schwerte enthauptet, bei den Banoko erschossen und sein Haus verbrannt. Den Totschläger nötigten die ersteren, auf einen Baum zu steigen, den Kopf in eine Schlinge zu stecken und sich selbst zu erhängen. Für die Tötung eines Nichtmitbürgers gilt indessen nur die Blutrache. Nur für Weiber wird mitunter ein Blutpreis — neben Lieferung eines anderen Weibes — angenommen. Wer dagegen (bei den Banoko) für einen getöteten Mann Sühnegeld nimmt, verfällt der Verachtung.

Verräter werden bei den Banoko öffentlich verurteilt und verflucht. Der Verräter seines Herrn wird geprügelt und fortgejagt.

Diebstahl wird in der Regel durch Geldbuße gesühnt. Doch schneiden die Bakwiri dem Dieb dazu ein Ohr ab. Merkwürdig ist, daß sie auch diebische Hunde und Katzen in dieser Weise verstümmeln.[234])

Auch Unzucht und Ehebruch werden mit Geld gebüßt. Wer bei den Bakwiri in flagranti erwischt wird, erhält zunächst



Faktorei der Firma Jantzen und Thormählen.

ein gehöriges Quantum Prügel. Ist der Sünder ein fremder Mann, so hat er dem beleidigten Ehegatten bei den Bakwiri 2—5 Ziegen zu zahlen, ein Verwandter kommt glimpflicher davon und büßt seine Untat durch ein Schwein. Incest wird wie Ehebruch bestraft, aber Entführung gilt — wenigstens bei der Banoko — als eine schwerere Verfehlung. Doch wird eine Bestrafung wegen Incestes öffentlich ausgerufen. Verführung eines ledigen, aber schon verkauften (d. h. verlobten) Mädchens trägt dem Übeltäter eine Buße von 6—7 Ziegen oder 10 Fäßchen Pulver ein.

Schlechte Behandlung der Eltern wird an den Kindern mit schwerer Geldbuße, im Widerholungsfalle sogar mit dem Tode geahndet. So berichtet wenigstens Schwarz von den Bakwiri.[235]) Friedensstörung, z. B. bei einer Hochzeit, strafen die Banoko mit Prügel. Dagegen ist der Selbstmordversuch wohl überall straflos, wie bei den Bakwiri und den Banoko. Selbstmord kommt überhaupt nur selten vor; als Motiv findet sich Furcht vor Rache und Trauer über den Verlust eines geliebten Kindes.

Auch Beleidigung wird bei den Bakwiri und den Banoko nicht bestraft, was zur Folge hat, daß der Beleidigte sich durch allerlei dem Eigentum des Beleidigers zugefügte Schädigungen persönlich Genugtuung zu verschaffen sucht.

Vom Asylrecht für den flüchtigen Verbrecher haben sich bisher nur bei den Bakundu Spuren gefunden. Gelingt es dem Flüchtling, auch nur mit den Fingerspitzen eine der (oben S. 146 beschriebenen) Fetischsäulen zu berühren, so ist er wenigstens gegen unmittelbare Lebensgefahr geschützt.[236]) Flüchtige Verbrecher aus anderen Stämmen nehmen die Banoko wohl auf; doch pflegt der fremde Stamm dann bei passender Gelegenheit einen Banoko-Mann festzunehmen und ihn nur gegen Auslieferung jenes Verbrechers freizugeben.

Besondere Gerichtsvollzieher finden sich wohl nirgends. die Strafe wird teils durch jeweils dazu bestimmte Leute, teils durch die Kläger ausgeführt, bei den Banoko z. B. sogar die Todesstrafe. Ist der Verbrecher flüchtig, so wird die Strafe an dem etwa gestellten Bürgen oder in vielen Fällen auch an den Familienangehörigen vollstreckt, abgesehen von körperlichen Strafen.[237])

In Adamaua wird für jeden Distrikt vom Könige ein Richter — Alkali genannt — eingesetzt, der gewöhnlich ein Malam d. h. ein Schriftgelehrter ist. Seine Unterbeamten wählt er meist unter seinen Sklaven. Doch werden auch andere Leute angestellt und für jede ihrer Amtshandlungen von dem Verurteilten bezahlt. Rechtsquelle ist der Koran. Kläger und Beklagter haben vor dem Richter persönlich zu erscheinen,

ebenso die von ihnen nominierten Zeugen. Der Alkali — die Benennung ist arabischen Ursprungs — fällt das Urteil, gegen das beim König Berufung eingelegt werden kann.

Als Strafen kennt man Fortnehmen der Kleider, Geldbuße, Haft, Körperverletzung oder Tod. Ein Mörder wird mit dem Schwerte hingerichtet. Auch wiederholter Sklaven- und Pferdediebstahl wird durch die gleiche Strafe gebüßt. Ist der Verurteilte ein Fulla, so bedarf das Todesurteil der Bestätigung durch den obersten Lehnsherrn einer Provinz. Dieben wird bisweilen die rechte Hand abgehauen. Schuldner werden in Haft genommen und müssen sich während derselben selbst unterhalten. Sind sie dazu außer Stande, so geraten sie in Sklaverei.[238])

Auch hier treiben Bestechlichkeit und Willkür ihr schmutziges Wesen. Treibt es aber ein Alkali gar zu arg, so wird er vom Könige zuweilen abgesetzt.

Sitten und Gebräuche verschiedener Art.[239])

Bei der Geburt nehmen die Weiber eine Hockstellung ein. Die Nabelschnur wird nicht unterbunden, und von der Wöchnerin selbst etwa 15 cm vom Kinde entfernt mit den Nägeln abgezwickt. Die Geburten sollen sehr leicht vonstatten gehen und die Fälle nicht selten sein, daß ein Weib, das bei der Feldarbeit von den Wehen überrascht wird, ohne Hilfe niederkommt und dann den oft stundenlangen Heimweg allein und ohne Beschwerden unternimmt.[240]) Die Fulbe veranstalten bei Geburten ein Mahl, bei dem jedem Gaste in kleinen Schälchen ein Gericht von Milch und gestampfter Hirse vorgesetzt wird. Die Haussa dagegen geben gar am ersten, siebenten und zwölften Tage ein Gastmahl, wobei es hoch hergehen soll.[241]) Über die Gebräuche der heidnischen Sudanneger bei Geburten wissen wir noch nichts.

Von der Namengebung und Beschneidung ist oben (S. 126 u. 130) bereits die Rede gewesen. Sie scheinen nicht als besonders festliche Vorgänge angesehen zu werden. Dagegen wird der Eintritt der Geschlechtsreife wohl überall feierlich begangen.[242])

Vor der Hochzeit schlachtet der Brautvater bei den Bakwiri eine Ziege oder eine Kuh und bringt das Fleisch mit seiner Tochter zum Schwiegersohne. Ein festlicher Schmaus, zu dem die beiderseitige Verwandtschaft eingeladen wird, bildet die eigentliche Hochzeitsfeier. Die junge Frau übernimmt erst nach einem Monat die Pflichten des Haushaltes, der inzwischen von einer Wirtschafterin besorgt wird. Nach Ablauf der

Flitterwochen wird diese dann mit einem Abschiedsschmaus entlassen.

Bei den Fulbe wird die Hochzeit mit Essen und Trinken, Tänzen und Gesängen gefeiert. Abends geht die Braut zwar in des Gatten Haus, verläßt es aber bald wieder, um für die Nacht in die Wohnung der Eltern zurückzukehren. Der gute Ton befiehlt ihr, sieben Tage also zu verfahren, doch ergibt sie sich meist schon nach drei Tagen.

Gar vierzehn Tage aber muß der junge Gatte bei den Haussa auf sein Eheglück warten. Nachdem der Jüngling die Einwilligung des Mädchens durch eine Mittelsperson erhalten hat, sucht er die Eltern und Geschwister für seine Heiratspläne zu gewinnen. Gelingt ihm dies, so wird der Hochzeitstag festgesetzt. Jetzt darf er auch die Braut besuchen und beschenken; auch die Verwandten erwarten wiederum reichliche Gaben. Die Einsegnung wird vom Malam vorgenommen. Der Hochzeitsschmaus, von Gesang und Tanz begleitet, währt erst vier Tage im Hause des Brautvaters und wird dann noch weitere drei Tage beim Bräutigam fortgesetzt. Aber erst nach weiteren sieben Tagen ist die junge Frau sein.[243]) In den ärmeren Klassen wird das Ganze natürlich schneller und billiger abgewickelt, ebenso wenn eine Witwe oder Geschiedene wieder freit.

Die Bakwiri haben den Glauben, daß bald ein Mitglied der Familie sterben muß, auf deren Hütte sich eine Eule setzt. Wenn in benachbarten Hütten in kurzer Zeit der Tod mehrmals „einkehrt“, so bricht man die Hütten ab und verlegt die Siedlung, um dem Tode zu entfliehen.

Die Toten werden gewaschen und in neue Lendentücher gehüllt. Einem toten Häuptling oder einem Zauberer gibt man bei den Bakwiri ein Buschmesser in die Hand, anderen Leuten nur, wenn sie es ausdrücklich gewünscht haben. Die Bali hüllen den Körper bänderartig in Stoffe ein. Die Mattafall öffnen den Bauch, nehmen die Eingeweide heraus und legen „Medizin“ hinein. Bei den Muhammedanern hüllt man die Leiche in ein weißes Totenhemd und läßt sie durch den Malam einsegnen. Lautes Klagegeschrei begleitet den Vorgang.

Die Leiche vornehmer Leute wird vor der Beerdigung oft öffentlich aufgebahrt. Zahlreiche Leidtragende und Neugierige strömen herbei und geben ihrer Trauer durch lautes Geschrei und konvulsivische Bewegungen Ausdruck. Dazu der unaufhörliche Lärm der Trommeln, das Knallen der Flinten (um die Wiederkehr der Seele zu verhüten) — kurz ein ohrenzerreißender Lärm. Lobreden auf den Verstorbenen, wilde Tänze, Schmausereien und Tieropfer begleiten z. B. bei den Bakwiri die Beisetzung. Selbst Sklaven werden mitunter als Opfer getötet, und mehrere Tage dauert die Feier.[214])

Bei den Bakwiri und den Bali begräbt man den Toten in seiner Hütte, die dann verlassen wird und verfällt. In Bamesson wird die Leiche gewöhnlich unter der Schwelle eingegraben. Die Haussa bestatten ihre Toten auf gemeinsamen Begräbnisplätzen (kabári), und zwar Männer und Weiber getrennt. Das Grab, eine etwa metertiefe Grube, wird mit großen Tonscherben bedeckt und ein hoher Erdhügel darüber aufgeschüttet. Die Mattafall graben eine trichterförmige, nach oben sich verjüngende Grube, deren Öffnung mit Tonscherben und Baumstämmen verschlossen wird. Andere Völker erbauen über dem Grabe besondere Totenhäuser wie die Falli, die Tengelin, die Dekka, sowie auch die Fulbe. Diese Häuser bleiben meist unbewohnt. Bei den Fulbe werden sie jedoch oft fremden Gästen als Wohnung angewiesen, doch darf kein Feuer darin angezündet werden. Gewöhnlich wird der Leichnam lang ausgestreckt ins Grab gelegt. Bei den Arnani (Heidenstämmen) des nördlichen Adamaua aber, z. B. den Falli, den Tengelin, den Mattafall werden die Toten in sitzender Stellung begraben. Das Grab hat daher bei ihnen Gewölbeform.

Alles was der Verstorbene persönlich in Gebrauch gehabt hat, wie Lendentücher, Kopfbedeckung, Geschirr, Tabakspfeife, Schemel und dergl. wird — wenigsten bei den Bakwiri — von niemand mehr benutzt, sondern entweder außen auf dem Dache befestigt, auf eine Stange oder einen Baum gehängt oder in einer besonderen Hütte aufbewahrt.

Mannigfach sind die Zeichen der T r a u e r. Sämtliche

Bakwiri-Männer, die an einer Totenfeier teilgenommen haben, scheren an einer Seite des Kopfes ihr Haar ab. Um Verstorbene, mit denen sie im ersten Grade verwandt sind, oder um ihre Frauen trauern die Männer dieses Stammes fünf bis sieben Monate, wobei sie den Körper mit Ruß schwärzen. Bei den Yaunde ruft der hinterbliebene Gatte seine verstorbene Frau einen Monat lang allabendlich mit der Trommel, während die Wute-Männer ihre Haut in solchem Falle mit Rotholz färben und — statt der muhammedanischen Gewänder — sich lediglich mit dem Hüftzeug bedecken. Bei den Bali geben die nächsten Angehörigen ihre Trauer dadurch zu erkennen, daß sie sich nicht rasieren lassen, nicht mit Rotholz färben und Stirn, Bauch, Oberarme und Füße mit weißen Strichen und Kreisen bemalen.

Eine Frau, die ihren Mann oder einen Anverwandten ersten Grades verloren hat, pflegt bei den Bakwiri neun Monate lang Trauertracht anzulegen. Sie beschmiert den ganzen Körper mit Fett und Öl und trägt kein Lendentuch, sondern die Elaka, ein Bastschürzchen vorn und ein Bastbüschel hinten.[245]) Legt sie dann nach Ablauf der Trauerzeit ihr Lendentuch wieder an, so pflegt sie gleichzeitig an der Hüfte ein kleines Stück Blech oder hinter den Ohren eine kleine Fruchtknolle anzubringen, um damit anzudeuten, daß sie wieder „zu haben" ist. Die Yaunde-Weiber legen als Zeichen der Trauer außer ihrem sonst hinten getragenen Bananenblätterbüschel — auch vorn einen gleichen Büschel an und bemalen sich wie die Bali mit weißer Farbe.

Eine schöne Sitte ist die Blutsfreundschaft. Hutter berichtet darüber Ausführliches aus den Bali-Ländern, doch ist die Sitte auch sonst vielfach verbreitet. Sie stellt die feierlichste Form des Bündnisabschlusses dar. Das wesentliche Merkmal ist das gegenseitige Vermischen des Blutes der Kontrahenten[246]).

Die Gastfreundlichkeit des Negers wird oft gerühmt. Aber wenigstens dem Weißen gegenüber ist sie niemals uneigennützig. Bei den Bantustämmen der Küstenregion wie in

den Fulbe-Staaten des Innern und bei den unabhängigen Sudannegern ist es Sitte, daß die meist in Lebensmittel bestehenden Gastgeschenke des Dorf- oder Landesherrn durch ein viel wertvolleres Geschenk erwidert werden, bezw. daß die Gastfreundschaft durch die Übersendung angemessener Geschenke von vornherein bezahlt wird.

Was die Verkehrsformen angeht, so pflegen sich Begegnende stets höflich zu begrüßen. Die Grundbedeutung der Begrüßungsformeln ist oft nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln. So sagen die Duala njetuse, und der andere antwortet nyambe. Die Ngumba sagen mbolo, die Bakwiri mola koko, ein Gruß, der aber Europäern gegenüber niemals angewendet wird. Auch fragt der Bakwiri: o jai bwam? (d. h. geht es dir gut?), worauf meist die Antwort „eh" (ja) erfolgt. Zum Abschied sagt man „na m'ala" (= ich gehe). Tritt ein Bakwiri in eine Hütte, wo man gerade bei der Mahlzeit sitzt, so sagt er „bibao", d. h. da komm ich ja gerade recht, und wird durch ein lautes „eh" gastfreundlich zur Teilnahme eingeladen.

Bei den Bali sagt der Begegnende „o dji bonkerre" (= sei gegrüßt?) oder o la ndi fuon (geht es gut, Herr?), oder auch miaka fuon (nicht so eilig, Herr!), worauf als Gegengruß die Worte o ssa ni (= gleichfalls) erschallen. Zum Abschied heißt es a bong geka (laß dirs gut gehen!) und des Abends wohl auch nong-nong, a bong geka (d. h. schlaf wohl und laß es dir gut gehen!).

Neben dem Wortgruß kennt man aber auch allerlei grüßende Gestikulationen. Bei den Bakwiri reicht man sich die Hand oder legt die Arme so aneinander, daß eine Hand den Oberarm des andern umfaßt. Freunde und Verwandte legen je einen Arm um des Andern Hüfte und stoßen mit den Schultern aneinander. Vor den Europäern nehmen die Küstenleute meist schon die Kopfbedeckung ab, machen eine schüchterne Verbeugung und stammeln dazu „good morning", oder sie drücken die Mütze an die Brust und wandeln ehrerbietig vorüber. Auch die Jaunde pflegen dem Ankömmling die Hand zu schütteln oder ihn gar zärtlich zu umarmen. Dagegen ist

in den Bali-Ländern der Handschlag nur unter den Häuptlingen üblich. Eine Sitte, die man bei den Bakwiri und im Bali-Lande findet, besteht darin, daß man die Zeigefinger (oder Mittelfinger) ineinander hakt, und zwar entweder die beiden eigenen oder den der rechten Hand mit dem gleichen Finger des Andern. Küssen ist bei den Negern völlig unbekannt, und wenn Europäer sich küssen, so erweckt das stets die Heiterkeit der Schwarzen.

Im Verkehr mit mächtigen Häuptlingen ist gewöhnlich ein strenges Hofzeremoniell vorgeschrieben[247]). Dahin gehört z. B., daß zwei Häuptlinge oder ein Häuptling und ein Weißer bei offiziellen Begegnungen nie direkt miteinander sprechen, sondern stets vermittels eines Dolmetschers, selbst, wenn beide der gleichen Sprache mächtig sind.

Außer den schon erwähnten Familienfesten, sowie Schmausereien und Trinkgelagen aus besonderen Anlässen (wie z. B. beim Amtsantritt eines Häuptlings) mangelt es auch sonst nicht an regelmäßigen Festtagen. Bei den Muhammedanern ist bekanntlich der Freitag ein Feiertag. Am Freitag finden auch im Bali-Lande die großen Märkte statt, und dann ruht jede Farm- und sonstige Arbeit. Auch bei den Bakwiri sind Dienstag und Freitag Markt- und Gerichtstage. Außerdem feiert man Saat- und Erntefeste, Siegesfeste und einfache Tanzkränzchen, Waffentanzfeste und Sühnefeste. Es würde hier zu weit führen, auf die einzelnen Festlichkeiten einzugehen, und ich muß den wißbegierigen Leser daher in dieser Beziehung auf die in der Anmerkung 248 angeführten Quellen verweisen.

Das Tanzen wird überall mit großer Leidenschaft getrieben und schon von Knaben und Mädchen eifrig geübt. Die verschiedenen Tanzarten sind sehr zahlreich und nach unsern Begriffen oft sehr obszoen. Während aber z. B. in den Bali-Ländern beide Geschlechter stets getrennt tanzen, findet man bei anderen Stämmen, z. B. den Bakwiri, auch Männer und Weiber vereint. Bei dem letztgenannten Volke pflegt stets ein Paar zusammen zu tanzen. Sie umfassen sich so, daß sie sich gegenseitig die Arme auf den Rücken legen und die Brüste

fest aneinander drücken. Dann stampfen sie mit den Füßen, ohne sich von der Stelle zu bewegen, zucken mit den Brust- und Armmuskeln und singen dabei, von der Tanztrommel begleitet. Die Zuschauer singen den Kehrreim mit. Oft tanzen viele Paare gleichzeitig, jedes 15—20 Minuten, bis der Schweiß buchstäblich in Strömen an ihrem Körper herabrinnt.

Öfters wird auch in zwei Reihen getanzt, die sich gegenüber stehen, die Männer auf der einen, die Frauen auf der anderen Seite. Solch einen Tanz schildert der Geometer J. Scholze mit folgenden Worten:[249]

„Etwa 30 Personen versammelten sich in einer Hütte, acht Männer, drei Knaben, drei Frauen und drei Mädchen tanzten, zwei Männer trommelten, und die übrigen sahen zu. Die tanzenden Männer und Knaben trugen ein Lendentuch und in einer Hand ein Büschel Farnkraut. Auch die drei Frauen waren mit Lendentüchern bekleidet und trugen in einer Hand Farnkraut, in der andern eine Klapper (Yola). Die Mädchen hatten nur eine Schnur um die Hüften gebunden, an welcher vorn ein Schutzschürzchen, hinten einige Büschel Farnkraut hingen. Schräg über die Brust trugen sie eine aus Bananenbast geflochtene, rot gefärbte Schnur, in welche mitten auf der Brust ein Stück Schwamm eingebunden war. Bei Beginn des Tanzes traten Männer und Knaben den Frauen und Mädchen gegenüber. Darauf bildeten sie einen Kreis, die Gesichter nach innen gekehrt. Nun nahmen die Mädchen ihre Klappern zur Hand, und alle begannen sich von links nach rechts in aufrechter Haltung zu drehen, indem sie mit geschlossenen Füßen seitwärts rutschten und abwechselnd kleine Schwenkungen des Körpers machten. Dabei zuckten sie mit den Brust- und Armmuskeln, wie bei allen Tänzen, drückten den Oberarm leicht an die Seite und streckten den Unterarm wagerecht nach vorn. Bei den Seitenschwenkungen klapperten die Weiber im Takte mit der Yola. Nach Verlauf einer Minute beugten alle den Oberkörper nach vorn und bewegten sich in dieser Haltung weiter. Dabei klapperten die Weiber, und die übrigen sangen. Diese Figur, die etwa eine halbe Minute währte, wurde vier-

mal wiederholt, dann eine Pause gemacht und der Tanz von neuem begonnen. Dies wurde etwa eine halbe Stunde fortgesetzt." Die ganze Tanzfestlichkeit dauerte von 6 Uhr bis 12 Uhr nachts.

Über die Musik der Eingeborenen ist wenig zu sagen; sie ist eintönig und bewegt sich nur innerhalb fünf oder sechs Tönen. Ihre Instrumente werden geschlagen, geblasen, gerissen oder geschüttelt; Streichinstrumente sind mir bisher nicht vorgekommen[250]. Überall verbreitet ist die Tanztrommel, bei den Duala ngomo, bei den Bali nka, bei den Haussa gangá genannt. Sie ist eine Art Kesselpauke, die nur einen Ton gibt, und besteht aus einem gehöhlten Baumstamm, dessen offene Seite mit einem Fell überspannt ist. Sie wird schief zwischen die Beine geklemmt und mit beiden Händen geschlagen, wobei die Daumen am Rande der Trommel liegen. Der Takt besteht bei den Bakwiri aus acht Schlägen, wovon 1 bis 4 und 6 bis 8 leichter und schnell hintereinander, 5 dagegen stark und ein wenig länger angeschlagen werden. Bei den Banyang ist die Tanztrommel 1,5 m lang und hat eine Trommelfläche von 25 cm Durchmesser.

Daneben finden sich die im ganzen westlichen Sudan gebräuchlichen, auf beiden Seiten bespannten Trommeln von der Form einer Sanduhr (auf Haussa: kollongú). Die Felle können durch Schnüre, welche von dem Rande des einen senkrecht zu dem des andern gespannt sind und die Trommel wie ein Cylinder umgeben, angespannt werden, so daß die Tonhöhe wechselt. Dies erreicht der Künstler, der das Instrument mit einem hakenförmig gebogenen Schlägel bearbeitet, dadurch, daß er es unter dem Arm hält und mit dem Ellenbogen die Schnüre anzieht. Die gangá findet sich indessen wohl bei den Fulbe (neben der kollongú), dagegen haben die Haussa nur die letztere.

Zu den Schlaginstrumenten gehören auch die metallenen Kriegsglocken, die sich bei manchen Heidenstämmen in Adamaua (wie auch im Kongobecken, bei den Haussa usw.) finden. Ursprünglich mit einem Klöppel versehen, werden sie jetzt mit

einem mit Tuch umwickelten Schlägel von außen angeschlagen. Auch die Bali haben ein Instrument, aus zwei einfachen Hohlzylindern bestehend, das wie ein Gong mit einem Stäbchen geschlagen wird. Die Mbum kennen ferner ein an einer Schnur um den Hals getragenes Instrument mit Holztasten, die mit einem lederumwickelten Schlägel bearbeitet werden (marimba), also der Embryo eines Klaviers.

Unter den Blasinstrumenten ist besonders die Tanzflöte weit verbreitet (z. B. bei den Duala, den Yaunde usw.), ferner große Heerhörner aus Elfenbein und Holz, mit denen das Volk zu Versammlungen und Festlichkeiten gerufen wird (z. B. bei den Duala, Bakwiri, Bali, Wute usw.), sowie Tuben (algeitāru von den Fulbe, aligēter von den Haussa genannt). In Ngaundere fand Passarge auch lange, ausziehbare Blechtrompeten. Metalltrompeten (diweu) haben auch die Duala neben den Hörnern (museba). Geblasen wird ferner ein dudelsackartiges Instrument aus Holz, mit Tiersehnen und -därmen umflochten, das Hutter bei den Bali beobachtete.

Saiteninstrumente kommen nur in zwei Formen vor. Die ein- oder zweiseitigen Guitarren sind mehr oder weniger primitiver Art (z. B. bei den Duala, Bakwiri, Bali, Haussa). Die der Haussa (molōru genannt) sind zweisaitig und fehlen den Fulbe; die der Bakwiri sind monochord. Außerdem sind kleine Harfen in Gebrauch, bei den Bakwiri z. B. mit sieben, bei den Bali mit fünf, bei den Fulbe mit zehn Saiten. Die Saiten werden aus Därmen, Sehnen oder Baumfasern hergestellt und mit den Fingern gerissen.[251])

Schließlich ist noch ein Wort über die Rassel- und Schüttelinstrumente zu sagen. Die Tanzklappern der Bakwiri sind oben bereits erwähnt. Bei den Leichenfeiern verwenden die Bali ein Rasselinstrument, das aus einem Ring besteht, an welchem 10—20 zylindrische oder halbrunde, hohle, längliche Eisenstückchen hängen. Meist sind aber kleine Säckchen (wie bei den Banyang) oder Flaschen (wie bei den Bali), aus Bast geflochten und mit Steinchen und Muscheln gefüllt, in Gebrauch. Sie erzeugen beim Schütteln einen betäubenden Lärm.

Über die Spiele der Kinder ist noch weiter nichts bekannt, als was ich in meiner Monographie über die Bakwiri mitgeteilt habe. „Künstliches Spielzeug,“ heißt es da, „besitzen sie nicht. Knaben tummeln sich gern am Strande, malen allerlei Figuren in den Sand und vergnügen sich stundenlang im Wasser. Wie unsere Kinder waten sie mit Vorliebe in schmutzigen Regenpfützen herum. Sehr gern spielen sie mit Armbrüsten, welche genau die Form europäischer Armbrüste haben; nur fehlt ihnen der Drücker. Die Sehne wird deshalb mit einem Finger losgeschnellt. Statt der Rinne für den Bolzen befinden sich an den Armbrüsten zwei hölzerne Röhren, in welche dünne Holzstäbchen gesteckt werden. Die früh in den Knaben erwachende Jagdlust verleitet sie häufig zu grausamen Tierquälereien. Die Mädchen spielen mit Vorliebe Kochen. Schaukeln, Haschen und Versteckspielen (ikutakuta), Ballwerfen mit Zitronen und Apfelsinen, Würfeln mit kleinen weißen Muscheln, die auf der offenen Seite mit einer Art Pech ausgefüllt sind, gehören zu den beliebtesten Spielen.“ Wie bei uns ist auch das Kreiseln eine beliebte Beschäftigung. Bei den Bakwiri benutzt man ein etwa 6 cm langes Schneckengehäuse dazu, das am breiten Ende gleichmäßig geschnitten wird. Genau in gleicher Weise ist der Kreisel der Kinder in Garua hergestellt.

Auch Gesellschaftsspiele sind den Kindern in Kamerun bekannt. Das Livanga-Spiel erinnert z. B. an unser „Taler, Taler, du mußt wandern“. Knaben und Mädchen sitzen in einer Reihe. Mit einer Nuß oder einem Stein in der Hand geht nun ein Mitspieler die Reihe entlang und tut bei jedem einzelnen so, als ob er ihm die Nuß oder den Stein zusteckte. Ein anderer muß dann erraten, wer das Objekt bekommen hat. Gelingt es ihm, so darf er die Nuß verstecken, und ein anderer muß raten. Weitere Spiele sind das Fega-Spiel und „Freie und Sklaven“ [252]).

Auch Erwachsene spielen mit großer Leidenschaftlichkeit, Vermögen und Freiheit werden dabei nicht selten geopfert. Man spielt überall ein Brettspiel, das bei den Bakwiri ngaka,

bei den Yaunde bogodum, bei den Wute safe heißt, von Morgen z. B. auch bei den Ngumba und Toni beobachtet wurde, auch sonst in Westafrika überall beliebt ist und sich z. B. auch in Ostafrika findet (dort mbao genannt). Ausführlich beschrieben ist es — in der bei den Togonegern üblichen Form — in der Kolonialzeitung (1899, S. 372). Das Brett hat zwei Reihen von je sechs Vertiefungen. Jeder der beiden Spieler hat 24 Steine (meist kleine Muscheln), die auf die Vertiefungen verteilt werden und nach gewissen Regeln verlegt und vom Gegner geschlagen und vom Brett entfernt werden können. Wer die meisten übrig behält, ist Sieger. Auch das Würfelspiel ist bekannt, und an der Küste haben stellenweise sogar schon Spielkarten ihren Einzug gehalten. Bereits bei der Schilderung der Gerichtsverhandlungen habe ich erwähnt, daß man häufig Wetten abzuschließen pflegt, die der Verlierende pünklich bezahlt.

Sehr beliebt sind auch Wettkämpfe und Kriegsspiele aller Art. Namentlich die mächtigen Herrscher der Inlandstämme pflegen solche hohem Besuch zu Ehren oft in sehr großem Maßstabe, unseren Paraden und Manövern vergleichbar, zu veranstalten.

Bewaffnung und Kriegführung.

In der Bewaffnung tritt der Unterschied zwischen Bantu- und Sudannegern wieder scharf hervor, insofern als die letzteren durchweg[253]) den Bogen führen, der den ersteren unbekannt ist. Nur in den Grenzgebieten tritt auch bei Bantustämmen der Bogen auf, wie bei den Tschinga. In den Bali-Ländern führen die eigentlichen Bali und die Bafut nur den Speer, andere Stämme gebrauchen aber daneben auch Pfeil und Bogen.

Die in Kamerun vorkommenden Nahwaffen sind die Stoßlanze, das Schwert, das Schlachtmesser, der Dolch, der Schlagring und die Keule. Die Streitaxt, die Nationalwaffe der Fulbe, scheint in Adamaua außer Gebrauch gekommen zu sein.

Fernwaffen sind — außer dem Bogen — der Wurfspeer, das Wurfmesser, die Wurfschlinge, die Armbrust und das Feuergewehr.

Als Schutzwaffen sind — nur in Adamaua — Schilde, Parierringe, sowie Brust- und Kettenpanzer in Gebrauch.

Die Lanze — bald als Wurf-, bald als Stoßwaffe verwendet — ist im ganzen Schutzgebiet zu finden. Sie ist neben dem Schlachtmesser die Hauptwaffe der Bantu. Aber in der Nähe der Küste wird sie mehr und mehr vom Gewehr verdrängt. So sind bei den Bakwiri nur noch selten Lanzen zu finden, aber eine Steinschloßflinte hat jeder. Auch die Bakundu, Mabum und Banyang führen bereits vorwiegend Flinten, während die Batom sich noch fast ausschließlich des Speeres bedienen. Die Bali verfügen bereits über zahlreiche

Gewehre, die Bamesson besitzen dagegen noch fast gar keine. In Adamaua sind Gewehre nach Passarge nur spärlich anzutreffen und vor allem von sehr geringer Güte. Hier hat also der Speer — neben dem Bogen — noch die Alleinherrschaft. Der Schaft, etwa zwei Meter lang, ist meist aus einem leichten Holz oder Bambus hergestellt. Die eisernen Spitzen, teils in den Schaft eingetrieben (wie bei den Dekka und Batta), teils ihn mit einer Röhre umfassend (wie bei den Durru und Baia), treten in den mannigfaltigsten Formen auf, gewöhnlich mit Widerhaken[254]).

Meist im Sprunge geschleudert, saust die Waffe mit großer Zielsicherheit 30—40 m weit durch die Luft, und die scharfgeschliffene Spitze dringt tief in das Ziel ein.

Außer dem Speer führen die Bantu nur noch das Buschmesser (Cutless), Schlachtmesser oder den Dolch, wie man es nennen will, ein Gerät, das auch friedlichen Zwecken dient. Bei den Bakundu ist es ein breites Haumesser, meist von europäischer Arbeit. Die Bali haben ein größeres Schlachtmesser, das sie wie die Waldländler an einem kurzen Baststrick oder Fellstreifen über einer Schulter auf dem Rücken tragen, und außerdem mehrere kleine Dolchmesser, die am Wehrgehäng um den Leib in Lederscheiden getragen werden. Auch die großen Schlachtmesser haben meist Holzscheiden, mit Fell überzogen. Ferner erwähnt Hutter ein eigenartiges Dolchmesser der Bali, nnama genannt, dessen hohler Griff im Gefecht über die rechte Hand gestreift wird. Es kommt bei den Bali nur noch selten vor und ist augenscheinlich identisch mit der nam genannten Waffe der Wute.[255]) Genau so tragen die Tuareg bekanntlich ihre Dolche an einem eisernen, und die Fulbe an einem ledernen Ring um das rechte Handgelenk. Das Dolchmesser ist auch in Adamaua allgemein in Gebrauch, meist mit einem Bande am Hüfttuch befestigt und auch hier mehr Hausgerät als Kriegswaffe.

Sonst ist aber im ganzen Sudan ein langes, gerades Schwert verbreitet, das in Holz- oder Lederscheiden getragen wird.[256]) Solche Schwerter sollen auch die Bakwiri früher

gehabt haben, und der Bantustamm der Tschinga hat sie von den Wute angenommen, wo sie an einem Bande oder einer Schnur über der linken Schulter getragen werden. Der Griff, meist mit einem Knauf geschmückt, wird durch eine gerade oder leicht nach der Klinge zu gebogene Parierstange von letzterer getrennt.

Eiserne Armringe werden bei manchen Stämmen, wie bei den Durru und den Lakka, als Schlag- und Parierringe benutzt. Bei den Bantu fehlt dieser Gebrauch. Auch Keulen, mit Eisenringen versehen, findet man nur in Adamaua, besonders bei den Fulbe, aber z. B. auch bei den Durru. Sie werden mit einer Lederschlinge am rechten Handgelenk befestigt.

Eine eigenartige Waffe ist das Wurfmesser oder Wurfeisen. Es ist eine glatte Eisenstange, von der sich 1—4 verschieden geformte Klingen abzweigen, die aber alle in derselben Ebene liegen. Die Gestalt wechselt sehr, ist aber jeweils für bestimmte Stämme typisch. Der Griff ist mit Bast oder Leder umwickelt. Es wird horizontal geschleudert wie ein Diskus und fliegt gegen 60 m weit. Sein Verbreitungsgebiet im Sudan ist sehr groß; in Kamerun findet man es jedoch nur bei den Margi und Wandala, im Scharibecken, sowie den Mbum, Baia und Kaka.[257]). Auch unter den Waffen der Tibati, die Morgen abgebildet hat, befindet sich ein Wurfeisen genau von der Form derjenigen, die nach Flegel bei den Deek gebräuchlich sein sollen.

Wurfschlingen beobachtete Hutter bei den bogenführenden Stämmen der Bali-Völker, sonst scheinen sie nicht vorzukommen.

Unter den Waffen der Yaunde zählt Morgen auch eine Armbrust auf, die zum Vogelschießen (mit Pfeilen) dienen soll.[258]) Sie ist bisher nur noch bei den Bakwiri als Kinderspielzeug beobachtet worden.

Was den Bogen anlangt, so vermögen z. B. die Wute ihre Pfeile bis auf 150 Schritt zu schleudern.

Eine dünne Raphiarippe dient zur Herstellung des mannshohen Schießgeräts. Andere Völker verwenden harte Hölzer

des Buschwaldes. Der Fulla-Bogen ist rund geschnitzt, läuft an den Enden spitz zu und hat auf der Innenseite eine Rinne, wie bei den Wute. Dagegen sind die Bogen der Durru dreikantig. Kleiner sind z. B. die Bogen der Bali, nur etwa drei Fuß lang; sie reichen aber dennoch auf 20—30 m. Die Sehne, in einem Loch des einen Bogenendes befestigt, wird erst beim Gebrauch vermittels einer kunstvollen Schlinge über das andere Ende gestreift. Sie besteht entweder aus gedrehtem Leder oder einem starken Baststrick. Zum Spannen — wobei der Bogen horizontal gehalten wird — bedient man sich besonderer Spannringe, die auf den Daumen gestreift werden. Häufig dient auch der Eisengriff der am Handgelenk getragenen Dolche (s. o. S. 232) zum Spannen.[259])

Die Pfeile, 60—70 cm lang, aus Bambusrohr oder Savannengras, teils mit, teils ohne Schwinge, sind unten gekerbt und oben mit einer eisernen Spitze mit zwei Widerhaken versehen. Vergiftete Pfeile haben bei den Wute meist nur eine Holzspitze mit einem Widerhaken. Das Pfeilgift der Fulla wird nach Passarge aus dem Samen einer Strophantusart (auf Fulfulde: tŏki, auf Haussa: konkónni), das der Heiden aus einer blattlosen, fußhohen Wolfsmilchstaude (auf Fulfulde burŏdji) gewonnen. Doch ist die Vergiftung der Pfeile nur stellenweise üblich, die Bali kennen sie z. B. nicht.

Meist werden die Pfeile (zu 20—25 Stück) in einem ledernen, oft mit Quasten geschmückten und mitunter (z. B. bei den Fulbe, Tengelin und Mattafall) mit einem Deckel versehenen Köcher über die linke Schulter gehängt getragen, seltener in einem losen Bündel. Die einfachste Art der Köcher besteht aus einem Stück Bambusrohr oder Hirsehalm und faßt natürlich nur wenige Pfeile.

In ganz Adamaua sind Lederschilde in Gebrauch, größere (zwei Meter hoch) aus Büffelhaut für die Speerträger und kleinere aus Antilopenfell für die Gewehrschützen. Im Gebiete des Wurfeisens kommen daneben geflochtene Rohrschilde vor, die dieser Angriffswaffe besonders gut widerstehen. Die Reiterei der Muhammedaner trägt Brust- und Kettenpanzer auf dem

bloßen Leibe. Sie sind aus Eisen und werden in den Haussa-Ländern und in Bornu hergestellt.[260]) Für die schwere Kavallerie sind an mancher Stelle auch noch Wattepanzer in Gebrauch, kommen aber, wie es scheint, immer mehr ab.

Über die Verbreitung des Gewehrs habe ich bereits weiter oben gesprochen. Hier mag noch erwähnt werden, daß es sich meist um Feuersteinflinten oder schlechte Vorderlader handelt. Bei den Bakwiri z. B. hat nur der Häuptling in Bonjongo von der Regierung die Erlaubnis, einen Hinterlader zu führen. Das Pulver tragen sie meist in kleinen, fellüberzogenen Kalebassen, an Baststricken über die Schulter gehängt. Als Munition benutzen sie Kugeln aus geschmolzenem Zinn, harte Steine, Glasstücke und Eisenstücke von zerhackten alten Töpfen. Sie führen sie in kleinen Felltaschen oder Kalebassen mit sich, manchmal für jede Ladung abgemessen und in Blattdüten eingewickelt. Da der Schuß Schrotschuß ist, so ist immerhin Aussicht auf Treffer vorhanden. Meist nämlich hält der Neger wegen des infolge der Überladung kolossal starken Rückstoßes die Flinte mit ausgestreckten Armen weit vom Körper ab, oder er setzt den Kolben auf die Hüfte. An ein regelrechtes Zielen ist dabei selbstverständlich nicht zu denken.

Von einer eigentlichen Uniform der Krieger ist natürlich im allgemeinen nicht die Rede. Doch tragen die Bali im Kriege einen besonderen 3—4 m langen, um die Hüfte gebundenen Kriegsschurz und manche auch eine Tobe ohne Ärmel. Dazu wird aller Schmuck abgetan und dafür Amulette verschiedener Art angelegt. Die muhammedanisch gekleideten Krieger der Adamaua-Staaten pflegen Tobe und Ärmel aufzuschürzen, einen (meist scharlachroten) Zeugstreifen als Gürtel um die Taille zu schlingen, sowie Brust und — Rücken zum Schutze mit Kleidern auszustopfen. In Adamaua sind auch vielfach Helme und Kriegskappen in Gebrauch, bei den Fulbe von Eisenblech. Meist sind sie mit bunten Federn oder Haarbüscheln geschmückt, mitunter auch mit Muscheln besetzt. Die Heiden in der Nähe von Gáschaka verzieren den Kriegshelm sogar mit einem Storchschnabel.[261])

Die Ausrüstung eines Reiters in Tibati schildert Morgen folgendermaßen. In rote, weiße oder blaue Gewänder gehüllt, die Pumphosen bis zum Knie reichend, den Kopf mit Fes oder Turban bedeckt, mit langer Lanze und breitem Schwert bewaffnet, so sitzt der Tibati-Kavallerist auf seinem weit nach vorn liegenden, hölzernen Bocksattel, der über eine bunte Schabrake gelegt ist. Die Sporen werden an den bloßen Füßen mittels eines über den Spann gehenden Riemens befestigt. Die Steigbügel — aus Messing oder Eisen — hängen an gewundenen Lederriemen und die innere Bügelstange wird zwischen die große und die nächstfolgende Zehe eingeklemmt. Die Pferde — alles Hengste — sind meist unbeschlagen, seltener tragen sie geschlossene Volleisen. Das Gebiß besteht aus einer Stange und einem daran hängenden, unserer Kinnkette entsprechenden Ringe und ist an einem einfachen Lederriemen, der als Kopfgestell hinter die Ohren des Pferdes gezogen wird, befestigt.

Kriegshörner und Kriegstrommeln sind schon früher erwähnt worden, aber auch Fahnen kommen vor. So führen die Bali-Völker große viereckige Stücke weißen Zeuges, an einem Lanzenschaft befestigt, als Stammesfahnen.

In den größeren Adamaua-Staaten finden sich auch bereits die Anfänge einer Art Heeresorganisation. So führen bei den Wute die Freien und die Großen des Landes im Kriege nur Speer und Schild. Das Korps der Bogenschützen dagegen besteht nur aus Sklaven. Dazu kommt ferner eine kleine Abteilung von Gewehrschützen, gleichfalls Sklaven. In den muhammedanischen Heeren ist die Reiterei der eigentliche Kern der Kriegsmacht, der durch seinen Ansturm das Treffen entscheidet. Sie ist mit Schwert und Lanze bewaffnet und die Hauptwaffe der Fulbe im Sokoto-Reich, der Kanuri in Bornu, der Bagirmi-, Wadai- und Dar-Fur-Leute. Wo sie herrscht, hat sie das Wurfeisen naturgemäß verdrängt. Das Fußvolk besteht auch bei den Fulbe zum Teil aus Sklaven und ist mit Bogen und Pfeil oder Lanze und Lederschild bewaffnet.

An Anlässen zu kriegerischen Verwicklungen ist in Kamerun kein Mangel. Die große Stammeszersplitterung, die ewigen Wanderungen, die Ausdehnungsgelüste, Handelseifersucht, besonders aber die Nachfrage nach Sklaven und Privatstreitigkeiten aller Art führen leicht zu Reibereien, und bald rufen die Sprechtrommeln die wehrpflichtige Mannschaft zusammen, die in Heerhaufen geteilt und selbstgewählten Führern — meist Häuptlingssöhnen oder Vornehmen — unterstellt wird. Wenn möglich, wird erst nach dem Vollmond ins Feld gezogen,



Eine Faktorei an der Küste

wenigstens bei den Bali. Ein Kriegsrat stellt den Angriffsplan fest, der stets auf Überrumpelung hinausläuft und auf den Erkundungen der Spione beruht. Die Bali halten sogar ständig, auch in Friedenszeiten, Kundschafter, die unter der Maske von Irrsinnigen ihr Gewerbe betreiben. In Nachtmärschen sucht man unbemerkt möglichst nahe an den Feind heranzukommen.

Ein Schuß, ein Hornsignal oder ein Feuerbrand gibt das Zeichen zum Angriff, der niemals nachts, sondern erst mit dem

Anbruch des neuen Tages erfolgt. Mit gellendem Kriegsruf und in wilden Sprüngen stürzen die Krieger auf den Feind. Im Gefecht ist alle Ordnung gelöst, und jeder operiert auf eigene Faust. Die Adamaua-Stämme, welche über Reiterei verfügen, schicken diese zuerst ins Gefecht. Hat sie durch ihren Anprall die Reihen des Feindes erschüttert, so vollendet das Fußvolk mit der Lanze die Niederlage.

Die Männer werden getötet, die abgehauenen Köpfe als Siegestrophäen mitgeschleppt, im heimatlichen Dorfe zu einem Haufen zusammengeworfen, um den eine Woche lang täglich getanzt und der Sieg durch Trinkgelage gefeiert wird. Die Gefangenen werden nebst den Weibern und Kindern in die Sklaverei geführt.

Verstümmelung gefallener Krieger — mit Ausnahme der Enthauptung — oder Marterung der Kriegsgefangenen scheint nicht eben häufig zu sein. Doch wird dergleichen z. B. von den Bandeng erzählt. Zwischen muhammedanischen Mächten ist eine schriftliche Kriegserklärung üblich. Der Friedensschluß wird gleichfalls schriftlich vereinbart.

Wirtschaftliches Leben der Eingeborenen.

Landwirtschaft, Gewerbebetrieb und Handel.

Die Grundlage des wirtschaftlichen Lebens ist überall im Schutzgebiete der Ackerbau. Auch die wenigen Volksstämme, deren Hauptbeschäftigung eine andere ist, treiben meist Ackerbau daneben. So die Bakwiri, die hauptsächlich Viehzucht betreiben, und die vom Zwischenhandel lebenden Küstenstämme. Die Subu leben indessen fast ausschließlich vom Fischfang, die Borroro von der Viehzucht, die Haussa und Kanuri vom Handel.

Lediglich oder vorzugsweise gewerbetreibende Völkerschaften finden sich nicht. Die Gewerbe werden meist neben der Farmwirtschaft getrieben. Bei den am niedrigsten stehenden Stämmen fertigt sich noch jede Familie selbst ihr Haus-, Feld- und Kriegsgerät an, bei den höher entwickelten arbeiten einzelne Handwerker auch für fremden Bedarf und bringen ihre Erzeugnisse daheim oder auswärts zu Markte. Erst in dem am weitesten fortgeschrittenen Bornu, in Nupe und in den Haussa-Ländern, also wesentlich außerhalb unseres Schutzgebietes, ist es zu einer mehr oder weniger durchgeführten Trennung der Handwerke gekommen. Jedenfalls ist der Gewerbebetrieb in diesem ganzen Gebiete noch nicht über die Stufe der Hausindustrie hinausgelangt. Seine Erzeugnisse sind ziemlich mannigfaltig, aber im allgemeinen von geringer Qualität.

Der **Landbau** wird bei den Bantunegern wie in Adamaua nur mittels der bereits früher (s. S. 154) beschriebenen

Hacke betrieben. Pflüge giebt es nicht. Die Farmen und Felder werden meist in einiger Entfernung von der Ansiedlung angelegt, und inmitten jeder großen Farm hausen die Sklaven unter einem Aufseher in ihren 5—10 Hütten zählenden Dörfern. Auf jede Familie entfallen z. B. bei den Bakwiri 20—30 a Feld. Wenn man z. B. durch das Banyang-Land zieht, das fast eine einzige große Farm genannt werden kann, so bekommt die Fabel von der Faulheit des Negers einen starken Stoß. Denn wenn auch die Weiber und die Sklaven einen großen und oft den größten Teil der Feldarbeit zu leisten haben, so darf man doch nicht vergessen, daß dafür den Männern der Häuserbau (mit Ausnahme des Wasserschleppens) die Ausübung eines Gewerbes, des Handels, der Jagd und die Erfüllung der bürgerlichen Pflichten, besonders der Kriegspflicht, obliegt. Im Waldlande wird die Rodung des Urwaldes — die Farmen werden hier stets auf Waldlichtungen angelegt — stets durch die Männer besorgt. Auch pflanzen die Männer die Bananen. Alles andere ist Sache der Weiber. In Adamaua pflegt den Weibern dagegen nur die leichtere Farmarbeit, wie das Säen, obzuliegen.

Während manche Völker ihr Farmland sehr sorgfältig bearbeiten, wie z. B. die Banyang, schlagen andere nur die Stämme der Urwaldbäume einige Fuß über dem Boden ab, lassen die Stümpfe samt den Wurzeln in der Erde, entästen die geschlagenen Stämme und lassen sie dann im Felde liegen.

Nachdem der Ackerboden mit der Hacke aufgelockert ist, werden die Felder für die einzelnen Fruchtarten abgeteilt. Doch hat sich z. B. in neuerer Zeit bei den Bakwiri der Brauch eingeführt, Planten (so heißen die geringwertigen Negerbananen) als Schattenpflanzen zwischen Makabo und Yams zu setzen. Bananen, Planten und Kakao werden in Reihen, Yams, Makabo, Mais in Flächen gesät. Saatfurchen werden nicht gezogen, sondern für Knollenfrüchte kleine Hügel „gehäufelt“, für Hirse und andere Getreidearten kleine Gruben im Abstand von ca. 1 m gehackt. Doch wird die Saat oder Saatfrucht nur ganz oberflächlich in die Erde geworfen.



Die Anfänge der Buëa-Station am Kamerunberg.

Knollenfrüchte und Rankengewächse gedeihen das ganze Jahr hindurch. Das Getreide wird gewöhnlich zu Beginn und in der ersten Hälfte der Regenzeit, also im Januar oder Februar, ausgesät.

Ist dann noch das üppig wuchernde Unkraut gejätet worden, so überläßt man das übrige der Natur. Zur Ernte — das Getreide wird etwa in der Mitte der Trockenzeit geerntet — ist die ganze Bevölkerung auf den Beinen, und in großen Tragkörben wird die Ernte eingebracht und in Vorratshäusern verstaut (vergl. S. 147).

Obstbäume werden wenig gepflegt. Pfeffer wächst wild und wird nur selten gepflanzt. Im übrigen ist von den Kulturgewächsen der Eingeborenen, ihrer Bedeutung und Verbreitung bereits oben (S. 84 ff.) ausführlich die Rede gewesen. Hier mag nur noch hinzugefügt werden, daß ein Teil der Eingeborenen im Küstengebiet bereits begonnen hat, nach dem Beispiel der Europäer eigene Kakao-Plantagen anzulegen, wie z. B. die Viktoria-Leute und die Bakwiri[262]).

Auch von den Haustieren in Kamerun habe ich bereits oben (S. 97 ff.) ausführlich gesprochen. Im Viehstand besteht der eigentliche Reichtum des Eingeborenen. Das Vieh ist — neben Palmöl, Palmkernen, Elfenbein, Kolanüssen usw. — das Tauschmittel, mit dem er sich Weiber erwirbt und europäische Artikel einhandelt. In Vieh bezahlt er seine Strafen und Bußen. Dabei macht ihm die Aufzucht wenig Sorgen. Am Tage sucht es sich selbst sein Futter, nachts hält es sich in der Hütte auf. Die Hühner pflegen nachts auf einer zwei Meter hoch über der Erde angebrachten Stange zu schlafen. Brüten sie, so setzt man sie zum Schutz gegen Schlangen in einen länglichen Korb (vergl. die Abbildung auf S. 167). Da die Futterpflanzen sehr saftreich sind, so braucht man auch für regelmäßiges Tränken keine Vorsorge zu treffen.

Bei manchen Stämmen ist die Viehzucht besonders entwickelt, so bei den Bakwiri (besonders kleine, gut genährte, meist schwarze Rinder), bei den Bali-Leuten, besonders in Bamesson (kleine, schwarze Schweine) und Bamungu (Rinder), in Marrua und Bornu (Pferde). Daß die Borroro ausschließlich von der

Viehzucht leben, ist bereits bemerkt. Aber auch mancher vornehme Fulla in Adamaua hält sich große Rinderheerden (vergl. S. 129). Bienenzucht fand Passarge in dem nördlichen bis herab zu den Gebirgen des mittleren Adamaua, aber nicht bei den Heidenstämmen. Auch die Bantuneger scheinen sich auf das Einsammeln wilden Honigs, den sie sehr lieben, zu beschränken. Die Bienen nisten hier meist in Erd- und Steinlöchern, nicht in hohlen Bäumen.

Die Jagd — man jagt teils des Fleisches, teils der Felle und des Elfenbeins wegen — wird von manchen Stämmen, wie z. B. den Bakwiri, mit Leidenschaft betrieben. Gejagt werden Elefanten (vergl. S. 94), Flußpferde, Löwen, Leoparden, Affen, Antilopen, kleine rötliche Wildschweine, Stachelschweine, Schuppentiere, wilde Katzen, Eichhörnchen, fliegende Hunde, Schildkröten, Leguane, Schlangen und allerlei Federwild. Auch die Fischerei wird nicht vernachlässigt, und der Küstenstamm der Subu lebt, wie bemerkt, hauptsächlich von diesem Gewerbe. Angeln sind unbekannt. Man benutzt Netze aus Pflanzenfasern, an der Küste auch solche von Zwirn oder Schnur. Bäche und seichte Flüsse pflegt man mit Steinen abzudämmen und die Fische und Krebse dann mit trichterförmigen Körben herauszuschöpfen. So z. B. bei den Bakwiri. Von dem Krebsfang der Duala (S. 91) habe ich oben bereits berichtet.

Unter den Gewerbebetrieben ist bei den kriegerischen Stämmen wie z. B. den eingewanderten Bali der des Schmiedes, als allein eines freien Mannes würdig, den Sklaven nicht gestattet. Wie schon früher erwähnt, sind Weberei, Stricken, Färberei, Häuserbau und Flechterei in Adamaua ausschließlich dem Manne vorbehalten, während Wollekrämpeln, Spinnen, sowie in vielen Gegenden die Töpferei Sache der Weiber ist. Bei den Bali spinnen und schneidern die älteren Männer. An sonstigen Betrieben finden wir, oft in lokaler Beschränkung, Palmölfabrikation, Gummigewinnung, Kalebassenfabrikation, Beinindustrie, Gerberei, Holzschnitzerei, Metallindustrie, Köhlerei, Lederindustrie, Seilerei, Pfeifenindustrie, Schleiferei, Stickerei, Malerei, Schneiderei, Salzfabrikation usw.

Berühmte Schmiede sind die Bamungu, die Durru, die Batta, die Dama (und die Lakka im französischen Gebiet), die Yaunde, die Wute usw. Die Durru versorgen, neben den Batta, fast ganz Adamaua mit Waffen. In Ngilas Dorf traf Morgen allein 12 Schmiedewerkstätten, wo täglich 5—7 Leute von morgens bis abends arbeiteten. Meist wird Eisen verarbeitet, aber auch Kupfer und Messing. Das Eisen gewinnen sie in Schmelzöfen aus Raseneisenstein[263]). Dies Roheisen ist vielfach Gegenstand des Binnenhandels und muß von den Schmieden erst weiter behandelt werden, ehe es zur Verarbeitung brauchbar ist. Sie kennen den Blasebalg und den Ambos und gebrauchen Hammer und Zange zur Anfertigung ihrer mannigfachen Arbeiten. Geschmiedet werden Draht, Beile, Stemmeisen, Messer aller Art, Dolche, Schwerter (mit Blutrinnen und Griffverzierungen, selbst mit Ziselierungen), Pfeilspitzen, Speerblätter und Lanzenspitzen mit den vielfältigsten Widerhaken, Wurfeisen, Hacken, Spatenblätter, Lampen, Pinzetten, Scheren, Glocken, Schlösser, Panzer u. a. m. Ja, die Bali-Schmiede verfertigen sogar Nähnadeln.

Die Schmiedewerkstätten sind entweder nach allen Seiten hin offen oder nur auf einer Seite geschlossen. Das Schmiedefeuer befindet sich in einer Grube am Boden. Gefeuert wird gewöhnlich mit Holzkohlen, aber auch mit Holz, wie bei den Wute. Die Holzkohlen werden nach Hutters Beschreibung in Meilern von 1 m Höhe und 3—4 m Bodendurchmesser hergestellt, die sich in ihrer Einrichtung von den unsrigen nicht wesentlich unterscheiden[264]).

Im Lande der Baia, wo sich Kupfer findet, werden Messer und Schmuckgegenstände aus diesem Metall geschmiedet. Messing, das vom Kalabar und vom Benue her ins Land kommt, wird gleichfalls oft — z. B. bei den Bali — zu Schmucksachen verarbeitet. Die Letzteren fertigen daraus auch sehr kunstvoll geformte Pfeifenköpfe.

S p i n n e r e i und W e b e r e i scheinen den Küstenstämmen unbekannt zu sein. Dagegen sind diese Gewerbe in ganz Adamaua verbreitet, und auch im Bali-Lande kennt man die

Kunst, aus Baumwolle Fäden von verschiedener Stärke zu drehen und diese auf dem Webstuhl zu rauhen, grobmaschigen, einfach gemusterten, aber gefälligen und dauerhaften Geweben zu verarbeiten und mit Indigo blau zu färben. Von der Spindel und dem Webstuhl, wie sie in Adamaua gebräuchlich sind, hat uns Passarge eine Beschreibung gegeben[265]). Indigo wird überall angebaut, die Zweige und Blätter in Stücke geschnitten, getrocknet, gestampft, mit Wasser angerührt, dann der Brei mit gestoßenen Holzkohlen und Holzasche eingedickt und aus dem Gemenge faustgroße, schwarzblaue Kugeln gebacken. Gefärbt wird in großen, in die Erde eingesenkten Töpfen, in denen Indigo aufgelöst ist und worin die zu färbenden Stoffe 24 Stunden verbleiben müssen. Dann werden sie auf Stangen getrocknet oder mit Holzklöppeln auf glatten Baumstämmen glatt und blank geschlagen, gleichsam „gerollt“[266]). Übrigens färbt man auch gelb und rot, das erstere mit einem Farbstoff, der aus den Wurzeln der früher erwähnten Dawoya (Maximilea Gossypium) gewonnen wird. Neben den einfarbigen Stoffen werden auch bunte Muster hergestellt, z. B. in Schwarz und Weiß, in Blau und Weiß, in Blau, Weiß und Rot, in Blau, Schwarz und Rot usw.

Im Bali-Lande versteht man auch die Kunst, aus Baumwolle oder feinen Pflanzenfasern Mützen oder Kappen für Männer zu stricken, die rot oder weiß mit blauer Musterung gefärbt werden.[266])

Berufsmäßige Schneiderei gibt es bei den Bantunegern wohl kaum. Ihre Nähkünste sind noch ziemlich primitiv. Mit einem Messer werden die Nählöcher vorgestochen, und Lederriemchen vertreten die Stelle des Zwirns. Im Sudan und in den Bali-Ländern ist man weiter vorgeschritten, und auch an der Küste finden Nadel und Zwirn immer mehr Eingang. In Viktoria und in Buea sieht man sogar schon hin und wieder eine — Nähmaschine.

Höher entwickelt ist die Lederindustrie, allerdings auch nur in Adamaua (immer mit Einschluß der Bali-Länder.) Man versteht das Leder zu gerben und zu färben und fertigt

daraus Messerscheiden, Wehrgehänge, Köcher, Armringe, Sandalen, Schuhe, Stiefel, Fellbeutel, Taschen und Täschchen, Peitschen (aus Flußpferdhaut) usw. Nach Hutter wird Asche zum Gerben benutzt.

Die besseren Lederarbeiten sind übrigens wie die Weberei und die Färberei im allgemeinen auf die muhammedanische Welt beschränkt; eine Ausnahme machen auch hier die Bali-Länder.

Auf hoher Stufe steht bei den Bantunegern und noch mehr bei den Sudannegern das Flechthandwerk. Als Material dienen dünne Blattrippen oder die Fiederblätter der Ölpalme, Bambusrippen, Fasern der Banane und der Weinpalme, mitunter auch biegsame Ruten. Die feinsten Arbeiten, wie Mattenteller und Strohhüte sind oft geschmackvoll farbig gemustert. Man fabriziert Körbe in allen Größen und Formen mit oder ohne Deckel, Täschchen und Taschen, große Mattensäcke, Netze, Siebe (vergl. S. 248), Schlafmatten (2 m lang, 1 m breit), Zaunmatten (von 2 m Höhe und einer Länge bis zu 10 m), Rohrschilde (s. S. 234), Regenschirme (bei den Banyang, S. 166) usw. Zur Bierfabrikation verwenden ferner die Heidenstämme (z. B. die Dekka, die Mbum usw.) große geflochtene Filter[267]).

Als Material für die Seilerei werden dünne Lianen und Bastfasern verwendet. Man verfertigt daraus Lianenseile, Strickleitern, Tragbänder für Körbe usw.

Die Kalebassen-Fabrikation steht überall in Blüte. Eß- und Trinkgeschirre, sowie Behälter aller Art und von allen Formen, oft mit Ornamentierung in Schwarz, Rot und Gelb[268]), sind Produkte dieser Industrie, in welcher die Neger eine bedeutende Kunstfertigkeit entwickeln.

Allgemein verbreitet ist auch die Tonindustrie. Die Töpferscheibe scheint allerdings nirgends bekannt zu sein. Der Künstler formt sein Werk mit der Hand; Ornamente werden mit kleinen Stäbchen eingeritzt. Töpfe werden in allen Größen und Formen mit und ohne Henkel angefertigt, Kochtöpfe, Färbekessel, Karaffen zum Wärmen des Palmweins, Vasen

mit Ornamentierung bis zur Höhe von $^3/_4$ m, Aufbewahrungsgefäße für Getreide (bei den Bali mit drei Füßen) usw. Bei den Bali blüht besonders die Pfeifenfabrikation, die aber auch sonst vielfach betrieben wird. Die Köpfe stellen entweder Tierköpfe oder verzerrte Menschenköpfe dar, auch ganze Figuren, oder sind wohl auch blos mit Ornamenten verziert. In Adamaua werden ferner sehr geschmackvolle Tonlampen gefertigt. Wo guter Ton reichlich ansteht, wie bei dem kleinen Orte Uro Féiand, südlich von Garua, da hat sich diese Industrie natürlich besonders kräftig entwickelt. Bei den Bakwiri ist sie im Rückgang, nur noch in der Gegend östlich von Buenga scheint sie betrieben zu werden. Von dort kommen ihre Erzeugnisse nach Viktoria auf den Markt. Bei den Yaunde ist die Herstellung roher Kochtöpfe die einzige Industrie neben der Waffenfabrikation.

Gröbere Holzarbeiten, wie die Herstellung von Türpfosten, Türschwellen, Brettern, Säulen, Stangen, Pfählen, Latten, Sitzbänken, Holztrögen und selbst das Schnitzen gröberen Hausgeräts, besorgt jeder Eingeborene gewöhnlich selbst. Große Stämme liegen überall im Urwalde bereit. Doch ist die Bearbeitung wegen des mangelhaften Werkzeugs sehr mühevoll. Sägen und Bohren kennt man nicht; Beil, Messer und Stemmeisen sind die einzigen Instrumente. Zum Glätten dienen Glasscherben, Löcher bohrt man mit glühendem Draht.

Leute, die feinere oder gar kunstvolle Holzschnitzereien liefern, sind natürlich nur in geringer Zahl vorhanden. Meist findet man Zierschnitzereien nur an Säulen, Schüsseln, Häuptlingsstöcken (aus Elfenbein) usw. Berühmt sind aber z. B. die sehr kunstvollen Verzierungen der Kanuschnäbel bei den Duala und die Pfeifenrohre der Bali. Auch die Griffe der Messer, die Musikinstrumente, Kochlöffel, Henkelgefäße, Schemel, hölzernen Kopfkissen, Mörser, Eßmulden, Götzenbilder sowie die von den Männern (der Bali) beim Tanzen getragenen Gesichtsmasken zeugen oft von bedeutender Kunstfertigkeit.

Die Beinbearbeitung ist in der Hauptsache auf Adamaua beschränkt. Büffel- und Rindviehgehörn wird ausgehöhlt, mit

eingegrabenen Ornamenten verziert und als Trinkhorn benutzt. Aus Elfenbein fertigt man Heerhörner und allerhand Schmucksachen wie Armringe.

Von **Malerei** kann nur in sehr beschränktem Sinne die Rede sein, insofern z. B. die Kalebassen und die inneren Hauswände (letztere bei den Banyang) mit bunten Ornamenten verziert, und geschnitzte Gegenstände wie Kanuschnäbel, Schemel,



Zelt eines Expeditionsführers.

Henkelgefäße, Götzenbilder mit roter, schwarzer und weißer Farbe bemalt werden.

Die **Bierfabrikation** wird wohl durchweg nur für den Hausbedarf betrieben.

Die **Gummigewinnung** aus dem Kautschukbaum und der Kautschukliane beschäftigt zahlreiche Eingeborene, da das gewonnene Produkt stets guten Absatz bei den Europäern oder schwarzen Zwischenhändlern findet. Leider verfahren die

Schwarzen dabei im höchsten Grade unwirtschaftlich, wie schon früher (S. 76) dargelegt worden ist.

Ebenso wichtig ist die Palmölgewinnung. Ölkochereien — meist nur ein Mattendach auf Pfählen — findet man in den Urwaldgegenden häufig genug. Die Nüsse werden in Wasser gekocht, dann in Holztrögen gestampft und so das Öl herausgepreßt. Wird nun Wasser hinzugegossen, so schwimmt das Öl oben. In geflochtenen Sieben gereinigt, wird es in mit Bananenstöpseln geschlossene Kalebassenflaschen gefüllt und so den Europäern zum Kauf angeboten.[269])

Bei den Heiden Adamauas, insbesondere bei den Durru, Dekka, Dama und allen Stämmen, die dem europäischen Handel noch wenig oder gar nicht zugänglich sind, steht ferner die Salzfabrikation in Flor. Das Salz wird aus der Asche bestimmter Pflanzen, besonders einer (auf Haussa burabáia genannten) Grasart und einer blaublühenden Labiate gewonnen[270]).

Der Handelsverkehr — hier soll zunächst nur vom binnenländischen die Rede sein — ist entsprechend der verhältnismäßig hohen Entwicklung der Landwirtschaft und des Handwerks natürlich ziemlich bedeutend. Er umfaßt nicht nur Lebensmittel, Kleidung und Geräte, sondern auch bereits Luxusgegenstände und Genußartikel.

Im allgemeinen vollzieht sich der Handel des Schutzgebiets auch heute noch in den Formen des Tauschverkehrs. Doch kennt und nimmt man an der Küste z. B. bei den Duala und den Bakwiri auch bereits deutsches Geld. Im Sudan werden auch Maria-Theresien-Taler zum Kurse von 2,50 Mk. in Zahlung genommen, aber nur von großen Kaufleuten. Sonst wird im Sudan die Kaurimuschel — im Durchschnitt gelten ihrer 2000 eine deutsche Mark, doch wechselt der Kurs lokal — als Wertmesser gebraucht. Da aber der Mann nicht mehr als etwa 4000 bei sich tragen kann, so ist dies Zahlungsmittel für Einkäufe größeren Wertes nicht verwendbar. Eine Rechenmünze ist auch der „Sack Kauri" = 20000 Stück = ca. 10 Mk. Ähnlich benutzen die Bali-Völker den auch als Armschmuck ge-

brauchten „Ntschang", eine dünne Eisen- oder Messingspirale, die etwa soviel gilt wie ein Stück Zeug, ca. 25 Pf.

In jeder Gegend gibt es besondere Artikel, die vorzugsweise begehrt sind und daher in erster Linie als Tauschmittel benutzt werden können. Durch den Handelsbrauch pflegt sich dann ein festes Wertverhältnis zu den übrigen Waren herauszubilden. In Adamaua dient dabei der Wert in Kauris als Vergleichungsmaßstab. So gilt ein Frauenkleid (ca. 4 Yard Stoff) aus einfachen einheimischen Stoffen 1000 Kauris. Stärker gewebte, namens „Barne", gelten nach Passarge 3000 Kauris. Baumwollenstreifen (durchschnittlich von 1 m Länge und 4 cm Breite), die zu Toben zusammengenäht werden können und Féri heißen, schwanken im Werte zwischen 13 und 20 Kauris und werden in Adamaua fast wie Kleingeld gebraucht. Sie sind hier fast die ausschließliche Scheidemünze; doch nimmt man in Yola nur Kauris. Für große Zahlungen sind kostbare Stoffe das gangbarste Deckungsmittel.

Außerdem sind besonders Zeugstoffe, Salz, Waffen, Pulver, Tabak, Perlen u. dergl. als Tauschmittel beliebt.

Die Stämme unmittelbar an der Küste, die am Unterlaufe der ins Innere führenden Ströme sitzen, haben sich fast ausschließlich dem Zwischenhandel gewidmet und treiben daneben höchstens ein wenig Ackerbau und Fischfang. Am Kamerun-Ästuar sind es die Duala und weiter landeinwärts die Mungo-, Wuri-, Abo-, Lungasi-, Ndonga-Leute, die den Verkehr mit den dahinter sitzenden Stämmen vermitteln. Am Sannaga sind die Malimba, Bakoko und Edea in gleicher Weise tätig und an der Batanga-Küste haben die Batanga-, Banoko-, Bapuku-, Kampo- und dahinter sitzend die Mabea-Leute den Zwischenhandel an sich gerissen. Sie kaufen die Produkte der Inlandstämme auf, bringen sie zur Küste und verkaufen sie dort den Europäern. Weder dulden sie, daß die Inlandstämme mit ihren Waren zur Küste kommen, um sie dort direkt an die Europäer abzusetzen, noch sehen sie es gern, wenn die letzteren sich unmittelbar mit den ersteren in Verbindung setzen. Da dieser Zwischenhandel die Waren um ein Vielfaches des

Preises am Ursprungsort verteuert, so haben die Europäer bereits starke Anstrengungen gemacht ihn zu beseitigen, bisher aber ohne vollständigen Erfolg.

Außer den kleinen Landwirten und Gewerbetreibenden, die ihre Erzeugnisse selbst auf die Märkte in den umliegenden Ortschaften zu bringen pflegen, sind in Adamaua viele Haussa, Kanuri und Logon-Leute als reisende Händler tätig, die teils den innerkolonialen Warenaustausch besorgen, teils auch den Handelsverkehr mit dem weiteren Afrika oder gar Europa vermitteln. Von den großen Handelszentren des Sudans aus, wie Kano, Kuka, Yola usw., durchziehen sie das ganze Land, von Markt zu Markt, von Provinz zu Provinz, um die Landesprodukte, besonders aber Elfenbein und Sklaven aufzukaufen. Weder die Bantustämme der Küste, noch die Fulbe oder die heidnischen Sudanneger beteiligen sich an diesem einträglichen Geschäft. Araber sind z. T. in den nördlichen Bezirken Großkaufleute, ebenso wie die Teda in Bornu und die Tuareg in den Haussa-Ländern[271]).

In den großen Städten Adamauas wird täglich Markt abgehalten; aber auch in den kleineren Orten — in Adamaua wie in den Küstengegenden — finden in Zwischenräumen von 5—8 Tagen regelmäßige Märkte statt, und zwar in demselben Ort stets an dem gleichen Wochentage. Auch ist die Einrichtung getroffen, daß innerhalb der einzelnen Marktbezirke die Märkte in jeder Ortschaft an einem anderen Tage abgehalten werden, um den Händlern den Besuch aller zu ermöglichen. Je nach der Bedeutung des Marktes kommen die Besucher aus größerer oder geringerer Entfernung, aus den Dörfern des eigenen Volksstammes oder auch aus denen der benachbarten Stämme, soweit Handelsbeziehungen mit ihnen bestehen. Oft werden zur Erweiterung dieser Beziehungen förmliche Verträge abgeschlossen, und Handelskonkurrenz ist nicht selten der Anlaß zu kriegerischen Verwicklungen.

Die Marktplätze der Waldlandvölker sind meist außerhalb der Dörfer in einer Lichtung des Urwaldes angelegt. Im Haupthandelsort der Bakwiri, Viktoria, ist der Marktplatz am

Meeresstrande, wo Dienstags und Freitags wohl 6—800 Menschen zusammenströmen.

Auf den Markt kommt alles, was Haushalt und Gewerbe erfordern und was Landwirtschaft, Jagd, Fischfang und Industrie liefern können. Jeder bringt, was er an besonderen Erzeugnissen zu bieten hat. Die Duala z. B. liefern geschnitzte Schemel und Kanus, die Subu-Leute Fische, die Balung gewebte Kindertragsäcke, die Bakwiri Yams, Makabo, Bananen, Matten-Körbe, Töpfe, die Waldländler Palmöl, Kautschuk und Rotholz, die Bali Speerspitzen und Haumesser, Basttaschen, Tongefäße, Mützen und Kapaunen, die Bamungu Messer und Hacken, die Bamesson Schweine, die Bafum Rindvieh, die Bagam Pfeifenköpfe aus Metall, die Marrua-Leute Gummi, sowie Pferde und Esel, die Durru und Batta Waffen, die Logon-Leute farbige Flechtarbeiten usw. usw.

Zwei Haupthandelsartikel kommen indessen meist nicht auf die Märkte, sondern werden im Geheimen, sozusagen hinter verschlossenen Türen, gehandelt, nämlich Elfenbein und Sklaven. Offenbar scheut man sich, seinen Reichtum in dieser Beziehung den begehrlichen Augen der großen Menge preiszugeben. Für Sklaven und Elfenbein ist Adamaua noch immer eine Hauptbezugsquelle. Der größte Teil des Elfenbeins geht heute nach Yola und Ibi, früher nach Kano und Kuka. Die Sklaven werden nach dem mittleren Sudan gebracht, z. T. aber auch von den Tuareg und Teda gekauft und bis nach Fessan verhandelt. Besonders die großen Fulbe-Staaten, die stets mit den heidnischen Stämmen der Sudanneger in Fehde leben, liefern alljährlich viele Tausende von Kriegsgefangenen in die Sklaverei.

III. Die Verwaltung.

An der Spitze der Verwaltung steht der Gouverneur mit dem Sitze Buëa (früher in Duala). Das Küstengebiet ist für Zwecke der Administration in vier Bezirksämter (Viktoria, Duala, Edea, Kribi) eingeteilt, denen Bezirksamtmänner vorgesetzt sind. Im Innern des Landes wird eine größere Anzahl von Stationen unterhalten, die mit der Aufgabe betraut sind, die deutsche Herrschaft zu repräsentieren, nach Möglichkeit Ruhe und Ordnung in ihrem Distrikt aufrecht zu erhalten, gute Beziehungen mit den Eingeborenen zu pflegen, das Land wissenschaftlich und wirtschaftlich zu untersuchen, etwaige europäische Unternehmungen zu schützen und selbst wirtschaftliche Versuche anzustellen, anzuregen und zu unterstützen. Man wird zugeben müssen, daß das ein sehr umfangreiches und vernünftiges Programm ist, dessen Durchführung aber dem Stationschef unter den obwaltenden Verhältnissen nur in sehr bescheidenen Grenzen möglich ist, da die meisten Stationen für alle diese Aufgaben völlig ungenügend besetzt sind.

Solcher Stationen bestehen z. Zt. 13. Die alten, meist schon von Zintgraff und Hutter angelegten Stationen Mundame, Barombi, Batom, Tinto, Baliburg, ferner die früheren Stationen Mpim und Balinga am Sannaga sind aufgegeben worden. Im Sudan sind die Stationen Ebolowa und Sanga-Ngoko in der Südostecke des Schutzgebiets die am weitesten vorgeschobenen Posten und bestimmt, die Unternehmungen der

Gesellschaft „Süd-Kamerun“ zu schützen und dem Handelsverkehr mit dem Kongogebiete zu dienen. Die Station Kampo an der Mündung des gleichnamigen Flusses hält die Buli und Mpangwe im Schach. Das Gebiet des Sannaga, Nyong und Lokundje beherrscht die Stationsreihe Lolodorf (bez. Edea), Jaunde, Jokó.

Das Nordwestgebiet ist am dichtesten mit Stationen besetzt. Hier liegen die Stationen Rio del Rey, dann weiter im Innern Johann Albrechtshöhe (anstelle der früheren Barombi-Station), Fontem (für die aufgehobene Tinto-Station), Jabassi, Ossidinge, Bamenda (statt Baliburg) und ganz im Innern Banyo. Mit jeder Station pflegen mehrere Außenposten in benachbarten Ortschaften verbunden zu sein. Nach Art der englischen und holländischen Residenturen in Indien hat der Gouverneur außerdem gelegentlich seiner Dienstreise in den Norden des Schutzgebiets im Jahre 1903 je eine politische Residentur für die Adamaua-Staaten mit dem Sitz in Garua und eine für die deutschen Tschadsee-Länder mit dem Sitz in Kusseri eingerichtet. Schon früher bestand eine Residentur in Dikoa. Gleichzeitig wurde das bisherige Garnisonskommando Garua aufgehoben und nach dem Schari zur Besetzung der französischen Grenze beordert. Ferner wurde zu derselben Zeit das Tibati-Gebiet, das bis dahin der Station Banyo unterstanden hatte, von dieser abgezweigt und einstweilen der Residentur Garua unterstellt. Die Errichtung einer weiteren Residentur in Ngaundere wurde schon damals ins Auge gefaßt, sobald eine geeignete Kraft dafür gefunden sein würde.

Die Schutztruppe, unter einem besonderen Kommandeur stehend, setzt sich aus 800 Farbigen zusammen. Nur die Offiziere und Unteroffiziere sind Deutsche. Einzelne Stationen, wie Jaunde, Lolodorf, Jokó usw., sind mit Abteilungen der Schutztruppe belegt.

Dazu kommt dann noch eine besondere Polizeitruppe.

Für eine tatsächliche Beherrschung und Verwaltung eines so ausgedehnten Gebietes reichen natürlich diese Machtmittel bei weitem nicht aus, trotz der besseren Schulung und Bewaff-

nung der Regierungstruppen. Ein mächtiges Hilfsmittel der Verwaltung ist aber die große Stammeszersplitterung und der Mangel an politischem Zusammenhalt bei den Küstenvölkern. Infolgedessen hat die Schutztruppe es bei etwaigen Aufständen und kriegerischen Verwickelungen immer nur mit einzelnen Dörfern oder Gauen, d. h. mit einem numerisch nicht sehr starken Gegner zu tun.

An solchen lokalen Unruhen mangelt es nie. So mußte der stellvertretende Chef der Verwaltung am Sanga-Ngoko, Preuß, im September 1903 eine Expedition zur Bestrafung einzelner Nzimu-Häuptlinge unternehmen, da deren biedere Untertanen des öfteren einzeln marschierende Arbeiter der Gesellschaft „Südkamerun" wegzufangen und zu verspeisen gewagt hatten. Zu Beginn des Jahres 1904 wurde eine Wiederholung der Expedition nötig. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die zahlreichen den Nzimu stammverwandten und benachbarten Njem-Stämme am oberen Djah, die sich ebenfalls unbotmäßig gezeigt hatten, zur Anerkennung der deutschen Herrschaft gezwungen. Den Eingeborenen wurde aufgegeben, den durch die Unruhen verursachten Schaden durch Strafzahlungen und Stellung von Strafarbeitern innerhalb Jahresfrist abzutragen. Zur dauernden Pazifizierung und zur Sicherung der deutschen Herrschaft in dem zum Teil noch unerforscht gebliebenen, durch seinen großen Reichtum an Kautschuk aber für den Handel besonders wertvollen Gebiete wurde der Sitz der Verwaltung des Ngoko-Gebietes von der französischen Grenze in das Herz des Gebiets an den oberen Djah-Bogen verlegt. Die bisherigen Posten in Molundu und Yukaduma sind aufrecht erhalten und außerdem kleine Sicherungsposten südwärts nach Matuli und nordwärts in die Dume-Kadei-Region bis zur Höhe Veri-Baturi vorgeschoben worden.

Viel bedenklicher waren die Unruhen der Anyang im Beginn des Jahres 1904. Dieser Stamm, nördlich des Croß-Flusses im Bezirk der Station Ossidinge angesessen, war bis dahin der deutschen Herrschaft noch nicht unterworfen. Nun verwehrten die Badsama-Leute der Gesellschaft „Nordwest-

Kamerun", die im Laufe der Zeit ihr Handelsgebiet nördlich bis in die Höhe von Dakbe ausgedehnt hatte, das weitere Vordringen in die reichen Gummibezirke. Um dem Handel auch hier die Wege zu öffnen, begab sich der Stationsleiter von Ossidinge, Graf Pückler, im Januar 1904 mit 30 Polizeisoldaten und einem Vertreter der Gesellschaft „Nordwest-Kamerun" in den Norden seines Bezirks. In Bascho unweit der englischen Grenze geriet er am 22. Januar mit seiner ganzen Expedition in einen Hinterhalt. Graf Pückler selbst fiel im Gefecht, der ihn begleitende Angestellte der Gesellschaft „Nordwest-Kamerun" wurde auf der Flucht getötet. Plündernd und brennend zogen die Aufständischen darauf nach Süden. Die von dem Polizeimeister Wolff und zehn zurückgebliebenen Polizeisoldaten verteidigte Station Ossidinge mußte nach sechstägiger Gegenwehr in der Nacht zum 31. Januar aufgegeben werden, ebenso am 9. Februar die Niederlassung Nsanakang der Gesellschaft „Nordwest-Kamerun". Ossidinge und Nsanakang wurde von den Schwarzen geplündert und zerstört.

Sobald die Nachricht von diesen Unruhen in der Hauptstadt Buëa an der Küste eintraf, wurde sofort Leutnant Nitschmann mit einem weiteren Offizier, zwei Unteroffizieren und 57 Mann der Polizei- und der Schutztruppe über Rio del Rey und Oberleutnant von Knobloch, der derzeitige Chef der Station Bamenda, mit einer Kompagnie vom Osten aus nach Ossidinge entsandt. Ersterer traf am 17. Februar in Ossidinge ein, worauf die Aufständischen sich nach Norden zurückzogen. Anfang März übernahm der Kommandeur der Schutztruppe, der sich bei Ausbruch des Aufstandes mit der Expeditionskompagnie auf einer friedlichen Durchquerung des Bakoko-Landes befand, die Leitung der Maßnahmen gegen die Aufständischen. Ende Juni wurde Bascho, der Hauptsitz der Aufständischen, durch die von Oberleutnant Schlosser geführte Expeditionskompagnie genommen und besetzt. Wenn damit der Aufstand tatsächlich auch niedergeworfen war, so mußte das nördliche Croß-Gebiet zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung doch vorläufig noch militärisch besetzt gehalten werden[272].

Im Jahre vorher hatte die Schutztruppe eine größere kriegerische Unternehmung gegen die Bangwa im Osten der Station Ossidinge zu bestehen und die aufständischen Buli an der Küste des Südgebietes zu unterwerfen.

So fehlt es der Truppe nie an Anlässen zum Einschreiten, und je weiter die Verwaltung und die wirtschaftliche Erschließung der Kolonie fortschreitet, um so mehr wird Gelegenheit zu allerhand Reibungen gegeben sein. Es ist deshalb auch gar nicht daran zu denken, die Schutztruppe zu vermindern; vielmehr wird es geraten sein, beizeiten eine weitere Verstärkung derselben ins Auge zu fassen.

In den Bezirken Viktoria und Buëa, wo der Plantagenbau der Europäer sich besonders stark entwickelte und die Nachfrage nach Ländereien in stetigem Wachsen begriffen war, mußte daran gedacht werden, für die Eingeborenen gewisse Landstriche zu reservieren. Die Landkommissionen, die zu diesem Zweck eingesetzt waren, haben am 1. April 1904 ihre Arbeiten beendet und ihre Beschlüsse sind von den beteiligten Pflanzungsgesellschaften anerkannt worden. Ein großer Teil der Reservate ist auch bereits vermessen, eingefenzt und von Eingeborenen besetzt worden. Die Eingeborenen müssen nach ihren Anschauungen (vergl. S. 124) darin eine starke Beeinträchtigung ihrer alten Gerechtsame erblicken, und es ist zweifelhaft, ob sie sich auf die Dauer samt und sonders dieser Vergewaltigung fügen werden, zumal die Reservate nach dem Urteil von Sachkennern zu eng bemessen sein sollen.

Als eine weitere Quelle von Widersetzlichkeiten wird sich die Durchführung der Besteuerung der Eingeborenen erweisen. In Adamaua sind ja Steuern nicht unbekannt. Nach Passarges Erkundigungen besteht dort eine Steuer von 10% auf die jährliche Ernte, ferner muß ein Prozent des Viehes an den König abgegeben werden. Die nicht ansässigen Haussa- und Kanuri-Händler haben 10% vom Preise ihrer an den Markt gebrachten Waren an den Marktvogt (Sárriki-n-kasúa) als Zoll zu entrichten. Auch das Elfenbein wird besteuert, und wir haben erwähnt (S. 118), daß ein besonderer Beamter an Fluß-

übergängen eine Abgabe erhebt. Bei den reinen Bantustämmen dagegen ist eine regelmäßige Besteuerung nicht üblich, ja die Häuptlinge haben nicht einmal das Recht, Steuern aufzuerlegen[273]). Unter solchen Umständen ist die größte Vorsicht ihnen gegenüber ganz besonders geboten. Zwar hat sich die Besteuerung der Duala in den Jahren 1902—3 ohne Widerstand vollzogen, bietet aber auch heute noch die Schwierigkeit, daß die bis weit in das Innere hinein Handel treibenden Duala sich der Zahlung der Steuer leicht zu entziehen vermögen, und die Häuptlinge, mit denen in Ermangelung weißen Personals bei Einziehung der Steuer fast ausschließlich gearbeitet werden muß, sich nicht immer als ganz zuverlässig erweisen. Die im Rechnungsjahr 1903 zunächst nur in den Ortschaften des Ortes Duala (vergl. S. 42) erhobene Kopfsteuer hat daher nur 21556 Mk. eingebracht und ist somit hinter dem Sollbetrag von 32000 Mk. erheblich zurückgeblieben. Die für das Rechnungsjahr 1904 erfolgte Ausdehnung der Steuer auf die übrigen Teile des Verwaltungsbezirks Duala ist denn auch in der Form einer Hüttensteuer ausgeschrieben worden, und auch in Duala selbst beabsichtigt man die Kopfsteuer durch eine Hüttensteuer zu ersetzen. Inzwischen sind auch in den übrigen Bezirken des Schutzgebietes Erhebungen angestellt worden, um zu ermitteln, ob und wo die Einführung der Steuer angebracht sei. Nach diesen Feststellungen soll die Besteuerung in den Bezirken Viktoria, Buëa und Johann Albrechtshöhe voraussichtlich nicht auf nennenswerte Schwierigkeiten stoßen. Aber das Beispiel Ostafrikas hat gezeigt, daß gerade die Steuererhebung Zündstoffe der verschiedensten Art in sich birgt, die unter Umständen zu unabsehbaren Schwierigkeiten führen können.

In Adamaua ist unsere politische Position noch sehr schwach. Zwar berichtet der Gouverneur, daß gelegentlich seiner Anwesenheit in Garua (im September 1903) nicht weniger als 67 selbständige (?) Fulbe-Häuptlinge dort zu seiner Begrüßung zusammengekommen seien. Bei dieser Gelegenheit und auf seiner weiteren Reise durch das Adamaua-Gebiet überzeugte

sich der Gouverneur von „der Ergebenheit und der friedlichen Gesinnung“ der Adamaua-Lamidos. Es ist ja sehr begreiflich, daß die Gouverneure gern berichten, wie die ihnen unterstellten Schutzgebiete durch kriegerische und diplomatische Mittel nunmehr vollständig „pazifiziert“ seien. Auch Leutwein hat das berichtet, und gerade in seinem Schutzgebiet haben wir den bisher bedeutendsten Kolonialkrieg erleben müssen. Solche Versicherungen von seiten eines Gouverneurs haben stets nur zur Folge, daß im Schutzgebiet selbst die Vorsicht vernachlässigt und zu Hause die Gebefreudigkeit des Reichstags für die Schutztruppe beeinträchtigt wird. Wie kann ein Gouverneur sich für die Gesinnung von einigen 80 Fulbe-Häuptlingen, die er kaum flüchtig kennen gelernt hat, verbürgen wollen! Auf welche Garantien hin? Weil sie ihm durch den Dolmetscher gesagt haben, sie würden zu der deutschen Regierung stehen?

Diese Lamidos haben stets Unabhängigkeitsgelüste gehabt, selbst dem stammverwandten Oberherrn in Yola gegenüber. Sie paktieren mit jeder Macht, die ihnen die Selbständigkeit zu gewährleisten scheint, d. h. weder Tribut noch Heeresfolge von ihnen verlangt und ihnen sagt, daß sie dem Emir in Yola nicht mehr zu gehorchen brauchen. Daß sie dafür Untertanen des deutschen Kaisers werden, tut ihnen zunächst nicht weh; sie werden die Folgen abwarten. Sind ihnen diese aber eines Tages unbequem, so bildet eine Vereinigung der Lamidos in ganz Deutsch-Adamaua für unsere Kolonie eine furchtbare Gefahr. Jetzt, wo wir noch nichts von ihnen verlangen, sind die Herren freilich friedlich und gemütlich, aber die erste Feri Steuer z. B., die man ihnen auferlegen wird, bringt unfehlbar einen Umschwung in ihren Gesinnungen. Ein Krieg gegen die zahlreichen Fulbe-Heere wird aber noch blutiger, langwieriger und kostspieliger sein als der Feldzug gegen die Hereros.

Bis Anfang Juli 1904 lag auch die oberste richterliche Gewalt in den Händen des Gouverneurs. Seitdem ist ein besonderer Oberrichter eingesetzt worden. Die erste Instanz bildet das Gericht in Duala; das Obergericht hat seinen Sitz in Buëa. Zur Erledigung der richterlichen Geschäfte im Süd-

bezirk ist ein ständiger, alle drei Monate in Kribi stattfindender Gerichtstag eingerichtet worden, der vom Richter in Duala wahrgenommen wird. Der deutschen Gerichtsbarkeit unterliegen die Eingeborenen aber nur soweit, als sie derselben ausdrücklich durch den Gouverneur (mit Genehmigung des Reichskanzlers) unterstellt sind. Im übrigen richten sie ihre Sachen noch selbst. Ein Übergangsstadium bilden die Eingeborenen-Schiedsgerichte, die für die Duala, die Viktoria-Leute, die Mangamba, die Dörfer am mittleren Wuri, die Landschaft Bodiman und die Anwohner des Sannaga eingerichtet worden sind. In diesen Distrikten unterliegen der Jurisdiktion des Häuptlings (vom Stamme des Beklagten) alle Zivilsachen bis zur Objektshöhe von 120 Mk. In Strafsachen können sie bis auf 300 Mk. oder 6 Monate Gefängnis erkennen. Gegen ihre Urteile ist Berufung an das Eingeborenen-Schiedsgericht zulässig. Das letztere ist gleichzeitig die erste Instanz für alle Zivil- und Strafprozesse, die die Zuständigkeit der Häuptlinge überschreiten. Seine Mitglieder werden durch den Gouverneur ernannt; die Norm für seine Urteile geben die lokalen Rechtsanschauungen. Doch ist auch seine Zuständigkeit nicht unbegrenzt. Es kann im Höchstfalle nur eine Freiheitsstrafe von zwei Jahren verhängen, auch sind die Verbrechen des Mordes und des Totschlags seiner Kompetenz entzogen.

Für die wirtschaftliche Kontrolle der Einnahmen und Ausgaben des Schutzgebiets ist dem Gouverneur seit dem Jahre 1904 ein „Finanzdirektor" beigegeben worden. Das Gleichgewicht des Etats kann bisher nur durch einen ziemlich bedeutenden und stetig wachsenden Reichszuschuß hergestellt werden.

Die Einnahmen betrugen seit 1895/96 in runden Zahlen[274]: (S. Tabelle Seite 260.)

Um dies ungünstige Verhältnis in den Finanzen des Schutzgebietes zu verbessern, gibt es nur zwei Wege, die Verminderung der Ausgaben und die Vermehrung der Einnahmen. Niemand, der sich die Größe des Schutzgebietes, die geringe Höhe seiner wirtschaftlichen Entwickelung und den ungeheuren Umfang der zu bewältigenden Aufgaben vor Augen hält, wird

	1895/96 Mk. 1000.	1896/97 Mk. 1000.	1897/98 Mk. 1000.	1898/99 Mk. 1000.	1899/00 Mk. 1000.	1900/01 Mk. 1000.
1. Direkte Steuern	—	—	—	28	28	32
2. Zölle	565	590	500	460	600	1000
3. Verwaltungseinnahmen, sonstige Abgaben rc.	45	50	80	92	102	150
4. Reichszuschuß .	620	679	690	814	983	2063
Zusammen	1230	1319	1270	1394	1713	3245

Dagegen beliefen sich die Ausgaben in den gleichen Jahren (gleichfalls in 1000 Mk.) auf folgende Summen:

	1895/96	1896/97	1897/98	1898/99	1899/00	1900/01
1. Fortlaufende . .	952	1098	1124	1273	1512	2624
2. Einmalige . . .	275	200	125	100	180	600
3. Reservefonds .	3	21	21	21	21	21
Zusammen	1230	1319	1270	1394	1713	3245

einer Verringerung der Ausgaben das Wort reden mögen. Im Gegenteil bedarf, wie mehrfach nachgewiesen, die Schutztruppe in immer wachsendem Maße der Vermehrung. Die Zahl der Regierungs- und Militärstationen muß vergrößert werden. Die segensreich wirkenden Schulen genügen schon lange nicht mehr dem Bedürfnis. Die Verkehrsverhältnisse sind — wie wir weiter unten finden werden — der Verbesserung in hohem Grade bedürftig. Für die bergmännische Untersuchung der Kolonie ist noch so gut wie gar nichts geschehen. Versuchsstationen für Plantagenbau, Ackerbau, Viehzucht wird kein Verständiger entbehren wollen, ebenso wenig

wie fortlaufende Untersuchungen über die Gesundheitsverhältnisse, geeignete Maßregeln zur Bekämpfung der endemischen Krankheiten und hygienische Vorkehrungen aller Art. Wenn man mitunter über die hohen Verwaltungskosten und das große Beamtenheer klagen hört, so ist das nur insofern berechtigt, als für die Förderung rein wirtschaftlicher Zwecke entschieden zu wenig ausgegeben wird; aber hierfür reichlichere Mittel durch eine Reduzierung des Verwaltungsapparats aufbringen zu wollen, wäre eine Torheit ersten Ranges. Unser Verwaltungsorganismus in Kamerun ist durchaus nicht übertrieben groß und kompliziert, und die Berufung auf die Verhältnisse in englischen Kolonien, der man gewöhnlich bei den Gegnern unserer Kolonialpolitik begegnet, beruht auf irriger Information. Das britische Niger-Protektorat zählt bedeutend mehr Beamte als unser Schutzgebiet. Unsere Zentralverwaltung besteht z. Zt. außer dem Gouverneur, zwei Referenten und dem Finanzdirektor, nur aus 23 Personen, darunter ein Kassenvorstand, Bureauvorstand, Zolldirektor, Hafenmeister, Arzt, Baumeister, Ingenieur, gerade nur die nötigsten Personen. Die Lokalverwaltung zählt insgesamt 34 Personen, die Justizverwaltung, außer dem Oberrichter, nur zwei Gerichtsassessoren, einen geprüften Rechtspraktikanten und einen Sekretär, und auch im Post- und Telegraphenwesen sind nur zwei Beamte beschäftigt.[275]) Man kann also doch wirklich nicht sagen, daß die Verwaltung für die bestehenden Aufgaben zu groß sei. Wer in das Getriebe der Kolonialregierung in Kamerun einen tieferen Einblick gewonnen hat, wird vielmehr zugestehen müssen, daß die vorhandenen Beamten nur bei hervorragender Tüchtigkeit und mit Anspannung aller Kräfte in der Lage sind, den notwendigsten Anforderungen zu genügen.

Kann also von einer Reduktion der Ausgaben eine Besserung der finanziellen Situation der Kolonie nicht erwartet werden, so ruhen unsere Hoffnungen allein auf dem allmählichen Anwachsen der Erträgnisse aus den Zöllen und Steuern, d. h. einem weiteren Aufschwung des Handels einerseits und andererseits der wirtschaftlichen Kraft und politischen Fügsamkeit der Eingeborenen.

Im letzten Berichtsjahre (Rechnungsjahr 1903) betrugen die Einnahmen 1 427 000 Mk., um 656 000 Mk. weniger als vorveranschlagt, die Ausgaben dagegen 4 267 500 Mk. (gegen 4 074 000 Mk. des Etats). Diese Mindereinnahme ist zum allergrößten Teil durch einen erheblichen Rückgang der Zolleinnahmen (um ca. 596 000 Mk.) bewirkt worden. Schon hieraus ist ersichtlich, daß eine schnelle und stabile Bilanzierung des Etats der Kolonie durch die eigenen Einnahmen in den nächsten Jahren jedenfalls noch nicht erwartet werden darf.

Konnten wir dem so oft gehörten Vorwurfe, daß die Regierung eine zu große Zahl von Beamten unterhalte, nicht zustimmen, so muß andererseits gesagt werden, daß die Verwaltung selbst leider nicht immer von wirtschaftlichem Geiste getragen und von weitausschauendem Verständnis durchdrungen gewesen ist. „Die kolonialen Verhältnisse — so habe ich schon an anderer Stelle ausgeführt — erfordern eine größere Freiheit der Bewegung für die wirtschaftlichen Unternehmungen als daheim. Den ganzen altpreußischen, auf hoch entwickelte Verhältnisse zugeschnittenen Verwaltungsapparat mit allen seinen Zöpfen auf die ganz embryonalen Entwickelungsansätze in den Kolonien zu übertragen, ist unwirtschaftlich und der Entwickelung hinderlich. Dem Privatunternehmer freien Lauf zu lassen, ihn innerhalb gewisser enger Grenzen an Leben und Eigentum zu schützen, darüber hinaus auf eigenes Risiko zu verweisen, der Privatinitiative des Einzelnen durch zweckmäßige wirtschaftliche Maßregeln vorzuarbeiten und sie zu stützen, das ist die Art, wie ein moderner Staat Kolonialpolitik treiben soll.“ Den wagemutigen Pionier aber auf Schritt und Tritt mit einer Menge von unnötigen Verordnungen hindern, ihm das ganze in der geringen Entwickelung aller Verhältnisse liegende Risiko allein aufbürden, ihn von vornherein mit Steuern, Abgaben und Zöllen überlasten, das heißt das heimische Kapital von kolonialen Unternehmungen abschrecken. Natürlich handelt die Regierung unter dem Zwange der unverständigen öffentlichen Meinung, die unablässig auf große Einnahmen aus den Kolonien drängt, und unter dem Drucke einer starken, sozial angehauchten Strömung

in den sogenannten kolonialen Kreisen daheim, die gegen die den großen Explorationsgesellschaften gewährten Sondervergünstigungen ebenso heftig wie unüberlegt zu Felde zieht.

Andererseits ist nicht zu verkennen, daß auch dem Entgegenkommen der Regierung gegenüber den Forderungen der Unternehmer, in erster Linie der Pflanzer, selbst bei weitherzigster Würdigung der besonderen Verhältnisse, durch die höheren Interessen der Staatsraison im allgemeinen und durch die Rücksicht auf das Mutterland gewisse unüberschreitbare Grenzen gezogen sind.

Um nun jederzeit einen gesunden Ausgleich zwischen den allgemeinen und den besonderen Interessen leichter zu ermöglichen, ist bereits im Jahre 1903 für alle Schutzgebiete die heilsame Institution des Gouvernementsbeirats eingeführt worden, der aus — vorläufig ernannten, nicht erwählten — Vertretern der privaten Interessentengruppen zusammengesetzt ist und bei der Aufstellung des Etats und vor Erlaß von wichtigen Verordnungen vom Gouvernement zu Rate gezogen werden muß. Die Mängel der Einrichtung, die Ernennung der Vertreter und die geringe Durchschlagskraft ihres lediglich beratenden Votums, liegen klar zu Tage, sind aber in der geringen Entwickelung aller Verhältnisse hinreichend begründet. Doch dürfte die Wahl der in den Beirat zu entsendenden Vertreter durch die Interessenten wohl auch heute schon durchführbar sein. Dadurch würde auch der Schein der Möglichkeit vermieden, als ob die Regierung es in der Hand habe, lediglich ihr genehme und bequeme Personen zu berufen und so den Zweck der Einrichtung durch die Art der Ausführung im Grunde zu vereiteln.

IV. Die Mission.[276]

Der Mission ist in unseren Schutzgebieten auch eine besondere politisch-wirtschaftliche Aufgabe gestellt, die Aufgabe, das allgemeine Kulturniveau der Eingeborenen zu heben, und sie dadurch zu politisch und wirtschaftlich wertvolleren Untertanen zu machen. Den weltentrückten deutschen Missionsgesellschaften wollte diese Verquickung ihrer idealen Aufgaben mit materiellen Zielen anfänglich nicht recht in den Kram passen. Aber es ist eine der segensreichen Folgen des ersten deutschen Kolonialkongresses zu Berlin im Jahre 1903 gewesen, daß die Mission seitdem engere Fühlung mit den kolonialpolitischen und kolonialwirtschaftlichen Interessen gewonnen hat.[277]

Zurzeit sind folgende Missionsgesellschaften in der Kolonie tätig: (S. Tabelle Seite 265.)

Hieraus erhellt, daß die Mission — abgesehen von den Stationen in Jaunde, Nyassoso und Bali, den am weitesten vorgeschobenen Bantu-Stämmen — über den Küstenstrich bisher nicht hinausgekommen ist. Die heidnischen Sudanstämme sind bisher noch völlig unberührt von ihrer Tätigkeit, da es ihr bisher nicht nur an dem nötigen Schutze, sondern auch besonders an Mitteln gebrach. Wie schwer, ja, fast aussichtslos, die Wirksamkeit der christlichen Mission unter den muhammedanisierten Negern sein wird, lassen die Erfahrungen in anderen Herrschaftsgebieten des Islams vermuten.

Das ausgedehnteste Wirkungsfeld hat die Baseler Mission. Die Zahl ihrer ordinierten Missionare beläuft sich zurzeit auf

Name und heimischer Sitz.	Stationen in Kamerun.
1. Board of Foreign Mission of the Presbyterian Church of U. S., New-York, 156, Fifth Avenue	Batanga (Chikihiki), Efulen, Elat, Mac Lean Memorial-Station (Lolodorf).
2. Evangelische Missionsgesellschaft in Basel.	Bonaku, Bonaberi, Bombe, Mangamba, Nyassoso, Viktoria, Buea, Lobetal, Edea, Bali.
3. Pallotiner Missionshaus (katholisch), Limburg (Lahn).	Marienberg, Edea, Engelberg, Kribi, Duala, Yaunde, Gr. Batanga.
4. Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten, Steglitz, Filandastraße 4.	Duala, Viktoria, Bassa-Bezirk, Abobe-Bezirk, Soppo, Bunatan.

29, die der Missionskaufleute auf 6, der Handwerker auf 2, der Baubrüder auf 4. Dazu kommen noch 15 Frauen von Missionaren und ein Fräulein als Vorsteherin der Mädchenanstalt. Das Arbeitsfeld hat etwa die Größe Württembergs, es ist im großen und ganzen das Flußgebiet des Mungo, Wuri, Lungasi und Sannaga, sowie eines Teiles des Nyong. Die Bali-Station ist erst im Jahre 1903/4 eingerichtet worden. Neben den 10 Hauptstationen sind noch 170 Nebenstationen bezw. Filialen in Tätigkeit. Die Zahl der Gemeindemitglieder betrug im Jahre 1904 etwa 4050 Personen (gegen 3637 im Vorjahre); im gleichen Jahre befanden sich 1107 Personen im Taufunterricht. In manchen Dörfern — so berichtet Missionar Hecklinger — hat bereits die christliche Partei die Oberhand, die heidnischen Sitten treten immer mehr zurück, namentlich auch die heidnischen Spiele bei Totenfeierlichkeiten. Charakterfestigkeit, Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit sind die Tugenden, die die Missionare am meisten bei den Leuten vermissen. Wenig zugänglich sind die „schmutzigen“ und „ver-

logenen" Bakwiri. Die Bakundu nennt Hecklinger abgestumpft, körperlich verkommen und zäh am Alten festhaltend.

Die Baptisten-Mission hat ein weißes Personal von 11 Köpfen. Sie beabsichtigt demnächst weiter ins Innere vorzugehen. Eine zu diesem Zwecke unternommene Erkundungsreise der Missionare Reimer und Süvern führte diese bis in das Land der Wute. Die erste neue Station soll im östlichen Teil des Yinge-Gebiets errichtet werden, in der Nähe des Ortes, wo Freiherr von Gagern seinerzeit gefallen ist.

Die Presbyterianer, im ganzen 11 Männer und 9 Frauen, haben in Groß-Batanga ein Krankenhaus für Schwarze erbaut, das fast immer voll ist. Sie haben im ganzen sieben Kirchengemeinden und vierzehn Filialen. Die Zahl der Kommunikanten beläuft sich nach dem letzten Bericht (1904) auf 785 und nimmt nur langsam zu, da alle Missionare nur nach Prüfung von ungefähr zwei Jahren taufen. In den verschiedenen Gemeinden, besonders im Buli-Lande, sind ungefähr 700 im Unterricht. In Efulen und Elat beträgt die Zahl der Kirchengänger meistens 500—600. (S. nebenstehende Tabelle.)

Ungemein segensreich wirken die Missionsgesellschaften aber außerdem auf dem Gebiete des Eingeborenen-Schulwesens. Die Baseler unterhalten nicht weniger als 173 Dorfschulen, vier Knabenanstalten, drei Mittelschulen, ein Gehilfenseminar, zwei „deutsche" Schulen und zwei Mädchenschulen. Die Gesamtzahl der Schüler in diesen Schulen betrug im Jahre 1903/4 über 5000, meistens Knaben und nur etwa 900 Christen.

In den Dorfschulen unterrichten eingeborene Gehilfen in dreijährigem Lehrgang in den elementaren Fächern der Volksschule, Lesen, Schreiben, Rechnen, biblische Geschichte und Singen. Die begabtesten Schüler der Volksschulen werden in die Knabenanstalten aufgenommen, die von je einem europäischen Missionar und einem eingeborenen Gehilfen geleitet werden und in denen zu den früheren Unterrichtsfächern noch Geographie (Kamerun, Afrika), Duala-Aufsatz und besonders deutsche Sprache kommt.

Die nachstehende statistische Übersicht über die katholische Mission in Kamerun (Stand vom 1. Oktober 1905) verdanke ich der Güte des Provinzials P. Vinc. Kopf, P. S. M.

Hauptstationen	Nebenstationen	Kirchen	Kapellen	Schulen: Stat.-Schulen: Knaben-Schulen	Schulen: Stat.-Schulen: Mädchen-Schulen	Schulen: Dorfschulen	Deutsche Missionare: Patres	Deutsche Missionare: Brüder	Deutsche Missionare: Schwestern	Eingeborene Lehrer	Schüler: Knaben	Schüler: Mädchen	Getaufte Christen (absol. Zahl)	Katechumenen
1. Marienberg . . .	1	1	1	1	1	4	2	3	3	5	250	35	1600	300
2. Edea	—	1	1	1	1	3	2	2	3	4	125	25	900	120
3. Kribi	3	1	4	1	1	5	2	3	3	6	300	80	900	300
4. Engelberg	1	1	1	1	1	1	2	4	4	1	175	35	372	162
5. Duala	1	1	1	1	1	2	5	5	4	7	290	41	380	230
6. Yaunde	—	1	1	1	1	1	2	5	4	1	243	30	161	144
7. Groß-Batanga . .	—	1	—	1	—	3	1	2	—	3	120	—	106	140
	6	7	9	7	6	19	16	24	21	27	1503	246	4489	1396

Von hier aus treten die Schüler in eine der drei Mittelschulen in Bonaberi, Lobetal oder Buëa über. Hier wird der Unterrichtsstoff wiederum beträchtlich erweitert. Im Religionsunterricht treten zur biblischen Geschichte noch Einleitung ins Neue Testament (in Duala) und ins alte Testament (an der Hand der deutschen Bibel), ferner ausführliche Katechismuserklärung. Der Geographieunterricht behandelt die fünf Weltteile, mit besonderer Berücksichtigung von Europa und Deutschland. Der Unterricht in der Weltgeschichte umfaßt ausgewählte Geschichtsbilder von der ältesten bis in die neueste Zeit. Besonderer Nachdruck wird auch hier auf den Unterricht in der deutschen Sprache gelegt.

Der letztere Lehrgegenstand wird noch mehr betont in den beiden „deutschen" Schulen in Belldorf und Didodorf, deren Ziel sonst etwa dem der gehobenen Knabenanstalten entspricht.

Aus den Mittelschulen werden alljährlich einige Schüler als Hilfslehrer und -Katechisten im Dienst der Mission verwendet. Der größere Teil tritt aber in das Gehilfenseminar in Buëa ein. Zu den Lehrfächern der Mittelschulen kommen hier vor allem eine tiefere Einführung in die heilige Schrift und die Grundlehren der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, ferner Kirchengeschichte, Erweiterung des Weltgeschichtsunterrichts und praktische Einführung in das Predigt- und Lehramt.

Dem Unterricht und der Erziehung der weiblichen Jugend dienen die blühenden Mädchenschulen in Akwadorf und Edea, die erstere von einer Lehrerin, die zweite von der Frau des dort stationierten Gemeindemissionars geleitet.

Man kann dieser vortrefflichen Organisation die vollste Anerkennung nicht versagen, und es wäre zu wünschen, daß den Missionen von Reichs wegen größere Mittel zur Erweiterung gerade dieses Zweiges ihrer aufopferungsvollen und erfolgreichen Wirksamkeit zur Verfügung gestellt würden, wie ich das schon öfter betont habe.

Auch die anderen Gesellschaften wirken auf dem Gebiete des Schulwesens, wenn auch in viel geringerem Umfange. Die

Baptisten unterhalten z. B. in Duala je eine Knaben- und Mädchenschule, von denen die erstere einen achtjährigen Kursus umfaßt und mit einer Erziehungsanstalt für zukünftige eingeborene Lehrer verbunden ist. In der Mädchenschule werden besonders die Leistungen in Handarbeiten, vom gewöhnlichen Nähen bis zur feinsten Weißstickerei, gerühmt. Auch in Soppo, Bonakwasi, Nyamtang usw. werden Schulen unterhalten.

Die Presbyterianer haben gleichfalls bereits zehn Dorfschulen (mit fast 400 Schülern) eingerichtet. Außerdem besteht eine Mädchenschule in Bongaheli, sowie größere Anstalten in Batanga, Efulen und Elat (mit zusammen etwa 60 + 460 Schülern bezw. Schülerinnen). Diese Mission hat besonders mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß ihre Sendboten Amerikaner sind und daher selbst erst das Deutsche erlernen müssen, um dann in dieser Sprache Unterricht zu erteilen, statt, wie früher, im Englischen.

Besonders erwähnenswert ist schließlich, daß die Baseler Mission eine Schreiner- und Schlosserwerkstätte unterhält, welche die Aufgabe hat, junge Leute zu Handwerkern heranzubilden. Die Lehrlinge haben in dieser Werkstätte, unter Anleitung ihres Meisters, schon manch schönes, ja prächtiges Möbelstück geliefert.

Faßt man alles zusammen, so kann nur Böswilligkeit verkennen, daß die Mission außer der Christianisierungsarbeit wahrhaft hervorragende Leistungen in bezug auf die Hebung des allgemeinen Kulturniveaus der Eingeborenen in den Küstendistrikten vollbracht hat und noch ständig vollbringt. Wenn es gelingt, unsere Kolonie wirtschaftlich in die Höhe zu bringen, so wird das nicht zum geringsten Teile ihrer Tätigkeit zu danken sein. Man sollte daher aufhören — gerade in den Kreisen der Kolonialpolitiker — die Wirksamkeit der Mission gering zu schätzen oder gar zu bespötteln.

V. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie.

Allgemeine Vorbedingungen der wirtschaftlichen Entwicklung.[278])

Die klimatischen Verhältnisse schließen, wie wir gesehen haben, eine Massen-Ansiedlung von Europäern in den Küstengebieten jedenfalls völlig aus. Das Innere des Landes kommt aber dafür z. Zt. schon wegen des Mangels geeigneter Verbindung mit der Küste und genügenden Schutzes für Leben und Eigentum noch nicht in Betracht. Die Europäer werden also vorläufig immer nur für einige Zeit sich im Lande aufhalten, und die Eingeborenen allein die Bevölkerung des Landes und die unentbehrliche Unterlage der wirtschaftlichen Entwicklung bilden. Hieraus ergibt sich ohne weiteres die Richtschnur für unsere Eingeborenenpolitik. Die Eingeborenen müssen zwar in strikter Abhängigkeit erhalten, in ihrer materiellen und geistigen Kultur aber nach Möglichkeit gehoben werden, damit sie sich zu brauchbaren Arbeitern, leistungsfähigen Steuerzahlern, kaufkräftigen und kauflustigen Abnehmern unserer Waren und fleißigen Produzenten wertvoller Weltmarktartikel entwickeln.

Ich glaube oben nachgewiesen zu haben, daß die Eingeborenen von Natur wohl das Zeug dazu besitzen, um diesen Erwartungen bei verständiger Anleitung vollkommen zu entsprechen.

Soweit die Entwicklung des Landes von den Eingeborenen abhängig ist, könnten wir also beruhigt sein, wenn ihre An-

zahl — auch nach den besten Schätzungen — im Verhältnis zu der Größe des Schutzgebietes nicht so sehr gering wäre. Selbst wenn wir eine Bevölkerung von zwölf Millionen Köpfen (s. S. 110) zugrunde legen, so ergibt das nur eine Bevölkerungsdichte von etwa 25 Köpfen auf das Quadratkilometer, also nur etwas mehr als ein Achtel der Bevölkerungsdichte des Rheinlandes. Hierdurch werden unsere Hoffnungen auf die Entwicklungsfähigkeit des Landes erheblich eingeschränkt.



Alte Tinto-Station.

Wir können freilich erwarten, daß das allmähliche Aufhören der Sklavenjagden und der ewigen Kriegszüge in Verbindung mit der Verbesserung der Lebensbedingungen der Eingeborenen mit der Zeit ein schnelleres Wachstum der Bevölkerung zur Folge haben wird; denn die Rasse ist lebenskräftig, und die Unsitte des künstlichen Abortus scheint in Kamerun weniger verbreitet zu sein als in Ostafrika. Vorderhand aber müssen wir mit dem Vorhandenen rechnen und versuchen, Stamm für Stamm

in den Bannkreis unserer Interessen zu ziehen, eine Aufgabe, die noch für lange Jahre unsere besten Kräfte in Anspruch nehmen wird.

Mittlerweile macht sich die geringe Bevölkerungszahl in dem Mangel an Arbeitern für die europäischen Unternehmungen empfindlich bemerkbar, zumal der freie Neger in Kamerun sich nicht leicht zur Farmarbeit oder sonstiger Beschäftigung in fremden Diensten hergibt, nicht aus Faulheit, wie oben gezeigt, sondern weil seine geringen Bedürfnisse und die Ergiebigkeit der Natur ihm ein unabhängiges Leben auf eigener Scholle ermöglichen. Erst die Bedürfnisse einer höheren Kultur werden ihn zur Dienstbarkeit zwingen. Armer Naturmensch! Verdammte Kultur!

Unmittelbar der Küste vollends sind die Eingeborenen zum größten Teil seit langer Zeit dem einträglichen und mühelosen Zwischenhandel ergeben, wie die Duala, die Mungo-, Abo-, Wuri-, Dibomba-, Lungasi- und Ndonga-Leute, die Bamboko, Malimba, Bakoko und Edea, sowie die Batanga, Bapuku, Banoko, die Kampo-Leute und schließlich die Mabea. Erst die völlige Beseitigung des Zwischenhandels wird alle diese Stämme gefügiger machen, sich den Deutschen als Arbeiter zu stellen.

Das Gouvernement hatte daher für seine Arbeiten seit langem Kru-Leute von der Goldküste, Togo-Leute und andere fremde Neger eingeführt, und erst neuerdings ist es gelungen, Kamerun-Leute z. T. an ihre Stelle zu setzen. So sind jetzt in der Tischlerwerkstatt in Buëa nur noch Eingeborene der Kolonie selbst beschäftigt, die den verschiedensten Stämmen des Schutzgebiets angehören und sich bisher durchaus gut bewähren. Auch auf den Regierungsfahrzeugen in Duala und in Viktoria sind die Kru-Bootsleute zum größten Teil durch Batanga-, Duala- und Bota-Leute ersetzt worden[279]).

Für Plantagenarbeiter konzentriert sich die Nachfrage naturgemäß im Bezirk Viktoria, wo ja zurzeit die meisten Pflanzungen angelegt sind. Die Zahl solcher Arbeiter beträgt heute in ganz Kamerun bereits über 10000, wovon etwa die Hälfte auf die Plantagen in und bei Viktoria entfallen. Mehr und mehr rekrutieren sich die Arbeiter aus den Stämmen im



Der Mungo in der Trockenzeit.

Nordosten des Schutzgebiets, den Bezirken Rio del Rey, Johann Albrechtshöhe, Fontemdorf und Bamenda. Am stärksten sind die volkreichen Stämme der Bali-Länder an der Arbeiterlieferung beteiligt; sie senden jährlich gegen 1000 Arbeiter zur Küste. Auch das Jaunde-Land stellt ein starkes Kontingent, doch beginnt der Zuzug von dort aus nachzulassen, da die dortigen Handelsfirmen infolge der Erweiterung ihrer Geschäfte einen immer wachsenden Bedarf an Trägern haben. Die Regierung hat die Arbeiterverhältnisse verständigerweise unter ihre spezielle Kontrolle genommen, der Besserung der Wohnungs- und Verpflegungseinrichtungen ihr Augenmerk zugewandt und auf gute Behandlung der Arbeiter energisch hingewirkt und dadurch einen stärkeren Zufluß von Arbeitswilligen herbeigeführt, so daß z. Zt. wenigstens von einem Arbeitermangel in den Plantagen nicht die Rede sein kann.

Der Arbeitermangel, unter dem ja mehr oder weniger alle unsere Kolonien zu leiden haben, hat natürlich in kolonialpolitischen Kreisen auch den Gedanken zur Erörterung gestellt, ob es im Interesse einer schnelleren Entwicklung des Schutzgebiets nicht angebracht sei, in gewissen Grenzen eine Art von Arbeitspflicht — analog unserer Wehrpflicht — für die Eingeborenen einzuführen. Dies um so mehr, als die Plantagenwirtschaft, auf der ja z. T. die Zukunft Kameruns, soweit wir bis jetzt sehen können, beruht, ohnehin heute weniger rentabel ist als zu der Zeit, wo die Plantagenbesitzer noch mit Sklaven arbeiten und auf dem schwächer beschickten Weltmarkt bessere Preise für ihre Produkte einheimsen konnten.

Die Arbeitslöhne schwanken in den einzelnen Gegenden zwischen 20—80 Pfennigen pro Tag neben freier Beköstigung und Unterkunft. Dazu kommen bei den fremden Arbeitern noch die Kosten der Anwerbung und des Hin- und Rücktransports. Die letzteren verpflichten sich außerdem in der Regel nur auf ein Jahr, da den Inlandstämmen das Küstenklima nicht gut bekommt. Hiernach läßt sich berechnen, wie sehr die Rentabilität des Plantagenbaus durch die Arbeiterfrage beeinflußt wird, und wieviel Reiz ein Vorschlag für die Plantagenbesitzer auf

den ersten Blick haben muß, der ihnen billige Zwangsarbeiter durch Vermittlung des Gouvernements zuführen würde.

Aber wenn auch angenommen werden könnte, daß die Einführung einer allgemeinen Arbeitspflicht — etwa an einigen Tagen jeder Woche — für die Eingeborenen die Genehmigung der gesetzgebenden Faktoren des Mutterlandes erhalten würde — was ich nicht glaube — so scheitert doch bei näherer Betrachtung der Plan an den Schwierigkeiten der Ausführung. Die Maßregel würde auf den größten Widerstand bei den Eingeborenen stoßen und daher eine starke Vermehrung der Polizeitruppe in Gefolge haben müssen. Da die wirtschaftlichen Betriebe der Europäer nicht gleichmäßig über das Land verteilt sind, so wären fortwährende, schnelle Hin- und Hertransporte großer Arbeitermassen erforderlich, die viel Geld kosten würden und für die es heute auch noch an geeigneten Verkehrsmitteln fehlt. Eine wirksame Kontrolle der Arbeitspflichtigen würde weiterhin einen großen Verwaltungsapparat erfordern usw. usw. Da zudem für Wohnung und Beköstigung ohnehin gesorgt werden müßte, so kann man an den fünf Fingern ausrechnen, daß ein solcher Pflichtarbeiter den Plantagenbesitzern, von denen doch die Regierung ihre Selbstkosten erstattet verlangen müßte, teurer zu stehen käme als ein freier Kontraktarbeiter. Versuche, die von den Portugiesen und den Franzosen in ihren Kolonien gemacht worden sind, haben denn auch zu einem negativen Ergebnis geführt, und der jetzige Aufstand in Deutsch-Ostafrika ist z. T. daraus enstanden, daß man den Gedanken — noch dazu in einer der mildesten Abarten — dort stellenweise in die Tat umzusetzen versuchte.

Ich bin auf diesen Vorschlag hier etwas näher eingegangen, weil von gewisser Seite[281]) viel Wesens davon gemacht worden ist und noch gemacht wird, und es daher zweckmäßig erschien, einmal zu zeigen, wie wenig dahinter steckt.

Selbst die fakultative Ableistung der Steuer in Form von Arbeit stößt auf große Ausführungsschwierigkeiten, da die Arbeiten, für die man gerade Leute braucht, meist weit von dem Orte ausgeführt werden müssen, wo die Steuerarbeiter sich

aufhalten, also Transporte nötig machen würden, deren Kosten — neben Beköstigung und Unterbringung — zu dem zu zahlenden Steuerbetrage in gar keinem Verhältnis stehen.

Fassen wir die bisherigen Ausführungen zusammen, so verhindert also das Klima die Massenansiedelung von Weißen, die geringe Dichte der an sich kulturfähigen Bevölkerung setzt der wirtschaftlichen Entwickelungsmöglichkeit eine nicht sehr hoch gesteckte Grenze, und



Neue Tinto-Station.

ferner bieten die Arbeiterverhältnisse mancherlei Schwierigkeiten.

Diese nüchternen, — von Schönfärberei und Pessimismus gleich weit entfernten — Schlußfolgerungen sollte man festhalten, wenn von der wirtschaftlichen Zukunft Kameruns die Rede ist. Ob im übrigen die Natur des Landes eine gewinnbringende Entwickelung zuläßt, was zu ihrer Förderung bereits getan ist und was uns zu tun noch übrig bleibt, das zu zeigen, soll die Aufgabe der folgenden Ausführungen bilden.

Die Produktion des Landes.

Von der Produktion der Eingeborenen, ihrem Ackerbau, ihrer Viehzucht und ihrer gewerblichen Betätigung ist bereits in den früheren Abschnitten ausführlich die Rede gewesen. Was sie produzieren, ist im allgemeinen nur für den eigenen Bedarf oder für den Handel mit der nächsten Umgegend bestimmt. Nur einzelne Produkte, wie die Waffen der Durru oder die Pferde der Marruaner haben ein größeres Absatzgebiet, gehen aber nicht aus der Kolonie oder gar aus Afrika heraus. Die einzigen Exportprodukte, die sie für den Weltmarkt liefern, Elfenbein, Kautschuk, Palmkerne, Kolanüsse und Edelhölzer (Ebenholz usw.), sind nicht Erzeugnisse ihrer eigenen werteschaffenden Tätigkeit, sondern Artikel, die die Natur ihnen ohne besondere Pflege in den Schoß wirft und die sie nur zu sammeln brauchen, um sie an die Zwischenhändler zu verkaufen. Nur die Palmkerne werden z. T. schon von den Waldlandleuten zu Palmöl verarbeitet (vgl. S. 248).

Daß diese Sammeltätigkeit der Eingeborenen in mancher Beziehung großer Ausdehnung fähig ist, kann nicht bestritten werden. Über die weiteren Aussichten der Elfenbeingewinnung habe ich mich schon früher geäußert (S. 96). Die Kautschukbestände an der Küste sind heute bereits ausgebeutet; aber im Innern finden sich noch ungeheure Reichtümer, wie die Untersuchungen der Gesellschaften „Südkamerun“ und „Nordwest-Kamerun“ ergeben haben. Auch diese werden aber in absehbarer Zeit erschöpft sein, da die Eingeborenen bei dem Abzapfen des kostbaren Saftes leider die Pflanzen zu vernichten

pflegen (vgl. S. 76). Man gibt sich zwar Mühe, sie zu einem rationelleren Verfahren anzuhalten und die Pflanzen zu schonen, mit welchem Erfolge, muß abgewartet werden. Die Gesellschaft „Südkamerun“ berichtet allerdings, daß sie gute Erfolge in dieser Richtung erzielt habe. Aber auch wenn es gelingt, die Bestände durchweg vor völliger Vernichtung zu bewahren, so wird die Ausbeute vermutlich kaum namhaft gesteigert werden können, weil eben die Bevölkerung nicht zahlreich genug ist. Der Export hatte schon im Jahre 1891 einen Wert von ca. 1200000 Mk., sank zeitweise erheblich unter diese Ziffer, stieg dann zwar in 1901 bis auf ca. 1750000 Mk. fiel aber im folgenden Jahre wieder auf ca. 1400000 Mk. und erreichte im Jahre 1903 hauptsächlich deshalb einen Wert von über 2 Millionen Mk., weil inzwischen neue Sammelgebiete erschlossen worden waren.

Daß die Ölpalme den größten Reichtum der Kolonie darstellt, ihre Produkte die Hauptmasse des Exports der Kolonie ausmachen und eine unversiegliche Wertquelle bilden, habe ich oben (S. 77) dargelegt. Auch hier harren kolossale Bestände der Ausbeutung, wenn es nur nicht an Menschen fehlte. Dazu kommt, daß die Pflanze gegen 50 Jahre ertragsfähig ist und unter der Ausnutzung nicht leidet. Aber eben die dünne Bevölkerung wird eine wirklich bedeutende Steigerung der Ausbeute kaum zulassen. Der Export wertete bereits im Jahre 1891 über 2300000 Mk., hat diese Höhe 10 Jahre lang kaum nennenswert überschritten und erst jetzt einen Wert von ca. 3320000 Mk. erreicht.

Die Kolanuß (S. 76), die zeitweise gar nicht (z. B. 1892), zeitweise im Werte von 24000 Mk. (1896) zur Ausfuhr gelangte, scheint sich in neuester Zeit zu einem bedeutsamen Ausfuhrartikel zu entwickeln (1903: ca. 30000 Mk.). Dies ist aber dem plantagenmäßigen Anbau, nicht einer Steigerung der Sammeltätigkeit der Eingeborenen zu danken.

So begegnen wir hier überall als einem starken Hindernis für eine weitere Ausbeutung der Sammelprodukte der Tatsache der geringen Besiedelung der Kolonie. Und die weitere Ent-

wickelung des Plantagenbaus an der Küste wird der Sammeltätigkeit voraussichtlich noch immer mehr arbeitslustige Hände entziehen.

Es ist sehr anzuerkennen, daß die Regierung es sich angelegen sein läßt, die Eingeborenen unablässig zum Anbau ihrer Bodenfrüchte über den eigenen Bedarf hinaus, wo es noch nicht geschieht, anzuregen. So wird allmählich sich ein eigener Stand von Landwirten herausbilden, der die übrigen mit seinen Produkten versieht und ihre Arbeitskraft für andere Betriebe freimacht. Natürlich kann sich diese Umbildung nur langsam vollziehen.

Das Beispiel der europäischen Plantagen beginnt auch bereits auf die Eingeborenen einzuwirken. Um die Eingeborenen-Kulturen möglichst ertragreich zu machen, müßte man nach Ansicht eines der besten Kenner des Landes, des früheren Direktors des botanischen Gartens zu Viktoria, Dr. Paul Preuß, solche Kulturpflanzen in Kamerun einführen, deren Erzeugnisse der Eingeborene in gleicher Güte liefern kann wie der Europäer, so z. B. Gewürznelken, Muskatnuß, Erdnüsse, Ölpalmen, Kolanuß, Pfeffer und erst in zweiter Linie Kautschuk und Kakao. Oder es müßte Arbeitsteilung stattfinden, so daß der Eingeborene die Lieferung des Rohproduktes übernimmt, der Europäer aber die Präparation der Ernte für den Export bewirkt, wie das z. B. vielfach in Mexiko bei der Vanille, der Muskatnuß in Grenada und der Baumwolle in verschiedenen anderen Ländern Amerikas und Asiens schon seit geraumer Zeit der Fall ist. Ein Teil der Eingeborenen des Küstengebietes arbeitet bereits fleißig auf eigenen Pflanzungen wie: Lisoka, Soppo, Molyko, Bolifamba, Ekona, fast ausschließlich das Ergebnis der Arbeit der Neger. Die intelligenten Viktoria-Neger, die aus Sierra Leone über Fernando Poo eingewandert sind, machten schon vor mehreren Jahren den Anfang, und die Bakwiri schlossen sich ihnen an.[282])

Der Entwickelung des Plantagenbaus durch die Europäer[283]) ist lange Zeit hindurch die Ergiebigkeit des schon vor der Besitzergreifung auch von deutschen Firmen betriebenen

Handels mit den erwähnten Sammelprodukten hinderlich gewesen. „Man muß sich in der Tat wundern“ — so läßt sich der um die wirtschaftliche Entwickelung unserer Kolonien so hoch verdiente Geheimrat Prof. Dr. Wohltmann vernehmen — „wie es möglich ist, daß der hohe Wert Kameruns als Plantagenland solange verschleiert blieb, und das um so mehr, als doch diese herrlichen Ländereien unmittelbar am Meere gelegen sind, so daß die Verschiffung der Produkte auf das leichteste und billigste bewerkstelligt werden kann. Das Dampfschiff ankert unmittelbar zu Füßen der Plantagen, kaum ½ km von denselben entfernt.“

Als der beste Boden in Kameruu — soweit es in dieser Beziehung bereits untersucht worden ist, gilt der Küstenstreifen am Westfluß des Kamerungebirges und ferner auch dessen westlicher und südlicher Abhang (verwitterte Lava). Geheimrat Wohltmann, dessen rationelle Bodenuntersuchungen für den Plantagenbau auch in Kamerun von so großer Bedeutung gewesen sind, sagt darüber: „Wer diesen nährstoffreichen, milden und tiefgrundigen Boden und die Vegetation, die er trägt, gesehen hat, wird gestehen müssen, daß man in der ganzen Welt suchen muß, um eine ähnliche Güte der Natur wiederzufinden. Und derartiger Boden ist im Kamerungebirge nicht vereinzelt anzutreffen, sondern in weiter Ausdehnung.“ Nach den Untersuchungen des Geologen Dr. Esch reicht der gleiche Boden bis zum Fuß des Kupe im Nkossi-Lande und soll hier sogar noch fruchtbarer sein als am Kamerungebirge selbst. „Ja selbst die schlechtesten Böden hier besitzen noch einen derartigen Reichtum an Pflanzennährstoffen, daß sie unsere heimischen Böden, und insbesondere auch die meisten ostafrikanischen, bei weitem überflügeln.“ Da auch das Klima günstig und insonderheit die Niederschlagsmenge außerordentlich hoch ist (vergl. S. 63), so sind hier in der Tat für den Plantagenbau außerordentlich günstige Vorbedingungen gegeben.

Schon bald nach der Besitzergreifung hatte der Gouverneur von Soden im Botanischen Garten zu Viktoria systematisch Pflanzungsversuche mit Kakao anstellen lassen. Doch waren

es zunächst die Tabakspflanzungen der westafrikanischen Pflanzungen in Bibundi — wo früher Surinam-, später Havana-Tabak gebaut wurde — die durch ihr vorzügliches Produkt die Aufmerksamkeit auf sich zogen (1894/95 wurden bereits auf 18 ha 60 Zentner geerntet). Da inzwischen die Kakaokultur sich als noch einträglicher erwiesen hat, so hat sie alles Kapital und allen Unternehmungsgeist allein auf sich gezogen, und das Bessere ist hier wieder einmal der Feind des Guten gewesen. In ähnlicher Weise hat in der Südsee die leichte und lukrative Kokospalmenkultur der Entwickelung des Tabakbaus im Wege gestanden, obwohl die ersten Versuche ein ausgezeichnetes Blatt ergeben hatten.

Heute ist der ganze südliche und westliche Abhang des Kamerunberges mit Plantagen besetzt. Die angebaute Fläche mag jetzt gegen 3000 ha betragen; mindestens 2500 ha entfallen davon auf die Kakaokultur. Mehr als 4000 Arbeiter werden hier ständig beschäftigt, und die Ausfuhr von Kakao erreichte im Jahre 1903 bereits einen Wert von 928218 Mk. (für 912920 kg) gegen 692693 Mk. (für 648272 kg) im Jahre 1902 und 334000 Mk. im Jahre 1900.

Auf dem Kakaobau beruht denn auch zunächst in erster Linie die wirtschaftliche Zukunft des Schutzgebietes. „Tabak, Kaffee, — welch beide Produkte in Kamerun nach Wiedererschließung und tatsächlicher Besetzung des Hochlandes dort in den für Plantagen geschaffenen Lagen zweifelsohne noch eine Zukunft haben[284]) — Zuckerrohr, Vanille, Kardamom, Zimt liefern zwar gleichfalls gute Erträge im Versuchsgarten zu Viktoria; sie finden jedoch auch anderweitig in den Tropen ein günstiges Anbaugebiet, während das Klima und der Boden vom Kamerungebiet gerade für die Kakaokultur wie gemacht zu sein scheint." So Wohltmanns Urteil, dem man sich nur anschließen kann. Während also in den unteren Lagen, vielleicht bis zu 500 und 600 m Höhe, der Kakao auf den besseren Böden den Vorzug verdient, wird man überall, wo der Boden wenig gut ist und das Terrain höher liegt, bis dahin, wo die Temperatur nicht unter 5 Grad Celsius sinkt, Kaffee und Tabak

mit Erfolg bauen können. Die bisherigen Versuche mit Kaffee haben allerdings von einem Wurzelkäfer sehr schwer zu leiden gehabt, und es ist noch zweifelhaft, ob sich dies Hindernis der Kultur wird überwinden lassen.

Neuerdings sind die meisten Unternehmer und Gesellschaften auch dazu übergegangen — nachdem die wilden Bestände an der Küste vielfach erschöpft sind — ausgedehnte Kautschukplantagen anzulegen. In der Hauptsache wird Kickxia elastica kultiviert, die um deswillen gute Aussichten hat, weil der Baum in Kamerun heimisch ist, sich mit der Kakaokultur gut verträgt und als Schattenbaum der Kakaopflanzungen deren Risiko bedeutend vermindert. Auch Castilloa elastica und andere Kautschukarten sind versuchsweise z. B. auf der Moliwe-Pflanzung angesetzt worden. Großkulturen von Kickxia haben neben der Moliwe-Pflanzung und der Plantage Viktoria die Westafrikanische Pflanzungs-Gesellschaft Bibundi, die Kamerun-Land- und Plantagen-Gesellschaft, die Gesellschaft Nordwest-Kamerun und besonders die Meanja-Kautschuk-Pflanzung angelegt.

Die Kautschuk-Kulturen haben indessen von einem Bohrkäfer stark zu leiden, zu dessen Bekämpfung im Jahre 1905 Dr. W. Busse im Auftrage des Berliner Kolonialwirtschaftlichen Komitees in der Kolonie Untersuchungen angestellt hat.

Auch die Kolanuß beginnt man hier und da als Nebenkultur plantagenmäßig anzupflanzen.

Im Kameruner Plantagenbetrieb sind bereits mehr als 14 Millionen Mark engagiert und mehr als 10000 eingeborene Arbeiter tätig. Besser als alles andere illustrieren diese Ziffern den Umfang der wirtschaftlichen Erschließungsarbeit, die hier eingesetzt hat. Der Export in Kakao warf im Jahre 1903 bereits rund 20000 Zentner auf den Weltmarkt, und mit der Zunahme der Produktion ist auch die Qualität der Bohne von Jahr zu Jahr veredelt worden und steht heute auf bedeutender Höhe.

Die in Kamerun zur Zeit tätigen Pflanzungsunternehmen und ihren Stand im Jahre 1904 zeigt die nachfolgende Übersicht:

Firma des Unternehmens.	Kapital ℳ	Bodenbesitz ha	davon bebaut ha mit Kakao	davon bebaut ha mit Kickxia	Bemerkungen
Bezirk Viktoria-Buëa.					
1. Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Viktoria", A.-G. in Berlin.	4 500 000	11 600	1 500	100	Plantagen in Viktoria, Limbe-Bonjongo, Buana-Soppo, Ngeme-Ebongo, Bota-Krater u. Bussumbu.
2. Kamerun Land- und Plantagengesellschaft, D. K. G. in Hamburg.	—	10 759	522	15	Plantagen in Bimbia u. N'Bamba.
3. Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Bibundi", A.-G. in Hamburg.	2 100 000	14 000	709	3	Außerdem 100 Bäume Castilloa und 1000 Bäume Teakholz. Plantagen in Bibundi, Isongo u. Mokundanga.
4. Moliwe Pflanzungsgesellschaft. D. K. G. in Hamburg.	1 100 000	15 500	451	51	Außerdem 4 ha mit Castilloa bepflanzt. Plantage in Moliwe.
5. Plantage „Oechelhausen". Sitz in Dessau.	400 000	2 000	280	2	Plantage Oechelhausen bei Isongo.
6. Katholische Mission „Engelberg".	—	500	80	30	Den Pallotinern gehörig.
7. Pflanzung Linell & Co. „Debundja". Sitz in Hamburg.	—	1 265	114	½	Plantage in Debundja.
8. Pflanzung Idenau-Sanje. Sitz in Stuttgart.	—	2 000	250	1	Plantage Sanje bei Bibundi.
9. Gesellschaft Ambas-Bay.	—	100	45	—	—
10. Lisoka-Pflanzung. G. m. b. H. in Berlin.	600 000	2 000	300	16	Plantage Lisoka.
11. Molyko-Pflanzung. G. m. b. H. in Berlin.	400 000	710	260	12	Plantage Molyko.
12. Bolifamba-Pflanzung. G. m. b. H. in Berlin.	400 000	1 251	240	—	Plantage Bolifamba.
13. Ekona-Pflanzung. G. m. b. H. in Berlin.	600 000	2 000	237	½	Plantage Ekona.

14. Koke-Pflanzung. G. m. b. H. in Berlin.	600 000	2 000	12	—	Plantage Koke. Kickxia z. T. im Urwald wild wachsend, z. T. angepflanzt.
15. Kautschuk-Pflanzung „Meanja", A.-G. in Berlin.	1 000 000	6 000	—	—	Plantage Meanja, Kickxia z. T. im Urwald wild wachsend, z. T. angepflanzt.
Bezirk Ossidinge.					
16. Pflanzung der Gesellschaft „Nordwest-Kamerun".	—	100	—	14	Plantage „Abanando". Stand vom Jahre 1903.
Bezirk Johann-Albrechtshöhe.					
17. Pflanzung der Firma Jantzen und Thormählen.	—	25	20	5	Plantage „Mukonge".
18. Versuchspflanzung der Gesellschaft Nordwest-Kamerun.	—	100	2	2	in Mundame.
Bezirk Edea.					
19. Pflanzungen der Deutschen Kamerun-Gesellschaft.	—	420	10	1	Plantagen Wogobenan und Pango-Sungo.
Bezirk Kribi.					
20. Versuchsplantage A. & L. Lubcke.	—	5	5	—	—
21. Randad & Stein.	—	200	19	1	Plantagen Dehane und Longji. Kautschuk nur in Longji.
22. Plantagengesellschaft „Südkamerun". G. m. b. H. in Berlin.	160 000	3 000	135	—	Plantagen Puno und Wasserfall (am linken Ufer des Lobeflusses). Stand von 1903.
23. Plantage „Jenker".	—	816	40	—	Plantage in Bipindihof, führte 1904 die ersten 1250 kg aus.
Gesamtsumme	11 860 000	76 351	5 231	254	

Die meisten dieser Unternehmungen sind erst neueren Datums; nur einige wenige waren bei Beginn dieses Jahrhunderts schon in Tätigkeit, und einige stehen andrerseits auch heute erst im Anfang ihres Betriebes. Erst von diesem Zeitpunkt ab datiert also eigentlich die Ära der wirtschaftlichen Entwickelung des Schutzgebiets. Wieder ein Beweis dafür, wie wenig unterrichtet diejenigen sind, die sich über die Kolonie beklagen, die wir doch nun schon 20 Jahre besäßen. Etwa 5500 ha sind in dieser kurzen Zeit unter Kultur gebracht; aber mehr als das Zehnfache steht den Gesellschaften noch zur Verfügung[285]).

Um einen Überblick über den augenblicklichen Stand der einzelnen Plantagen zu geben, gebe ich hier noch eine kurze Tabelle*), aus der ersichtlich ist, welcher Teil der kultivierten Plantagenländereien bis Ende 1904 ertragsfähig geworden war. Da die Kautschukbäume bis dahin noch keine Ernte ergeben konnten, so beziehen sich die Ziffern nur auf das mit Kakaobäumen besetzte Gelände.

Plantage	Ertragsfähig ha	Plantage	Ertragsfähig ha	Plantage	Ertragsfähig ha
1.	650	9.	15	17.	—
2.	393	10.	150	18.	1
3.	400	11.	20	19.	—
4.	78,75	12.	25	20.	—
5.	150	13.	—	21.	—
6.	2	14.	—	22.	15
7.	60	15.	—	23.	—
8.	25	16.	—		

Es sind also überhaupt erst 1984 ha ertragsfähig gewesen, also etwa ein Drittel des kultivierten Plantagenlandes. Hieraus ergibt sich die erfreuliche Perspektive, daß der Export von Plantagenerzeugnissen — ganz abgesehen von den inzwischen

*) Ich bezeichne dabei der Kürze wegen die einzelnen Unternehmungen mit der Nummer, die sie im vorausgehenden Verzeichnis tragen.

vorzunehmenden Neuanpflanzungen — aus den bestehenden Kulturen sich in den nächsten Jahren etwa verdreifachen wird.

Es würde zu weit führen, hier im einzelnen den derzeitigen Stand jeder der in Kamerun tätigen Gesellschaften einer eingehenden Besprechung zu unterziehen. Wir heben daher hier[286]) nur zwei der älteren Gesellschaften, die Westafrikanische Pflanzungs-Gesellschaft „Viktoria" und die Moliwe-Pflanzungs-Gesellschaft heraus. Die erstere besitzt ein Terrain, das von einem schmalen Küstenstreifen südlich des Kamerunbergs aus sich ziemlich weit ins Land hinein erstreckt. Ende 1904 waren bepflanzt:

ca.	2855 ha	mit	1900000	Kakaobäumen, davon 500000 ertragsfähig,
ca.	104 ha	mit	200000	Kickxiabäumen,
ca.	34 ha	mit	6500	Kolabäumen,
ca.	2500 ha	mit	3000000	Planten, davon 1000000 ertragsfähig.

Ferner sind etwa 200000 Ölpalmen über das ganze Gebiet verstreut, wovon auch bereits 80000 Ernte liefern.

Von den 500000 erntereifen Kakaobäumen wurden im Jahre 1904 ca. 10665 Zentner Kakao gewonnen und zum Preise von 101 Mark für 100 kg verwertet. Die Kakaokultur für sich hat nach Abzug aller Unkosten einen Überschuß von rund 290000 Mk. ergeben, ein sehr ermutigendes Ergebnis, dem es in erster Linie zu danken ist, daß die Gesellschaft eine Dividende von 6% verteilen konnte. Da die Arbeiterverhältnisse hier zudem dauernd günstig liegen, so ist die Anpflanzung von weiteren 200000 Kakaobäumen und 50000 Kickxiapflanzen geplant. Die Kakaoernte des laufenden Jahres wird auf ca. 16000 Zentner geschätzt.

Die stetige Entwicklung der Kakaopflanzung geht besonders deutlich aus nachstehender Tabelle hervor, die die Gesellschaft in ihrem Geschäftsbericht für 1903 veröffentlicht.

Auf der Moliwe-Pflanzung, die im Osten an die Pflanzung Viktoria angrenzt, stehen z. Z. auf etwa 480 ha rund 280000 Kakaobäume, von denen 43600 erst im Jahre 1904 angepflanzt

sind. Im laufenden Jahre sollen abermals 120000 Bäume (auf ca. 200 ha) neu angesetzt werden. Die Ernte von 50 ha vierjähriger Bäume lieferte 1904 bereits 214 Zentner und wird voraussichtlich im laufenden Jahre bis 800 Zentner ergeben.

Zahl der am Ende des Jahres vorhandenen Kakaobäume		Umfang der Ernte in 50 kg Säcken	Durchschnittserlös für 100 kg ℳ	Brutto-Ertrag der einzelnen Jahre ℳ
1896	8 000	—	—	—
1897	48 000	4	134,—	268,—
1898	208 000	69	135,50	4 604,75
1899	413 000	121	123,—	7 441,30
1900	443 000	230	133,50	15 325,50
1901	500 000	1041	112,—	58 296,—
1902	550 000	3040	111,50	169 480,—
1903	770 000	5822	104,80	305 072,80

Die Kautschukkultur der Gesellschaft bevorzugt — wie fast überall in Kamerun — die Kickxia (63000 Bäume auf 52 ha); doch sind auch 6200 Pflanzen von Castilloa elastica (auf 4 ha) angesetzt.

Nach fünf Geschäftsjahren ist die Gesellschaft natürlich noch nicht in der Lage, Dividenden zu verteilen oder auch nur ihre Ausgaben zu decken. Die letzteren beliefen sich im Jahre 1904 auf ca. 170000 Mark, während die Einnahmen nur erst etwa 14000 Mark betrugen.

Seit dem Jahre 1904 haben die einzelnen Gesellschaften sämtlich, zum Teil ganz erheblich zugepflanzt. Als Zwischenkultur von Kakao hat sich immer mehr auch die Banane eingebürgert. Auf einigen Pflanzungen standen schon im vorigen Jahre viele Hunderttausende von Bananenstauden, die ein gutes, billiges und den Leuten vertrautes und bekömmliches Nahrungsmittel für die Arbeiter liefern.

An Nebenkulturen betreibt z. B. die Moliwe-Pflanzung Kolabau, zunächst versuchsweise. Die Gesellschaft Nordwest-

Kamerun baut mit gutem Erfolge Vanille. In den zunächst noch versuchsweise von mehreren Handelsfirmen des Südbezirks angelegten Plantagen werden auch Teakholz, Perubalsam und ebenfalls Vanille angepflanzt, die sämtlich recht gut gedeihen sollen[287]).

Zur Unterstützung der Plantagen hat die Regierung in Viktoria einen **Botanischen Garten** eingerichtet, der sich unter der Leitung des Dr. P. Preuß (jetzt Dr. Strunk) vor-



Eine Lianen-Hängebrücke.

züglich entwickelt und den Pflanzungen manche Förderung geschaffen hat. Es ist seine Aufgabe, Versuche zur Verbesserung der bestehenden Kulturen anzustellen, die Einführung neuer Kulturen durch geeignete Untersuchungen vorzubereiten, Saatgut und Pflänzlinge zu liefern und Mittel zur Bekämpfung der Schädlinge ausfindig zu machen. In den letzten Jahren ist auch ein landwirtschaftlich-chemisches Laboratorium für diese Untersuchungen im Garten erbaut worden.

Im Garten wurden im Jahre 1903/4 auf 10 ha 111 Zentner Kakao geerntet. Die Pflanzen litten unter dem Stich der sogenannten 1 cm langen Rindenwanze. Zehn Exemplare dieser Hemiptere vermögen den Ertrag eines Baumes völlig zu vernichten. Nach einem wirksamen und billigen Mittel zur Vertilgung dieses Schädlings wird noch gesucht. Die von den Rindenwanzen verursachten Wunden werden wieder mit Vorliebe von einer Asselart aufgesucht, die aber durch Kalkmilch leicht beseitigt werden kann. Eine kleine Larve, die sich in den Schalen der Früchte ihre Gänge bohrt, verursacht gleichfalls vielen Schaden. An den Blättern richten Wolläuse und sonstiges kleines Ungeziefer vielfach Unheil an. Neun verschiedene Pilzarten sind verdächtig, als Krankheitserreger wirksam zu sein. Und zum Schluß ist auch die Larve desjenigen Bockkäfers, der die Castilloa zerstört, auf den Fluren, wo die letztere als Schattenbaum für Kakao versucht wurde, mehrfach in altem Holz der Kakaobäume gefunden worden und hat das Absterben der betroffenen Baumteile verursacht. Man sieht, daß die Kultur vielen Gefahren ausgesetzt und dem Botanischen Garten schon durch die Beseitigung derselben eine wichtige Aufgabe zugewiesen ist.

Im Jahre 1900 sind amerikanische Kakaovarietäten (Cirollo und Sokonusko) eingeführt worden, von denen Ende 1904 die ersten Saatfrüchte abgegeben werden konnten.

Auch die Kautschukpflanzen werden von vielen Schädlingen heimgesucht, die Kickxia von Larven, die die Wurzelrinde abfressen, Castilloa elastica von der Larve des Insedia-Käfers, die nur in Höhenlagen über 600 m nicht mehr vorkommt. Hevea brasiliensis scheint nur geringe Erträge zu liefern, doch werden die Versuche mit neuem Saatmaterial fortgesetzt. Auch mit Ficusarten aus fünf verschiedenen Produktionsgebieten (Java, Sumatra, Borneo, Neukaledonien usw.) werden Versuche gemacht. Die Anpflanzung von Guttapercha-Pflanzen ist noch wenig umfangreich, da z. B. die Pflänzlinge von Palaquium oblongifolium durch den Transport leicht Schaden nehmen. Besser gedeiht die Vanille; die letzte Ernte (1904)

ergab 59 kg. Aber der erzielte Preis war gering, da es an gut geschultem und intelligentem Personal für die Präparation mangelt. „Damit sind — sagt der amtliche Bericht — die Aussichten der Vanillekultur einstweilen sehr zurückgedrängt. Es ist sehr zweifelhaft, ob dieselben jemals wieder erheblich besser werden, nachdem der Preis für künstliches Vanillin in einigen Jahren von ca. 300 Mk. auf 30 Mk. heruntergegangen ist.“

Gewürznelken scheinen gute Aussichten zu bieten, obwohl die letzte Ernte durch unzeitigen Regenfall verdorben wurde. Die Versuche mit Muskatnüssen sind noch nicht abgeschlossen, ebenso die mit Kola. Auch mit Ölpalmen, Kaffee, Pfeffer, Perubalsam, Zimt, Ingwer, Cardamom, Baumwolle, Tee, Schattenbäumen, Nutzhölzern, Bambusen und Obstarten werden fortlaufend Versuche angestellt, die z. T. schon recht erfreuliche Ergebnisse geliefert haben. Europäische Gemüsearten wie Kohl, Karotten, Salat, Rettig, Radieschen, Bohnen, Gurken u. a. gedeihen ausgezeichnet.

Samen und lebende Pflanzen wurden im Jahre 1903/4 in 122 Lieferungen an Plantagen oder Behörden des Schutzgebietes und auswärtige Interessenten abgegeben.

In einer Höhe von ca. 600 m ist neuerdings eine besondere Höhenstation angelegt worden, in welcher in größerem Maße Versuche mit Muskatnüssen, Perubalsam, Ficus elastica, Guttapercha, Kola, Kokain, Vanille, Kaffee, vielleicht auch Tee und eventuell geeigneten Chinchona-Arten vorgenommen werden sollen.

Neben dem Botanischen Garten besteht ferner ein Versuchsgarten in Buëa, wo Tee-, Chinin- und Kokain-Plantagen gute Aussichten eröffnen. Auch die Stationen Lolodorf, Jaunde, Ebolova, Kribi, Kampo, Ossidinge, Fontemdorf, Bamenda, sowie das Bezirksamt Edea haben auf Anregung des Gouvernements mit der Anlage derartiger Versuchsgärten begonnen. Die Anlagen in Ossidinge sind leider inzwischen durch den oben erwähnten Aufstand (s. S. 254) wieder zerstört worden. Lolodorf macht Versuche in Baumwolle, Öl-

palmen und Kickxia, Jaunde in Kola und Kickxia, Ebolova in Baumwolle und Kakao. Der Versuch der Station Fontemdorf mit der Baumwollkultur wird vermutlich an der Ungunst des dortigen Klimas scheitern, so daß man auch dort zum Anbau von Kakao und Kickxia überzugehen beabsichtigt. Bei Tinto ist eine sehr ergiebige Reisfarm angelegt worden. Kampo baut Teakholz, Ficus elastica, Kakao und Kickxia. Edea hat Planten- und Kokosfarmen behufs Verpflegung der Arbeiter des Bezirksamts angelegt und beabsichtigt am unteren Sannaga Reis zu bauen. Jabassi hat sich auf die Kultur von Gummi- und Guttapercha-Pflanzen geworfen. In Kribi und Kampo bestehen große Ölpalmenpflanzungen. Fast sämtliche Stationen besitzen zudem Obstgärten, in denen sie hauptsächlich Mangofrüchte, Orangen und Ananas ziehen.

Auch an Bemühungen, die Eingeborenen für geeignete Kulturen zu interessieren, läßt es das Gouvernement nicht fehlen. In den Bezirken Kampo und Ebolova wird besonders die Ölpalmenkultur gefördert. Im letzteren Bezirk hat jedes Dorf 25 Palmen für jede Hütte nachzuweisen und für jede neue Hütte 50 weitere anzupflanzen. Die Stationen Fontemdorf und Jaunde bemühen sich, der deutschen Kartoffel bei den Eingeborenen Eingang zu verschaffen. Ferner besteht in Viktoria — unter Leitung eines Lehrers — ein Garten mit europäischen Gemüsen und eine größere Farm mit Bananen, Yams, Makabo, Ananas, Erdnüssen, Erderbsen, Durra, Baumwolle und Kickxia, wo die Schulkinder im Anbau und der Pflege von Bodenkulturen unterwiesen werden.[288])

Um schließlich die Arbeiter und Soldaten des Gouvernements mit den ihnen mehr zusagenden einheimischen Produkten verpflegen zu können und die Innenstationen von der oft sehr teuren Zufuhr von Lebensmitteln von der Küste her unabhängig zu machen, sind allenthalben in den Bezirken Farmen angelegt worden, wo Bananen, Koko, Makabo, Kassada, Reis, Mais und Erdnüsse gezogen werden. Der Station Ebolova ist es auf diese Weise z. B. bereits gelungen, ihre sämtlichen Soldaten und Arbeiter ausschließlich mit Landes-

produkten zu verpflegen, von denen ein erheblicher Teil aus den Stationsfarmen gedeckt wird. Auch in anderen Bezirken hat man sich von der aus Europa importierten Verpflegung wenigstens teilweise frei machen können.

Man kann allen diesen Arbeiten und Bestrebungen des Gouvernements und der Stationen nur uneingeschränkte Anerkennung zollen.

Die Station Johann-Albrechtshöhe hat sogar ein Sägewerk eingerichtet, um die daselbst beim Wegebau zahlreich gefällten und für bessere Tischlerarbeiten sehr brauchbaren Eisen- und Rotholzstämme zu verwerten. Hier arbeiten nur Eingeborene. Die Bretter werden in der Tischlerwerkstatt zu Buëa, wo über 30 Lehrlinge tätig sind, und mit der auch eine Holzdreherei verbunden ist, verarbeitet, wobei die Eingeborenen großes Geschick bekunden. Hierbei sei noch erwähnt, daß die Regierung auch eine Ziegelei in Duala und eine Dachziegelbrennerei in Yaunde angelegt hat.

Weniger ist bisher zur Förderung der Viehzucht geschehen. Zwar besteht in Buëa eine von der Regierung eingerichtete Sennerei und Zuchtstation, wo Rinder, Schweine, Schafe, Ziegen und Pferde gehalten werden. Auch die Stationen Lolodorf und Edea unterhalten größere Herden, und die erstere liefert sogar schon Schlachtvieh nach der Küste. Aber die Privatinitiative ist bisher noch fast gänzlich ausgeblieben. Nur die Kamerun Land- und Plantagen-Gesellschaft hat in ihrer Niederlassung in Kriegsschiffhafen und auf ihren Vorwerken große Weideplätze angelegt und auch schon Schlachtvieh nach Viktoria geliefert. Im Bakossi-Gebirge hat sich ferner ein früherer Gouvernementsbeamter niedergelassen, um dort Viehzucht und Viehhandel mit der Küste zu treiben.

Abbauwürdige Mineralien sind bisher in Kamerun fast noch gar nicht erschlossen worden, was darin seinen Grund hat, daß diese Seite der Erforschung des Landes bisher so gut wie vollständig dem privaten Unternehmungsgeist überlassen worden ist. Da demselben eine Anlage mit sicherer Rente in der Kakao-

kultur zu Gebote stand, so ist es selbstverständlich, daß für die Schürftätigkeit wenig Neigung übrig blieb. Hier ist ein Punkt, wo die Regierung kräftiger als bisher einsetzen sollte.

Bisher sind eine Salzquelle bei Rio del Rey und Toneisensteinlager am unteren Sannaga (bei Dibongo und Edea) mit 37,08 Prozent metallischem Eisen gefunden und das Vorkommen von Gold am Abhange des Mangamba-Hügels im Abo-Lande festgestellt worden. Aber zur Verhüttung des Toneisensteins fehlen die Kohlen, vorausgesetzt, daß die Lager überhaupt einen Abbau im großen gestatten, und das Goldvorkommen ist gering. Neuerdings hat die Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Viktoria am linken Wuri-Ufer im Bassa-Lande eine Petroleumquelle entdeckt, zu deren Ausbeutung die Kamerun-Bergwerksgesellschaft zu Berlin ins Leben getreten ist, da die Untersuchung der nach Berlin gesandten Proben eine vorzügliche Qualität des Petroleums ergab. Auch bei Malende am Mungo ist das Vorkommen mineralischer Öle konstatiert worden.

Im Bezirke Banyo ist endlich ein anscheinend reiches Vorkommen von Zinn festgestellt worden. Infolgedessen wurden in jüngster Zeit 80 Schürfscheine auf Zinn nachgesucht und von der Regierung erteilt.

Der Handel des Schutzgebiets.

Über zwanzig Gesellschaften und Einzelkaufleute treiben bereits im Schutzgebiet Handel. Auch die Missionen und ein Teil der Pflanzungsgesellschaften befassen sich mit dem Handelsbetriebe. Sie alle haben das Bantugebiet der Küste mit einem dichten Netz von mehreren Hundert Faktoreien überzogen. Im Nordwesten reichen diese Handelsniederlassungen bis tief ins Bali-Gebiet, im Süden bis in das Gebiet des Djah. Neuerdings hat die Firma Randad & Stein sogar eine Faktorei in Ngaundere errichtet. Dagegen liegt der Handel im Innern des Schutzgebiets auch heute noch fast ausschließlich in den Händen der Haussa und der Kanuri. An die Küste kommen diese Leute nur selten, weil es an bequemen Handelswegen mangelt.

Mit dem Vordringen des Handels hat — nach amtlichen Berichten — auch teilweise eine Verschiebung des Karawanenverkehrs stattgefunden. Im Südbezirk hat namentlich der Verkehr auf der von Lolodorf in direkt östlicher Richtung von der Straße Kribi—Jaunde nach dem Djah-Gebiet abzweigenden alten Bane-Straße bedeutend zugenommen. Er ist dort zurzeit wenigstens ebenso stark wie auf der Jaunde-Straße. Auf der gemeinsamen Strecke zwischen Lolodorf und Bipindi verkehren in der guten Jahreszeit täglich etwa 1000 Träger.

Durch die Erschließung des Bangwa- und des Bamilleke-Gebiets und durch den Ausbau des Gebirgsweges von Mombo über Fontemdorf nach Foto ist ferner der Karawanenverkehr im Nordwest-Distrikt zum größten Teil von der alten, sehr beschwerlichen Bamingi-Straße [289]) abgelenkt worden. Die neue

Straße wird nach Vollendung der Strecke Etavang—Kokobuma in genau derselben Anzahl von Tagemärschen bis Bamenda führen, wie die Bali-Straße. Doch ist der neue Weg bedeutend bequemer als der alte und durchweg auch für Reittiere ohne Schwierigkeiten passierbar.[290])

Die Firmen bezw. Gesellschaften, die zurzeit im Schutzgebiet Handel treiben, zeigt die folgende Übersicht:

Firma	Sitz in Europa	tätig im Bezirk
1. The Ambas Bay Trading Co., Lim.	Liverpool	Viktoria, 4 Faktoreien.
2. Baptist.-Missions-Agentur	Berlin	Duala, 6 F.
3. Basler Missions-Handlung	Basel	Duala, 7 F.
4. Bremer Westafrika-Gesellschaft	Bremen	Kribi, Ebolova, Jaunde, Ngoko, 5 F.
5. Deutsche Kamerun-Gesellschaft m. b. H.	Hamburg	Duala, Edea, 4 F.
6. Deutsch-Westafrikanische Handelsgesellschaft m. b. H.	Hamburg	Duala, Viktoria, Johann Albrechtshöhe, Ossidinge, 23 F.
7. Felix Krause in Plantation	—	Kribi, Kampo, 2 F.
8. Hamburg-Afrika-Gesellschaft m. b. H.	Hamburg	Kribi, Jaunde, Ebolova, 4 F.
9. Hatton & Cookson	Liverpool	Kribi, Kampo, 3 F.
10. Jantzen & Thormählen	Hamburg	Johann Albrechtshöhe, 1 F.
11. John Holt & Co., Lim.	Liverpool	Duala, Edea, Kribi, Johann Albrechtshöhe, Ebolova, Fontemdorf, 24 F.
12. John Holt & Co., vorm. A. Herschell & Co.	Liverpool	Duala, 13 F.
13. R. & W. King	Bristol	Duala Viktoria, Edea, Kribi, 20 F.
14. Karl Maß & Co.	Hamburg	Kribi, Lolodorf, Jaunde, 5 F.
15. A. Küderling, G. m. b. H.	Hamburg	Kribi, 2 F.
16. A. & L. Lubcke.	Hamburg	Kribi, Ebolova, Jaunde, Ngoko, 7 F.
17. Gesellschaft Nordwest-Kamerun	Berlin	Duala, Johann Albrechtshöhe, Ossidinge, Bamenda, Fontemdorf, 12 F.

Firma	Sitz in Europa	tätig im Bezirk
18. Randad & Stein	Hamburg	Kribi, Ebolova, Jaunde, Ngoko, Garua, 16 F.
19. Gesellschaft Südkamerun	Hamburg	Kribi, Ngoko, 10 F.
20. Woermann & Co., Duala-Geschäft	Hamburg	Duala, Viktoria, Edea, Kribi, Ebolova, Jaunde, Ngoko, 30 F.
21. Woodin & Co., Lim.	Liverpool	Viktoria, Johann Albrechtshöhe, Ossidinge, 11 F.
22. Westafrikanische Pflanzungsgesellsch. „Bibundi", Handels-Abtlg.	Hamburg	Viktoria, 3 F.
23. Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Viktoria", Handelsabtlg.	Berlin	Viktoria, Buea, Bamenda, 7 F.

Sämtliche Firmen im Schutzgebiet haben sich zu einem Handelssyndikat zusammengeschlossen. Die früheren Faktoreien der Firma David Jonnes sind an Woermann & Co., die der Firma Rider Son & Andrew an die Deutsch-Westafrikanische Handelsgesellschaft und die der Firma Herschell & Co. an John Holt & Co. übergegangen.

Der Handel mit den Eingeborenen bewegt sich noch immer wesentlich in den Formen des Tauschverkehrs (vergl. oben S. 248). Es ist bemerkenswert, aber auch ganz begreiflich, daß die Kameruner Kaufleute den Bemühungen der Regierung um die Förderung des Bargeldverkehrs, gelinde gesagt, wenig Interesse entgegenbringen.

Wie schon mehrfach erwähnt, wird der direkte Handel mit den Inlandstämmen durch die zwischenhandelnden Küstenstämme sehr erschwert und z. T. noch völlig verhindert. Um diesen Ring zu durchbrechen, gibt es nur ein durchschlagendes Mittel, nämlich, den Eingeborenen den Zwischenhandel für eigene Rechnung zu untersagen und sie dann in die Dienste der europäischen Faktoreien zu nehmen. Der erstere Schritt ist aber den stärkeren Küstenstämmen gegenüber sehr gefährlich, denn er trifft den Nerv ihres wirtschaftlichen Lebens und würde

daher sicherlich nicht gutwillig von ihnen hingenommen werden. Im Bezirk Sannaga hat man den Versuch gewagt, und der Handel scheint sich infolgedessen zu heben. Die Faktoreien geben vorschußweise Tauschwaren an intelligente eingeborene Händler, die ihrerseits oft wiederum Agenten anstellen und mit Tauschwaren zu den Stämmen im Innern entsenden. Das „Trustgeben", wie man dies Kreditsystem nennt, ist auch im Verkehr mit denjenigen Stämmen üblich, deren Zwischenhandelsmonopol noch nicht gebrochen ist. Natürlich hat es endlose Unterschlagungen und große Verluste für die Firmen zur Folge. Man hat daher an der Südküste versucht, durch Trägerkarawanen einen direkten Verkehr mit den Eingeborenen des Innern anzubahnen, doch sind die Unkosten sehr hoch und daher der Gewinn nicht größer als früher.

Die Ausfuhr, die schon im Jahre 1891 ca. 4½ Mill. Mk. Wert hatte, ist in den folgenden 10 Jahren fast unverändert geblieben und hat erst in den letzten Jahren erheblich zugenommen. Sie wertete 6264000 Mk. im Jahre 1902 und 7139000 Mk. im Jahre 1903.

Viel stärker hat sich die Einfuhr entwickelt. Auch sie betrug im Jahre 1891 nicht mehr als etwa 4½ Mill. Mk., stieg aber dann fast alljährlich, wertete 1898 bereits über 9 Mill. und erreichte im Jahre 1903 die ansehnliche Ziffer von 13866000 Mk., so daß der gesamte Außenhandel im Jahre 1903 die Summe von 21005000 Mk. aufzuweisen hat gegen ca. 9 Mill. im Jahre 1891. Der Fortschritt ist also unverkennbar, und zudem ziemlich stetig gewesen.

Bei der Ein- wie bei der Ausfuhr steht der Bezirk Duala mit seinen günstigen Wasserwegen noch immer an erster Stelle, die drei Bezirke Duala, Kribi und Viktoria sind an der Ein- und Ausfuhr folgendermaßen beteiligt: (S. Tabelle S. 297.)

Während sich die Einfuhr der verschiedenen Warengattungen auf die einzelnen Bezirke mit wenigen Ausnahmen den vorstehenden Prozenten entsprechend verteilt, wird jeder Bezirk durch die von ihm ausgeführten Produkte besonders charakterisiert. Viktoria zeigt durch die Ausfuhr von Kola-

Bezirk	Einfuhr %	Ausfuhr %
Duala	53,19	49,21
Kribi	23,74	33,55
Viktoria	23,07	17,24
	100 %	100 %

nüssen, Kakao und Gewürzen den Plantagenbau der Europäer, Duala mit Palmkernen und Palmöl, Kribi mit Kautschuk und Elfenbein die Sammeltätigkeit der Eingeborenen.[291])

Die Einfuhr wird zum weitaus größten Teile (ca. 72 %) vom Mutterland bestritten, das auch ca. 63 % der Ausfuhr aufnimmt. Der Rest der Ein- und Ausfuhr entfällt so gut wie ausschließlich auf England.

Es wird auch zur Beseitigung eines alten Vorurteils dienen, wenn ich anführe, daß von der Einfuhr 1903 nur eine Wertmenge von 908306 Mk. für Rechnung der Regierung bestimmt war.

Die einzelnen Gegenstände der Ausfuhr und ihr Anteil am Gesamthandel sind aus der folgenden Tabelle ersichtlich: (S. Tabelle S. 299.)

Palmkerne sind also das hauptsächlichste Ausfuhrprodukt: dann folgen Kautschuk, Palmöl, Kakao und Elfenbein. Wieweit die Ausfuhr dieser Produkte steigerungsfähig ist, habe ich bereits früher erörtert (vergl. S. 276).

Die Einfuhr ist natürlich viel mannigfaltiger. Die Hauptprodukte, dem Werte nach, sind

Reis	mit	ca.	Mk.	350 000
Mehl	„	„	„	146 000
Gemüse und Obstkonserven	„	„	„	98 000
Tabak und Tabakfabrikate	„	„	„	364 000
Weine	„	„	„	117 000
Branntweine	„	„	„	710 000
Bier	„	„	„	143 000
Bau- und Nutzholz	„	„	„	129 000
Tierische Nahrungsmittel	„	„	„	774 000

Zement, Kalk	mit ca. Mk.	168 000
Salz	" " "	281 000
Kohlen	" " "	97 000
Petroleum	" " "	59 000
Seifen	" " "	70 000
Mineralwasser	" " "	66 000
Gewebe aller Art	" " "	1 944 000
Leibwäsche, Kleider, Hüte, Mützen usw.	" " "	729 000
Schuhe und Stiefel	" " "	59 000
Möbel und sonstige Tischlerwaren	" " "	160 000
Glas und Glaswaren	" " "	137 000
Metall- und Metallwaren*)	" " "	959 000
Instrumente, Maschinen u. Fahrzeuge	" " "	228 000
Waffen und Munition	" " "	675 000
Geld	" " "	428 000

Einfuhrartikel geringeren Umfangs sind ferner sonstige Körnerfrüchte, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Gemüse und Obst, Kaffee, Schokolade, Tee, Zucker, Gewürze, Pflanzen-und Mineralöle, Fruchtsäfte, Sämereien, Stecklinge, Futtermittel, lebendes Vieh und Geflügel, Häute, Hörner, Wolle, Teer und Pech, Fabrikate aus Wachs, Fetten und Ölen, Drogen, Farben, Arzneimittel, Parfümerien, Zündhölzer, Garn und Zwirn, Bindfaden und Seide, Leder- und Sattlerwaren, Schnitz- und Flechtwaren, Papierwaren, Bücher, Zeichnungen und Karten, Steingut, Tonwaren usw. usw.

Die Artikel, welche nach der letzten Einfuhrstatistik eine namhafte Steigerung aufzuweisen haben, sind Gewebe, Branntwein, Kleider, Feuerwaffen, Möbel und Pulver; dagegen zeigen Bau- und Nutzholz, Materialwaren, Zement, Salz und Tabak einen Rückgang. Was die Abnahme der Einfuhr von Bau- und Nutzholz anlangt, so erklärt sie sich wohl z. T. aus der Errichtung von Sägemühlen im Schutzgebiet selbst.

Die Momente, die der Entwickelung des Außenhandels der Kolonie hinderlich entgegenstehen, ergeben sich aus der voraufgehenden Beschreibung des Landes. Ungünstig wirkt einmal auch hier die geringe Dichte der Bevölkerung, ferner

*) Außer Instrumenten, Maschinen und Waffen.

Benennung der Waren	Ausfuhr 1902 Menge kg	Ausfuhr 1902 Wert Mk.	Ausfuhr 1903 Menge kg	Ausfuhr 1903 Wert Mk.
a) Erzeugnisse des Landbaues:				
1. Kolanüsse	8021	2323	37002	30679
2. Calabarbohnen	70	70	6614	5098
3. Kaffee	—	—	10	5
4. Kakao	648272	692693	912920	928218
5. Genußmittel u. Gewürze	—	—	265	1966
6. Palmkerne	10653402	2267321	10958132	2255045
7. Palmöl	3104713	1052926	2990473	1038077
Sa.	—	4015333	—	4259088
b) Erzeugisse der Forstwirtschaft:				
1. Bau- und Nutzholz	1157015	160459	815376	93978
2. Rinden	31820	7876	9049	2710
3. Farbholz	—	—	31778	1740
4. Kautschuk	424309	1418870	626511	2006496
Sa.	—	1587205	—	2104924
c) Tiere und tierische Erzeugnisse:				
1. Elfenbein	59530	658442	65860	754762
2. Hörner	—	—	22	75
3. Häute und Felle	—	—	12	50
Sa.	—	658442	—	754887
d) Mineralische u. fossile Rohstoffe:				
1. Kopal	4579	3119	12851	10657
e) Gewerbliche Erzeugnisse	—	—	935	5400
f) Geld	—	—	25	4500
Summe der Ausfuhr	—	6264099	—	7139456

aber auch der Tiefstand ihrer Kultur und die daraus entspringende Bedürfnislosigkeit, ihre durchschnittliche Armut und Indolenz, sowie der Umstand, daß sie so gut wie nichts für den Weltmarkt produzieren, aber andererseits jede Familie fast all ihren Hausrat und ihre Gerätschaften selbst anfertigt und ihre Lebensmittel selbst dem Boden abgewinnt. Dazu kommt die Ungunst der Verkehrsverhältnisse, infolge deren der größte Teil der Kolonie für den deutschen Handel noch immer völlig unzugänglich ist, in den erreichbaren Gegenden aber mit hohen Unkosten zu arbeiten sich gezwungen sieht. Hinderlich ist ferner der Zwischenhandel der Küstenstämme, durch den der Gewinn der Europäer stark eingeschränkt wird. Wenn einst das Hinterland durch bessere Verbindungen aufgeschlossen sein wird, wird schließlich der deutsche Handel noch einen harten Strauß mit der eingeführten Konkurrenz der Haussa-Händler zu bestehen haben.

Das alles sind Momente, die eine schnelle Entwickelung des Handels zu bedeutender Höhe mindestens sehr erschweren werden.

Andererseits fällt förderlich ins Gewicht, daß einige wertvolle Sammelprodukte vorhanden sind, die z. T. nicht einmal der Gefahr der Erschöpfung unterliegen, allerdings auch nicht überall genügend ausgebeutet werden können. Günstig ist ferner daß die Plantagenkultur von Kakao und Kautschuk sichere und immer wachsende Erträge von erheblichem Umfang in Aussicht stellt. Wahrscheinlich ist auch, daß die Eingeborenen in absehbarer Zeit auf eine höhere Stufe geistiger und materieller Kultur werden gehoben werden können. Es wäre nur wünschenswert, daß durch eine verständige Populationspolitik — vielleicht auch durch Ansiedelung von Negern aus anderen Kolonien — dem Mangel an betriebsamer Bevölkerung abgeholfen und durch Einführung eines rationellen Viehzuchtbetriebes und bessere Erforschung der mineralischen Bodenschätze die Liste der wertvollen Ausfuhrprodukte erweitert werden könnte.

Zollämter sind in Duala, Viktoria, Rio del Rey, Kribi und

Kampo eingerichtet worden. Im allgemeinen werden 10 % vom Werte[202]) aller eingeführten Waren erhoben. Salz zahlt 20 Mk. für die Tonne, unverarbeiteter Tabak 50 Pfg. für das Kilogramm, Zigarren 10 Mk. (Zigaretten 1 Mk.) für das Tausend, Feuerwaffen 2,50 Mk. für jedes Stück und Pulver 15 Pfg. für das Kilogramm. Spirituosen sind mit einem besonders hohen Zoll (bis 1 Mk. pro Liter) belegt, um eine massenhafte Einfuhr und verbunden damit eine schwere Schädigung der Eingeborenen zu verhindern. In dieser Beziehung steht die Regierung vermittelnd zwischen der Mission, die am liebsten die Einfuhr von Spirituosen ganz und gar verboten sehen möchte, und den Interessen der Kaufmannschaft, die sich darauf beruft, daß die Eingeborenen ja ohnehin ihren Palmwein und ihr Durra-Bier haben. Zugunsten der Mission spricht freilich, daß die einheimischen Spirituosen allem Anschein nach — exakte Untersuchungen sind noch nicht angestellt — weniger unheilvoll auf die Gesundheit und weniger verheerend auf die Moral einwirken als die importierten. Aber da der Branntweinhandel im Mutterlande zugelassen ist, kann er in der Kolonie nicht wohl verboten werden, so bedauerlich das von einem idealen Standpunkt aus sein mag.

Vom Eingangszoll befreit sind übrigens alle Güter, die für das Gouvernement, die Beamten, die Offiziere und Unteroffiziere der Schutz- und der Polizeitruppe, wissenschaftliche Untersuchungen, Missionstätigkeit, Krankenpflege, Unterricht, kurz für allgemeine Interessen bestimmt sind, ferner aber auch Baumaterialien, Möbel, Hausgerät, Handwerkszeug und landwirtschaftliche Geräte und Maschinen, Sämereien, Eisenbahnmaterial, Steinkohlen, leere Fässer und Säcke, sowie lebende Haustiere.

Ausfuhrzölle werden erhoben auf Elfenbein und Kautschuk (5 % vom Wert), sowie auf Erdnüsse, Kaffee, Kopal, Palmöl, Palmnüsse und Sesam (je 5 % vom Wert). Kakao ist dagegen zollfrei.[203])

Die Verkehrsverhältnisse.

Ein ziemlich trostloses Kapitel sind die Verkehrsverhältnisse des Schutzgebiets. Der Zugang zur Küste ist ja infolge einer Anzahl guter Häfen, die wir bereits oben (S. 40ff.) beschrieben haben, nicht schwierig, wennzwar die Flußmündungen meist durch Sandbarren versperrt sind. Die ganze Küste ist seit 1904 vollständig befeuert. Es brennen zwei große Leuchtfeuer auf dem Leuchtturm bei Debundja und dem Bismarckturm auf Kap Nachtigal, eine große Hafenleuchte auf dem Leuchtturm in Kribi, sowie zwei kleinere Hafenleuchten zur Einzeilung der Ankerstelle in Viktoria. Die Bedienung der Leuchtfeuer erfolgt ausschließlich durch besonders hierzu vorgebildete Eingeborene.

Die Landungsstelle für die großen Ozeandampfer bei Duala, deren Ansegelungstonne kürzlich durch eine Heulboje ersetzt worden ist, hat man bereits durch die Anlage einer 45 m langen und 8 m breiten Landungsbrücke erheblich verbessert. Auch ist hier ein Wassertank mit Zuleitung bis auf den Brückenkopf zur Speisung der Schiffskessel und ein Slipp für kleinere Fahrzeuge angelegt worden. Der Kamerunfluß selbst ist von seiner Einmündung in das Meer bis zur Höhe der Hickoryspitze kürzlich vermessen worden, um Unterlagen für die hier schon länger geplanten Baggerarbeiten zu gewinnen.

Auch der Hafen von Viktoria hat bereits allerlei Verbesserungen erfahren. Man hat hier z. B. eine Kaimauer gezogen und durch Anlage von Buhnen gesichert.

Die Schiffsverbindung mit dem Mutterlande ist gut

organisiert. Sie liegt hauptsächlich in den Händen der „Woermann-Linie“ (G. m. b. H.).

Am 10. jedes Monats läuft ein Dampfer von Hamburg über Southampton, Las Palmas, Monrovia, Grand Bassam (nach Bedarf), Accra, Lome und Lagos nach Viktoria (Ankunft am 28. d. M.) und Duala (am 29.). Am 9. jedes Monats wird die Rückreise von Duala nach Hamburg angetreten, die 21 Tage erfordert.

Von Duala aus fährt der Küstendampfer nach Groß-Batanga, Kribi, Plantation, Longji, Malimba, Kampo, Fernando Poo und zurück. Eine andere Linie verbindet Duala mit Isongo, Debundja, Sonje, Kriegsschiffhafen.[294])

Eine zweite Linie geht am 20. jedes Monats von Hamburg über Madeira, Kap Palmas, Accra nach Rio del Rey (25 Tage), Viktoria, Duala und nach der Batanga-Küste. Die Heimreise erfolgt am 1. jedes Monats und dauert 31 Tage.

Auch die Schiffe zweier englischer Gesellschaften, der African Steam Ship Company und der British and African Steam Navigation Company vermitteln monatlich einmal die Verbindung mit Europa.

Die Tarife sind nicht teuer. Die Fahrkarte I. Kl. von Hamburg nach Kamerun kostet nur 600 Mk. (II. Kl. 450, III. Kl. 250 Mk.). Auf die Frachttarife hier einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieses Buches. Man findet sie in dem von dem verdienstvollen Kolonialwirtschaftlichen Komitee zu Berlin alljährlich herausgegebenen „Kolonial-Handels-Adreßbuch“ abgedruckt.

Haben wir — bis dahin von allen Bequemlichkeiten der Kultur begleitet — nun unsern Fuß auf die Küste der Kamerunkolonie gesetzt, so sehen wir uns auf einmal vor einen ungeheueren Kontrast gestellt. Einem Lande von der Größe des deutschen Reichs gegenüber steht uns von nun ab im allgemeinen kein anderes Beförderungsmittel mehr zu Gebote als die eigenen Beine für unsere werte Person und der Kopf des lastentragenden Negers für unser Gepäck. Man muß es selbst empfunden haben, um sich das Gefühl in seiner vollen

Gewalt vorstellen zu können, das den Deutschen überfällt, der nun in wochen- und monatelanger, beschwerlicher Fußwanderung Entfernungen überwinden soll, zu deren Bewältigung das heimatliche Dampfroß nur wenige Stunden gebraucht. Und wer dies Gefühl einmal so recht eindringlich auf seine Seele hat wirken lassen und sich dabei vergegenwärtigt, wie unsere gesamte hochgespannte Wirtschaftsentwickelung daheim mit unseren blühenden Verkehrseinrichtungen, in erster Linie mit den Eisenbahnen, steht und fällt, der begreift gar nicht, daß man nicht sofort nach der Erwerbung der Kolonie mit dem Bau von Eisenbahnen vorgegangen ist. Das hätte der erste Schritt sein müssen, und das gilt für alle unsere Kolonien!

Aber unser lieber, guter, alter Michel ist noch so gar unerfahren und schwerfällig und fängt erst jetzt an, allmählich ein wenig aufzutauen. Schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten weitsichtige Männer für Deutsch-Ostafrika das Projekt einer Zentralbahn ausgearbeitet. Jahre hindurch hat die Regierung sich damit fast in jeder Tagung vom Reichstag einen Korb geholt, und nun endlich, nach fast 20 für die Entwickelung verlorenen Jahren, beginnen wir mit dem Bau der ersten kurzen Teilstrecke. Wieviel weiter könnten wir heute sein!

Obwohl zahlreiche und bedeutende Flüsse zur Küste der Kolonie hinablaufen, haben wir schon in dem Abschnitt über die „Bewässerung“ des Landes feststellen müssen, daß sie nur zu einem geringen Teil des Unterlaufs, höchstens 36—65 km ins Land hinein, schiffbar sind. Nur der Niger mit seinem mächtigen Nebenflusse, dem Benue, erleichtert uns den Zugang in die Gegenden südlich des Tsadsees; doch ist auch der Benue zeitweise nur für kleine Fahrzeuge praktikabel. In das weite Gebiet aber jenseits des Urwaldgürtels führt uns kein Wasserweg; an der ersten zum inneren Hochlande überleitenden Terrasse versagt den Wasserfällen und -schnellen gegenüber auch das Verkehrsmittel der Schiffahrt.

Da indessen auch der Unterlauf der meisten Ströme größeren Fahrzeugen Hindernisse bietet, besonders in der



Eine Trägerkarawane im Bali-Lande.

Trockenzeit (vergl. das Bild auf S. 41), so sehen sich die ins Innere gehenden Expeditionen — zumal angesichts der Schwierigkeit, auch bei gutem Wasserstande genügend zahlreiche Boote zu erhalten — dennoch auch für den Küstenstrich im allgemeinen auf den Landweg angewiesen.

Eine solche Landexpedition aber ist das schwerfälligste Ding von der Welt. Da es an geeigneten Lasttieren mangelt — in Adamaua hat man wenigstens Pferde und Esel, die aber das Küstenklima nicht vertragen —, so ist man hier wie in Ostafrika darauf angewiesen, für eine Reise ins Innere Träger anzuwerben, um das Gepäck, die Tauschwaren, die Geschenke für die Häuptlinge usw. befördern zu können. Wagen zu verwenden — auch wenn es nicht an Zugtieren mangelte — verbietet die Beschaffenheit des Geländes und der Mangel an geeigneten Wegen. Da die Beköstigung für die ganze Karawane im Innern des Landes gleichfalls gegen Waren eingetauscht werden muß, so kann man sich vorstellen, welche Massen von Tauschwaren allein für diesen Zweck von einer auf längere Dauer berechneten Expedion mitgenommen werden müssen. Jeder Träger schleppt etwa 30 kg, zu einem handlichen Bündel verschnürt (vergl. das Einschaltbild 7). Zwar führen überall Negerpfade durchs Land; sie sind aber so schmal, daß sie nur eine Person passieren lassen, so daß die ganze Karawane im Gänsemarsch dahinwandern muß, was für ihre Widerstandsfähigkeit gegen Überfälle feindlicher Eingeborenen nicht gerade als vorteilhaft bezeichnet werden kann. Dazu sind die Pfade oft verwachsen und müssen erst mit dem Buschmesser wieder passierbar gemacht werden. Nach heftigen Regengüssen sind sie völlig aufgeweicht. Steine, scharfe Gräser, Dornengesträuch und trockenes Holz bedrohen die unbekleideten Füße der Träger auf Schritt und Tritt mit Verletzungen. Quer über den Weg gefallene Waldriesen nötigen zu halsbrechenden Kletterübungen. Und wenn erst ein Fluß in der Regenzeit die Passage hemmt! Nur selten findet man schwanke Lianenbrücken, zwischen zwei Bäumen von Ufer zu Ufer gespannt (Abbildung S. 287), die aber einzeln passiert

werden müssen. Fehlen sie, und ist das Wasser nicht zu tief und reißend, so watet die ganze Expedition hindurch. Zur Regenzeit freilich und zumal bei starkem Gefälle muß man darangehen, einen genügend langen Baum am Ufer zu fällen und quer über das Gewässer zu legen, ein saures Stück Arbeit! Ist ein Dorf in der Nähe und sind die Eingeborenen willig, so schaffen sie wohl auch ihre Boote herbei und bringen gegen guten Lohn die Expedition ans andere Ufer. Oft genug aber weigern sie sich dessen und müssen mit Waffengewalt gezwungen oder ihnen mit List ihre Boote entrissen werden. Im äußersten Notfalle gilt es, das Gewässer schwimmend zu durchqueren. Daß es dabei selten ohne Unglücksfälle abgeht, Träger ertrinken oder auch wohl von Krokodilen ergriffen werden, Lasten im reißenden Wasser unwiederbringlich verschwinden u. dergl., ist nicht verwunderlich.

Große Tagemärsche sind angesichts dieser Schwierigkeiten natürlich nicht zu machen, besonders wenn auch noch das Wetter ungünstig ist, die Tropensonne „glühenden Brand versendet" oder der Himmel ohne Ende seine Schleusen öffnet. Dabei kann der Expeditionsführer noch von Glück sagen, wenn er gesund bleibt und auch keiner seiner Leute von Krankheit befallen wird, wenn er überall Lebensmittel bekommt, und nicht gezwungen ist, sich feindlicher Überfälle zu erwehren. Seine Geduld wird oft genug auf ebenso harte Proben gestellt wie seine körperliche Widerstandskraft. Häuptlinge versagen ihm den Durchzug durch ihr Land, und nur endlose Verhandlungen und teure Geschenke vermögen ihm den Weg zu öffnen, wenn er nicht gar zur Waffe greifen muß. Diebereien, Prügeleien und Weiberpalaver der Träger drohen ihn unablässig mit den Eingeborenen in Konflikt zu bringen. Meutereien unter seinen eigenen Leuten sind nichts Seltenes. Überall muß er anordnen und zureden, begütigen und schlichten, verhandeln und strafen, diplomatisieren und zuschlagen, vorsorgen und bedenken den lieben langen Tag. Und dabei soll er womöglich noch Routenaufnahmen machen, wissenschaftliche und wirtschaftliche Beobachtungen der verschiedensten Art anstellen, ein Tagebuch führen usw. usw. Es

erfordert einen Mann in des Wortes ganzer Bedeutung, all diesen Aufgaben völlig gerecht zu werden, und der bisherige Verlauf unserer Kolonialpolitik hat jedenfalls das Erfreuliche gehabt, uns zu zeigen, daß unser Volk, unsere Armee, viele solcher Männer besitzt.[295])

Der Expeditionsführer, wie überhaupt bis zu einem gewissen Grade jeder Europäer in Kamerun bezw. in den Tropen, sollte mit besonderer Aufmerksamkeit darauf achten, seine persönliche Ausrüstung so einzurichten, daß sie den Anforderungen des Klimas und der besonderen Verhältnisse entspricht. Unzweckmäßige Kleidung und Bewaffnung, ein schwer zu transportierendes oder schwer aufzuschlagendes oder wenig widerstandsfähiges Zelt, schlechte Konserven, Mangel an passenden Medikamenten, unvollkommene Instrumente für seine Beobachtungen, mangelhafte Karten usw. können gerade dem von der kultivierten Außenwelt abgeschlossenen Expeditionsführer die Ausführung seiner Aufgaben wesentlich erschweren und für ihn die Quelle unendlicher Mühseligkeiten und Gefahren werden. Gar nicht genug kann diesen Herren empfohlen werden, sich genau mit den vortrefflichen Ratschlägen und reifen Erfahrungen vertraut zu machen, die Fr. Hutter über diesen Gegenstand in seinem vorzüglichen Werke: „Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun" (Braunschweig 1902) niedergelegt hat.

Daß die kostspieligen, langwierigen und gefährlichen Trägerexpeditionen durch bessere Verkehrsmittel so bald wie möglich ersetzt werden sollten, ist eine Forderung, der sich nach der voraufgehenden Schilderung wohl kaum jemand verschließen wird. Für größere Entfernungen werden dafür natürlich nur Eisenbahnen in Betracht kommen können, für kleinere etwa Automobile. Letztere setzen allerdings gute Wege voraus.

Die Eingeborenen haben bisher wenig für den Wegebau getan. Schmale Pfade führen wohl von Dorf zu Dorf, werden aber selten in gutem Stande erhalten und sind auch nur für Fußgängerverkehr brauchbar. Schon für größere Karawanen sind sie, wie gezeigt, höchst ungeeignet.

Die Regierung hat daher von Anfang an dem Wegebau große Aufmerksamkeit zugewendet, und es wäre nur zu wünschen, daß ihr größere Mittel für diesen Zweck vom Reichstag zur Verfügung gestellt würden als dies bisher geschehen ist. Ein vortrefflicher Weg ist von Buëa nach Viktoria und von da nach Kriegsschiffhafen angelegt worden; die morsch gewordenen Holzbrücken auf der letzteren Strecke wurden im Jahre 1903 durch Zementbrücken ersetzt. Nach dem letzten amtlichen Berichte ist ferner im Nordwesten des Schutzgebietes zur Herstellung einer guten Verbindung der Küste mit Johann-Albrechtshöhe mit dem Ausbau einer Straße Soppo—Molyko—Meanja—Johann-Albrechtshöhe und Duala—Mundame—Johann-Albrechtshöhe begonnen werden. Da von der letzteren Station bereits gute Wege über Ekokobuma nach Tinto—Ossidinge—Nsanakang einerseits und Fontem—Buli—Bamenda bezw. Bamûm—Banyo andererseits bestehen, so wäre so ein zusammenhängender Weg von der Küste bis tief ins Innere der Kolonie geschaffen. Die Strecke Soppo—Molyko ist bereits fertig gestellt.

Duala verfügt schon über ein vollständig ausgebautes Wegenetz. Vor kurzem ist mit dem Bau eines fahrbaren Weges durch die tiefe und breite Deidoschlucht begonnen worden. Auch in der näheren Umgebung von Duala macht der Bau fahrbarer Wege Fortschritte. Die Hauptstraße von Bonaku findet jenseits der Deidoschlucht bereits eine Fortsetzung von etwa 6 km, nach Beseke führen zwei breite, mit Ölpalmen bepflanzte Fahrstraßen, eine solche nach Yapoma wird demnächst vollendet sein. In den Ortschaften Bonaberi, Bonendale, Bonangando und Dibombari ist gleichfalls ein geordnetes Straßennetz angelegt und sind geeignete Verbindungswege hergestellt.

Im Bezirk der Station Fontemdorf wurden mehrere Reitwege angelegt.

Eine Wegeverbindung von Duala über Yapoma nach Edea ist geplant, aber infolge technischer Schwierigkeiten noch nicht zur Ausführung gekommen. Dagegen sind bereits über 8 km eines Weges von Edea nach Yaunde ausgebaut, und

der Bau eines Anschlußweges nach Lolodorf ist in die Wege geleitet worden.



Niederlassung der Bremer Westafrika-Gesellschaft

Zwischen Bipindi und Yaunde besteht bereits ein ausgebauter, über Lolodorf führender Weg. Bei Bipindi soll eine für Lastwagen

fahrbare Brücke über den Lokodja hergestellt werden, da derselbe täglich von etwa 1000 Personen überschritten wird. Auch mit Kribi ist Bipindi durch einen Weg bereits verbunden.

Lolodorf hat ferner Verbindung mit Ebolova, von wo aus ein Weg nach Ebenvok führt. Die von Lolodorf ins Bane-Land führende Straße soll ausgebaut und nach der neuen Station am Djah und weiterhin nach Bertua weitergeführt werden. Von Yaunde aus sind noch mehrere Straßen nach verschiedenen Richtungen im Bau, z. B. in südlicher Richtung zum Nyong, ferner nach Ngila, Yamboma, nach dem unweit des Djah gelegenen Akonohinga usw.

So sehr diese ausgedehnten Wegeanlagen den Verkehr erleichtern, so wenig vermögen sie natürlich die fehlenden Eisenbahnen zu ersetzen. Außer einer kleinen, von der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Viktoria hergestellten, jetzt etwa 25 km langen Pflanzungsbahn hat aber die Kolonie bedauerlicherweise noch keine Bahnverbindung aufzuweisen. Nichts vermag den Einfluß einer gut angelegten Bahn auf die Entwicklung eines Landes besser vor Augen zu führen als eine Statistik über die wirtschaftliche Situation des Kongostaates vor der Inangriffnahme der Eisenbahn Matadi—Leopoldville verglichen mit der Lage dieses Staates 4 Jahre nach Fertigstellung dieser Bahnstrecke.[296])

		1886	1902
I. Lokalregierung:			
Gouverneure		1	4
Staatsinspektoren		—	4
Ärzte		2	27
Staatsagenten		91	1172
Stationen und Posten		45	215
Eingeborenen-Verwaltungsämter		—	258
Gesundheitskommissionen		—	2
Beamte für Herstellung der Lymphe		—	6
II. Budget:			
Gewöhnliche Einnahmen	Frk.	1 523 000	28 700 000
Zolleinnahmen (1891)		730 000	6 055 000
Ausgaben		1 523 000	28 549 000

		1886	1902
III. Militärwesen:			
Offiziere		23	232
Unteroffiziere		—	308
Armee		1 487	16,775
IV. Gerichtswesen:			
Zivil- und Militärgerichte		1	44
V. Zivildienst:			
Vorsteher des Zivilstandes		4	57
Notariatsämter		16	26
VI. Landwirtschaft:			
Stationen für Pflanzenkultur		—	70
Kulturagenten		—	55
Stationen für Neupflanzung von Kautschuk		—	21
Wert des Plantagenlandes (1885)	Frk.	1—10	100—1000
VII. Schiffahrt:			
Länge der Flußläufe, auf denen Staatsschiffe verkehren	km	3 000	15 000
Flußdampfer		5	102
Tonszahl der angekommenen Schiffe		166 028	477 814
Tonszahl der abgefahrenen Schiffe		163 716	472 395
VIII. Eisenbahnen, Post und Telegraph:			
Eisenbahnen im Betrieb	km	—	480
Eisenbahnen im Bau	km	—	1 600
Eisenbahnen projektiert	km	—	450
Telegraphen- und Telephonlinien	km	—	1 532
Briefverkehr		20 956	274 114
IX. Spezialhandel:			
Ausfuhr von Kongo-Erzeugnissen (1887)	Frk.	1 980 441	50 488 394
Einfuhr (1893)	Frk.	9 175 103	23 164 064
X. Handelsgesellschaften:			
Belgische		—	48
Ausländische		6	14
Gesellschaftskapitalien (1885)		87 500	136 000 000
Faktoreien (1885)		34	486

Wenn wir diese riesige Entwicklung in einem Zeitraum von 20 Jahren überblicken und uns gleichzeitig vergegenwärtigen,

wie geringfügig dagegen die Fortschritte in unserer Kolonie Kamerun im gleichen Zeitraum bei ziemlich gleichen Vorbedingungen gewesen sind, so kann man der Energie und dem Geschick der Kongoregierung seine Bewunderung nicht versagen. Eine solche Entwicklung würde aber ohne die große Kongobahn nicht möglich gewesen sein. Dabei ergibt die Bahn selbst seit Jahren sehr erhebliche Gewinne. Beispielsweise betrugen die Bruttoeinnahmen im Jahre 1899/1900 ca. 13 Mill. Frcs., während die Ausgaben sich nur auf 4 Mill. beliefen.

Derartigen Ziffern gegenüber müßten doch wahrlich Kleinmut und Kurzsichtigkeit verschwinden. Die Baukosten haben zudem für 399 km nicht mehr als 52 Millionen Mark erfordert.

Aber erst im Jahre 1900 trat unter dem Präsidium des Fürsten zu Hohenlohe-Oehringen und des Grafen von Borcke-Stargordt ein Syndikat zusammen, das sich den Bau einer Eisenbahn von Duala ins Innere in der Richtung auf den Tsâdsee vorgesetzt hatte. Erst nach zwei Jahren, am 8. September 1902 erhielt dies „Kamerun-Eisenbahn-Syndikat“ die Konzession.

Dies Dokoment bedeutet eine neue Epoche in der Entwicklung der Kolonie und leitet die Ära der eigentlichen Erschließung des Landes ein. Es ist daher am Schluß vollständig zum Abdruck gebracht, um so mehr, als der koloniale Wirtschaftspolitiker in den nächsten Jahrzehnten auf dasselbe jederzeit wird zurückkommen müssen.

Schon am 12. Oktober 1902 traf unter Leitung des Regierungsbaumeisters Neumann eine Expedition in Duala ein, um technische und wirtschaftliche Untersuchungen im Bahngebiet anzustellen. Später übernahm der Stationschef von Johann-Albrechtshöhe, Romberg, die Führung der Expedition. Nach Aufklärung des Geländes [297]) am Kamerungebirge wurden der Mungo, das untere Bakossi-Tal und die Bali-Straße untersucht, dann das Niederungsgebiet zwischen Wuri und Abo durchforscht.

Noch im Dezember, nach dem Eintreffen des Regierungs-

baumeisters Reichow, erfolgte die Festlegung des ersten Teils der Bahnlinie, und im folgenden Monat wurde die Trace bis in die Nähe des Kupe-Berges geführt und gleichzeitig das obere Bakossi-Tal, sowie die Bali-Straße bis Bakundu-ba Konge begangen.

Nachdem noch die Bahnlinie Lagos—Ibadan in Nigeria, sowie die französische Bahn Kotonou—Kissi in Dahomey studiert worden war, wurde im März 1903 der letzte Teil der projektierten Bahnlinie, vom Kupe-Berge bis zum Manenguba-Gebirge, festgestellt.

Als Ausgangspunkt wurde Duala gewählt, da Viktoria große technische Schwierigkeiten bot. Die Route Duala—Yabassi erwies sich ferner als unvorteilhaft, einmal gleichfalls wegen erheblicher technischer Bedenken und dann wegen der wirtschaftlichen Unzulänglichkeit des Zwischenlandes. Auch Mundame wurde nicht in die Trace einbezogen, da es ohnehin gute Wasserverbindung und nur als Depotplatz für die Bali-Straße Bedeutung hat.

Nachdem im Sommer 1904 noch eine Nachprüfung der tracierten Strecke durch den Oberingenieur Mittelstädt stattgefunden hatte, entschloß man sich endgültig für die folgende Route:

Der Endpunkt an der Küste ist das Ufer des Kamerunflusses bei Hickory, Duala gegenüber. Die vorliegende Barre wird durchbaggert; im übrigen ist der Fluß bei Ebbe 11—13 m tief, bietet also den größten Dampfern Zugang. Das Gelände eignet sich vorzüglich zu einer Bahnhofsanlage größeren Umfangs, die gleichzeitig den Personen- und Güterverkehr, sowie den Umschlagverkehr zu Schiff zu bewältigen hat. Von hier läuft die Trace nach Kaki, wo das Waldgebiet beginnt, das sie schon nach 20—25 km bei Muyuka wieder verläßt. Der Diungo-Berg, den die Linie demnächst erreichen soll, wird das für den Oberbau der Bahn erforderliche Bettungsmaterial liefern.

Von hier aus hätte die Linie über die Bali-Straße geführt werden können, doch ist hier der Aufstieg auf das

Plateau sehr schwierig, auch der Handelsverkehr auf der Bali-Straße noch nicht bedeutend genug und wahrscheinlich auch sehr erheblicher Entwickelung überhaupt nicht fähig. Ebenso wurde die Trace durch das Bakossi-Gebiet verworfen, weil das Plantagenland hier infolge der Bodengestaltung keine große Breite besitzt. Vielmehr schien es am besten, die Bahn in der Richtung auf die Einsenkung zwischen dem Manenguba-Gebirge und dem Nlonako-Berg weiterzuführen, da sie hier das Randgebirge an seiner niedrigsten Stelle überschreitet und dazu durch breites, gut besiedeltes Gelände mit fruchtbarem Basaltboden läuft. Der Diungo- wie der Kupe-Berg werden dabei östlich umgangen und so auch das stark bevölkerte Barombi- und Mamelo-Gebiet[298]) aufgeschlossen.

Die ganze Strecke ist etwa 160 km lang (bei einer Spurweite von 1,067 m), und ihre Kosten werden insgesamt auf 17 Millionen Mark geschätzt. Um die Beschaffung des Kapitals zu erleichtern, hat das Reich eine Zinsgarantie übernommen, so daß die Herstellung dieser ersten kurzen Strecke jetzt wenigstens gesichert ist.

Für später wird die Weiterführung nach Bamûm, der Hauptstadt des stark bevölkerten und an Ölpalmen, Kautschuk und Elfenbein reichen Sultanats gleichen Namens ins Auge gefaßt werden müssen.

Auf der Route Banyo—Gaschaka—Kontscha—Garua—Marrua—Dikoa wird die Bahn dann in hoffentlich nicht zu ferner Zeit den Tsâdsee erreichen, eine Gesamtlinie von 1000 km, deren Herstellungskosten sich voraussichtlich auf 100—120 Mill. Mk. belaufen werden.

Erst diese Bahn wird uns erlauben, unseren Handel von dem Küstenbezirk, auf den er jetzt beschränkt ist, ins Innere des Landes auszubreiten, die Konkurrenz der Haussa zu beseitigen und den Verkehr, der jetzt nach der Nigerkolonie graviert, unserer Küste zuzuwenden. Heute dominiert die Royal Niger and Benuë Company im nördlichen Teile unserer Kolonie.

Ähnlich liegen die Verhältnisse im Süden. Der südöstliche

Teil unseres Schutzgebiets wird zum großen Teil von französischen und niederländischen Häusern ausgebeutet, die den Verkehr nach dem Congo Français ableiten. Die zweite große Eisenbahnlinie, deren Kamerun bedarf, wird daher nach Osten ins Land eindringen und dem unteren und mittleren Laufe des Sannaga folgen müssen. Doch das wird leider, leider wohl noch in weitem Felde liegen.

Um schließlich noch einen Blick auf die Post und Telegraphenverhältnisse des Schutzgebietes zu werfen, so sei bemerkt, daß das Schutzgebiet dem Weltpostverein angehört und Postanstalten bisher in Duala, Viktoria, Buëa, Edea, Kribi und Rio del Rey eingerichtet worden sind. Auch hat die Regierung im Anschluß an diese Anstalten eine Reihe regelmäßiger Verbindungen nach dem Innern des Landes geschaffen, z. B. erst neuerdings zwischen Edea—Jaunde und Edea—Lolodorf. Das Postamt in Duala ist durch ein Unterseekabel an die englische Telegraphenstation in Bonny (an der Nigerküste) angeschlossen. Viktoria, Buëa, Duala und Edea sind telephonisch und telegraphisch miteinander verbunden. An diese Hauptlinie sind eine Anzahl Nebenlinien angeschlossen oder im Bau, wie z. B. Duala—Jabassi, Lobetal (Strecke Duala—Edea)—Malimba, Malimba—Kribi usw.

Auch die Pflanzungen und einzelne Missionsstationen besitzen bereits Anschluß an das Telegraphennetz der Kolonie.[229])

Die Konzessionsgesellschaften.

Zwei Gesellschaften sind in der Kolonie tätig, die mit besonderen Privilegien ausgerüstet sind und in der Entwicklungsgeschichte der Kolonie daher eine hervorragende Rolle spielen. Statt langer Beschreibungen ihrer Eigenart verweise ich auf die z. B. bei C. René (Kamerun) abgedruckten Konzessionen.

Es handelt sich um die Gesellschaft „Süd-Kamerun" und die Gesellschaft „Nordwest-Kamerun". Die erstere, eine Gründung des genialen Kolonialpolitikers Dr. Scharlach in Hamburg, trat im Jahre 1899 mit einem Kapital von 2 Mill. Mk. in Hamburg ins Leben und setzte die öffentliche Meinung sofort durch eine für Deutschland noch ungewöhnliche Neuerung in Erregung, nämlich die Einführung sogenannter „Genußscheine" neben den Zinscoupons, in denen sich sogleich ein wildes Agio-Spiel entwickelte. Da die Gesellschaft unmöglich in kurzer Zeit Erträgnisse abwerfen konnte, die dieser Treiberei auch nur annähernd entsprochen haben würden, so konnten Enttäuschungen für die Genußscheinkäufer nicht ausbleiben. Daß hierdurch unsere kolonialen Unternehmungen bei dem heimischen Kapital nur diskreditiert werden können, ist nicht zu leugnen, und ein erheblicher Teil der Antipathien gegen die sogenannten „Konzessionsgesellschaften" ist auf diese unliebsame Transaktion zurückführen.

Wesentlich ist bei den Gesellschaften, daß sie kolossale Landgebiete und bedeutsame Monopole und Freiheiten erhalten haben. Sind derartige Riesenunternehmungen in der Hand weniger Großkapitalisten unseren sozial angehauchten Kolonial-

theoretikern an sich schon ein Dorn im Auge, so waren und sind ihnen diese beiden Gesellschaften noch deswegen doppelt ärgerlich, weil nach ihrer Ansicht den gewährten Konzessionen nicht entsprechende Verpflichtungen der Gesellschaften gegenüberstehen. Dieser Standpunkt muß als durchaus unberechtigt entschieden bekämpft werden, und es ist besonders bedauerlich — allerdings für den Eingeweihten auch nicht verwunderlich — daß die deutsche Kolonialgesellschaft so törichten Auffassungen Vorspanndienste leistet. Wenn die Gesellschaften es unternehmen, im Sinne ihrer Konzessionen die ihnen überwiesenen Ländereien zu erschließen, so können sie freilich viel Geld verdienen, aber auch viel verlieren. Allein die Erforschung der größtenteils noch unbekannten Konzessionsgebiete hat beiden kolossale Aufwendungen verursacht, die vorläufig unproduktiv ausgegeben sind und den Anspruch auf Vergünstigungen in anderer Beziehung wohl rechtfertigen. Gelingt es ihnen, Handel und Wandel in ihren Gebieten zu heben, so kommt das zweifellos der ganzen Kolonie zugute und gibt den Konzessionären ein Recht auf Schadloshaltung für das, was sie nicht für ihren eigenen Säckel, sondern für das Wohl der Allgemeinheit geleistet haben. Und selbst wenn die Konzessionen manchem recht umfangreich erscheinen möchten, so mag man sich nur erinnern, daß auf die Konzessionsgebiete zutrifft, was von der ganzen Kolonie gilt: Parate Werte haben sie wenig — Kautschuk, Elfenbein und Ölfrüchte — und was sich sonst etwa aus ihnen machen läßt, ist Sache der Zukunft und Hoffnung. Was die Gesellschaften für jetzt und auf lange Zeit hinaus sicher haben, sind sehr große Ausgaben. Ob diesen einst entsprechende Einnahmen gegenüberstehen werden, weiß niemand. Wußte wenigstens niemand, als die Konzessionen erteilt wurden, die wirtschaftliche Zukunft der Kolonie noch im Dunkeln lag und das Kapital sich noch ungleich zurückhaltender zeigte als heute.[300])

Nun freilich sagen die unverbesserlichen Konzessionsgegner, die Gesellschaften raubten ihre Gebiete lediglich aus, täten nichts für deren wirtschaftliche Hebung und warteten inzwischen ab, bis der allgemeine Aufschwung der Kolonie auch eine ent-

sprechende Wertsteigerung ihrer Territorien zuwege bringen und den Konzessionären die Gelegenheit bieten werde, ihr Land zu hohen Preisen loszuschlagen. Auch diese Einwürfe können vor ernster Prüfung nicht bestehen. Gerade diese beiden Gesellschaften sind z. B. bemüht gewesen, dem Raubbau auf Kautschuk in ihrem Gebiet zu steuern, beide haben bereits Millionen über Millionen in ihre Gebiete hineingesteckt, und sollte wirklich der Wert des Landes in der Kolonie einst eine große Steigerung erfahren, so wollen wir froh darüber sein und nicht jetzt schon murren, daß einige weitblickende Spekulanten daran etwas verdienen könnten.

Kolonialunternehmungen sind langsichtig und voller Unsicherheiten und Gefahren, sie wollen daher anders beurteilt sein als bekannte, alltägliche Unternehmungen daheim. Dem hohen Risiko muß die Möglichkeit hohen Gewinnes gegenüber stehen, sonst werden wir das Kapital vergebens locken.

Bau- und Betriebskonzession
für die
Kamerun-Eisenbahn-Gesellschaft.

Nachdem das zur Gründung einer Gesellschaft unter der der Firma „Kamerun-Eisenbahn-Gesellschaft" gebildete Syndikat, bestehend aus folgenden Herren:

1. Seine Hoheit Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein,
2. Seine Durchlaucht Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen,
3. Seine Exzellenz Schloßhauptmann Graf Borcke-Stargordt, wirklicher Geheimrat,
4. Seine Exzellenz Landesdirektor Freiherr von Manteuffel,
5. Rittergutsbesitzer H. v. Borke,
6. Rittergutsbesitzer M. v. Hiller,
7. Geheimer Regierungsrat a. D. v. Poschinger,
8. Rechtsanwalt Dr. Scharlach,
9. Dr. Max Schoeller,
10. Rittergutsbesitzer Freiherr von Cramer-Klett,
11. Hauptmann a. D. v. Wedel,
12. Konsul René

den Antrag gestellt hat, dieser Gesellschaft die Konzession zum Bau- und Betriebe einer Eisenbahn nach Wahl von der Küste im Mungo-Tale nach Mundame oder im Wuri-Tale nach Yabassi zu verleihen, wird die Erteilung der beantragten Konzession

auf die Dauer von 90 Jahren unter den nachstehenden Bedingungen für den Fall zugesagt, daß bis zum 1. Juli 1905

1. die Wahl der Bahnlinie im allgemeinen erfolgt ist,
2. die Gesellschaft mit einem für den Bau und Betrieb der Bahn genügenden Kapital, welches mit Zustimmung des Reichskanzlers festzusetzen ist, und auf das bei der Gründung 25 Prozent einzuzahlen sind, sich gebildet und mit einem vom Reichskanzler zu genehmigenden Statute die Rechtsfähigkeit erlangt hat.

§ 1. Der Bau und Betrieb erfolgt durch die von dem Syndikat gebildete Gesellschaft, welche ihren Sitz entweder in Berlin oder im Schutzgebiete Kamerun haben muß.

§ 2. Die Wahl des Vorsitzenden der Direktion und des obersten Betriebsleiters bedarf der Bestätigung der Aufsichtsbehörde.

§ 3. Für den Bau der Eisenbahn gelten folgende Bedingungen:

1. Die Spurweite soll mindestens einen Meter betragen; die Bahn kann eingleisig gebaut werden; jedoch ist der Grunderwerb für ein Doppelgleis vorzusehen.
2. Für den Bau der Bahnlinie ist bei gleichen Preisen deutsches Material zu verwenden.
3. Die Pläne und Kostenanschläge, auf Grund deren die Ausführung und der Betrieb erfolgen soll, bedürfen der Genehmigung der Aufsichtsbehörde.
4. Abweichungen von der genehmigten Linie, sofern sie eine Abkürzung oder Verlängerung der gesamten Strecke um mehr als 10 km, gleichviel nach welcher Richtung, oder endlich eine Verschiebung des Anfangs- oder Endpunktes zur Folge haben würden, bedürfen der Genehmigung der Aufsichtsbehörde.
5. Die Vollendung und Inbetriebnahme der Bahn muß innerhalb einer Frist von 3 Jahren vom Tage der Erlangung der Rechtsfähigkeit seitens der Gesellschaft erfolgen. Die Aufsichtsbehörde wird diese Frist ent-

sprechend verlängern, wenn der Bau durch unvorhergesehene Hindernisse ohne Schuld der Gesellschaft eine Verzögerung erleiden sollte.

§ 4. Für den Betrieb der Eisenbahn gelten folgende Bestimmungen:

1. Die Eröffnung des Betriebes auf einer Strecke ist vorher der Aufsichtsbehörde anzuzeigen.
2. Die Bahn ist mit Betriebsmitteln in angemessener Zahl so auszurüsten, wie es das Verkehrsbedürfnis erheischt.
3. Die Gesellschaft ist verpflichtet, die Eisenbahn dauernd ordnungsmäßig zu betreiben und zu diesem Behufe die Bahnanlagen einschließlich der zu errichtenden Telegraphenanlagen und die Betriebsmittel in solchem Zustande zu erhalten, daß die Beförderung mit Sicherheit und Regelmäßigkeit erfolgen kann, und zwar so, daß abgesehen von solchen Verhinderungen, welche außerhalb des Machtbereichs der Gesellschaft liegen, wöchentlich in jeder Richtung mindestens ein Zug für Personen- und Güterbeförderung von einem Endpunkt der Bahn zum anderen fährt. Für die Personenbeförderung sind mindestens zwei Klassen einzurichten, so daß Weiße und Farbige immer getrennt befördert werden können. Im übrigen unterliegt die Feststellung und Abänderung des Fahrplans der Genehmigung der Aufsichtsbehörde, jedoch mit der Maßgabe, daß dieselbe nicht befugt ist, die Einrichtung neuer Stationen und Haltestellen der Gesellschaft vorzuschreiben, bevor diese nicht während drei Jahren eine Verzinsung von mindestens 6 Prozent für ihr Kapital erzielt hat. Auch dann dürfen die von der Gesellschaft beanspruchten Leistungen nicht höher sein als diejenigen irgend einer anderen in Westafrika unter ähnlichen Bau-, Betriebs- und Verkehrsverhältnissen von einer Privatgesellschaft betriebenen Bahn. Die Bestimmung der Preise für

den Personen- und Güterverkehr bleibt während der ersten zehn Jahre nach der Betriebseröffnung der Gesellschaft überlassen, für die Folgezeit steht es der Aufsichtsbehörde frei, wiederkehrend von fünf zu fünf Jahren Höchstsätze für die einzelnen Personen- und Güterklassen festzusetzen, in deren Grenzen die Gesellschaft befugt sein soll, die Beförderungspreise zu bestimmen. Diese Höchstsätze dürfen jedoch nicht unter die Höchstsätze irgend einer anderen in Westafrika unter ähnlichen Bau-, Betriebs- und Verkehrsverhältnissen von einer Privatgesellschaft betriebenen Bahn heruntergehen.

4. Für die Zwecke des Postdienstes liegen der Gesellschaft die gleichen Verpflichtungen ob, welches sich für die im Deutschen Reiche betriebenen Eisenbahnen aus dem Eisenbahnpostgesetze vom 20. Dezember 1875 (Reichsgesetzblatt für 1875 S. 318) und den dazu gehörigen Vollzugsbestimmungen ergeben, jedoch mit der Erleichterung, daß an Stelle der Artikel 2, 3 und 4 des Gesetzes auf die Dauer von 20 Jahren die im Erlasse des Reichskanzlers vom 28. Mai 1879 (Zentralblatt für das Deutsche Reich, S. 380) getroffenen Bestimmungen gelten, insofern nicht noch weitergehende Erleichterungen gewährt werden.

   Wenn in den Verhältnissen der Bahn durch Erweiterungen des Unternehmens oder durch den Anschluß an andere Bahnen oder aus anderen Gründen eine Änderung eintreten sollte, durch welche nach der Entscheidung des Reichseisenbahnamtes es ist nicht mehr angemessen ist, das Unternehmen wie eine Eisenbahn untergeordneter Bedeutung zu behandeln, hat die Gesellschaft die gleichen Verpflichtungen ohne Einschränkung, welche das Eisenbahnpostgesetz mit den dazugehörigen Vollzugsbestimmungen den deutschen Eisenbahnen auferlegt.

5. Hinsichtlich der Benutzung des Eisenbahntelegraphen

zur Beförderung solcher Telegramme, welche nicht den Eisenbahndienst betreffen und hinsichtlich des Verhältnisses zur Reichstelegraphenverwaltung gilt das folgende:

a) Die Anlage von Telegraphen- und Fernsprechlinien für den öffentlichen Verkehr steht der Reichstelegraphenverwaltung zu. Auf Verlangen des Reichskanzlers ist die Gesellschaft verpflichtet, ihre Eisenbahntelegraphen, solange und insoweit die Reichstelegraphenverwaltung auf der betreffenden Strecke nicht selbst eine Telegraphenverbindung hergestellt hat, für den allgemeinen Telegraphenverkehr zu eröffnen. Die Annahme und Beförderung der Telegramme erfolgt unter sinngemäßer Anwendung der Telegraphenordnung für das Deutsche Reich, sowie nach den von der Reichstelegraphenverwaltung festzusetzenden Tarifen und sonstigen Bestimmungen. Ist die Annahme, Beförderung und Bestellung eines Telegramms ausschließlich durch den Bahntelegraphen erfolgt, so fließen ihm die Gebühren ungeteilt zu; muß dagegen bei einem Telegramm sowohl der Bahntelegraph als auch der Reichstelegraph mitwirken, so werden die auf die Beförderungsstrecke im Schutzgebiet entfallenden Gebühren zwischen beiden je zur Hälfte geteilt. Die Berechnuug findet nach näherer Bestimmung der Reichstelegraphenverwaltung in möglichst einfacher Weise statt.

b) Insoweit neben dem Bahntelegraphen auch ein Reichstelegraph besteht oder errichtet wird, ist die Gesellschaft unter den vorstehenden Bedingungen berechtigt, ihren Bahntelegraphen ebenfalls zur Beförderung außerdienstlicher Telegramme zu verwenden, jedoch mit der Einschränkung, daß die Eisenbahn-Telegraphenstationen nur dann Telegramme zur Beförderung mit den Bahntelegraphen von jedermann annehmen dürfen, wenn die am Orte befind-

liche Reichstelegraphenanstalt den Dienst geschlossen hat. In der übrigen Zeit dürfen sie lediglich von solchen Personen annehmen, die mit dem Zuge ankommen, abreisen oder durchreisen. Wenn der Bahntelegraph teilweise oder durchweg mit Fernsprechapparaten betrieben wird, so sind die unter a und b angegebenen Bestimmungen ebenfalls maßgebend.

c) Die Gesellschaft gesteht der Reichstelegraphenverwaltung unentgeltlich das Recht zu, an dem Gestänge des Bahntelegraphen, soweit dies Raum bietet, ihre Telegraphen- und Fernsprechdrähte anzubringen, sowie das Recht, erforderlichenfalls eigene Gestänge für Telegraphen- und Fernsprechleitungen auf dem Grund und Boden der Bahnverwaltung längs der Eisenbahnlinie aufzustellen. Hat die Reichstelegraphenverwaltung eigene Gestänge an der Bahnlinie errichtet, so ist die Gesellschaft berechtigt, an dem Gestänge ihre Bahnbetriebsleitung mitzubefestigen, soweit Raum dazu vorhanden ist. Bei gemeinschaftlich benutzten Gestängen werden die Unterhaltungs- und etwaigen Verlegungskosten der Stangen von beiden Teilen nach der Anzahl der beiderseitigen Drähte getragen; im übrigen hat jeder Teil seine Drähte selbst zu unterhalten, sofern nicht darüber eine besondere Verständigung stattfindet. Die Gesellschaft hat die an der Eisenbahn entlangführende Reichstelegraphenleitung und Linie durch ihr Bahnpersonal unentgeltlich mitbewachen zu lassen.

§ 5. Die Benutzung der Bahn ist jedermann unter gleichen Bedingungen zu gewähren, insbesondere haben die angesetzten Beförderungspreise gleichmäßig für alle Personen oder Güter derselben Art Anwendung zu finden. Erleichterungen der Beförderungen, welche nicht unter Erfüllung der gleichen Bedingungen jedermann zugute kommen, bedürfen der Genehmigung der Aufsichtsbehörde.

Die Gesellschaft ist auf Verlangen der Aufsichtsbehörde

verpflichtet, anderen Unternehmern den Anschluß an die Bahn mittelst Privatanschlußgleisen oder Anschlußbahnen gegen Ersatz der der Gesellschaft daraus erwachsenden Kosten zu gestatten; sofern die Gesellschaft die Anschlußgleise oder Anschlußbahnen nicht binnen angemessener Frist selbst herstellt, ist die Gesellschaft verpflichtet, auf den anschließenden Privatanschlußgleisen den Betrieb unter Bestellung der erforderlichen Transportmittel gegen angemessene Vergütung zu übernehmen und ferner den Übergang geeigneter Transportmittel der Privatanschlußbahnen ebenfalls gegen angemessene Vergütung zu gestatten.

§ 6. Falls die Gesellschaft schuldvoller Weise gegen eine der ihr in dieser Urkunde auferlegten Verpflichtungen verstößt und der ihr von der Aufsichtsbehörde erteilten Anweisung, diesen Verstoß gut zu machen, nicht in angemessener Frist Folge leistet, so kann sie für die durch ihr Verhalten dem Verkehr zugefügten Nachteile auf Zahlung einer entsprechenden Geldsumme in Anspruch genommen werden.

Darüber, ob ein schuldvoller Verstoß der Gesellschaft vorliegt, ferner ob sie der infolge eines solchen Verstoßes erteilten Anweisung nicht entsprechend nachgekommen ist, und wie hoch sich der für die entstandenen Nachteile zu zahlende Geldbetrag beläuft, entscheidet endgültig ein nach § 7 zu bildendes Schiedsgericht. Alle hiernach von der Gesellschaft etwa zu zahlenden Beträge sind an die Kasse des Kaiserlichen Gouvernements abzuführen.

Hat ein schuldvolles Verhalten der Gesellschaft hinsichtlich einer der ihr in dieser Urkunde auferlegten Verpflichtungen zur Folge, daß die Eisenbahnstrecken nicht rechtzeitig gebaut oder nicht betrieben werden, so ist die Aufsichtsbehörde befugt, auf Kosten der Gesellschaft den Bau oder Weiterbau der Bahn und die Einrichtung oder Fortführung des Betriebes einem Dritten zu übertragen oder selbst zu übernehmen. Über die Frage, ob ein derartiges schuldvolles Verhalten der Gesellschaft vorliegt, entscheidet ebenfalls endgültig ein nach § 7 dieser Urkunde zu bildendes Schiedsgericht.

Die Tatsache der Überschreitung des Voranschlages sowie der statutenmäßigen Mittel der Gesellschaft und der dadurch verhinderten Fortführung des Baues oder Betriebes ist für sich allein noch nicht als schuldvolles Verhalten der Gesellschaft zu erachten.

§ 7. Das im § 6 vorgesehene Schiedsgericht wird in der Weise gebildet, daß jeder Teil zwei Schiedsrichter bestellt und von sämtlichen Schiedsrichtern ein Obmann gewählt wird. Der Reichskanzler (Auswärtiges Amt, Kolonialabteilung) wird die von ihm gewählten Schiedsrichter der Gesellschaft benennen und die Gesellschaft gleichzeitig auffordern, die von ihr zu wählenden Schiedsrichter binnen vier Wochen, vom Tage der Zustellung der Aufforderung an gerechnet, zu bestellen und ihm namhaft zu machen. Kommt die Gesellschaft dieser Aufforderung nicht rechtzeitig nach, so wählt der Reichskanzler (Auswärtiges Amt, Kolonialabteilung) auch die fehlenden Schiedsrichter.

Als Obmann ist gewählt, wer die meisten der abgegebenen Stimmen auf sich vereinigt. Bei Stimmengleichheit wird der Obmann von dem Präsidenten des Hanseatischen Oberlandesgerichts ernannt. Das Schiedsgericht tritt in Berlin zusammen. Für das schiedsrichterliche Verfahren gelten, soweit in dieser Urkunde nichts anderes festgesetzt ist, die Vorschriften des zehnten Buches der Zivilprozeßordnung. Das Landgericht I Berlin ist für die im § 1045 Z.-P.-O. vorgesehenen Entscheidungen ausschließlich zuständig.

§ 8. Solange die in dieser Urkunde erteilte Konzession besteht, wird einem anderen Unternehmer die Anlage einer Eisenbahn, welche innerhalb 50 km Entfernung an jeder Seite der Bahn neben der verliehenen Bahnlinie verlaufen würde, nicht konzessioniert werden.

§ 9. Alle Eigentums- oder sonstigen Rechte, welche dem Fiskus des Schutzgebietes an dem für den doppelgleisigen Bau und Betrieb der Eisenbahn und ihrer künftigen Entwickelung erforderlichen Grund und Boden kraft seiner Hoheitsrechte oder aus irgend einem sonstigen Rechtstitel zustehen, wird der Fiskus

des Schutzgebietes ohne Entgelt an die Gesellschaft abtreten; insoweit ihm ein Verfügungsrecht nicht zusteht, wird die Aufsichtsbehörde nötigenfalls im Wege der Enteignung dafür besorgt sein, das der Gesellschaft von den Verfügungsberechtigten der erforderliche Grund und Boden frei von allen Lasten und Eigentumseinschränkungen zu Eigentum überlassen werde und zwar, soweit es sich um bebaute Grundstücke handelt, gegen angemessene, von der Gesellschaft zu zahlende Preise, bei unbebauten Grundstücken unentgeltlich, soweit dies ohne Übernahme einer Verpflichtung seitens des Fiskus des Schutzgebietes geschehen kann.

§ 10. Der Gesellschaft ist gestattet, in den Wäldern, über welche der Fiskus des Schutzgebietes verfügen kann, ohne Entgelt das für den Bau, die Unterhaltung und die Erneuerung der Bahn erforderliche Holz zu entnehmen, soweit eine solche Holzentnahme den Grundsätzen der ordentlichen Waldkultur unter Berücksichtigung der im Bahngebiet obwaltenden Verhältnisse nicht widerstreitet. Sie darf ferner aus den dem Verfügungsrecht des Fiskus des Schutzgebietes unterliegenden Grundstücken Erde, Kies und Steine für den Bau, die Unterhaltung und die Erneuerung der Bahn unentgeltlich entnehmen, soweit dadurch öffentliche Interessen nicht verletzt werden.

§ 11. Der Gesellschaft wird das Recht eingeräumt, am Endpunkt der geplanten Eisenbahn ein Areal von 50 000 ha Kronland auszuwählen und in Gemäßheit der geltenden Bestimmungen über Kronland in Besitz zu nehmen. Von der Besitzergreifung sind solche Ländereien ausgeschlossen, welche zu Zwecken des Baues von Zufuhrwegen zur Eisenbahn und des Stationsbaues, sowie zu sonstigen gemeinnützigen oder fiskalischen Anlagen erforderlich sind. Für dieselben Zwecke sind Grundstücke, welche bereits in das Eigentum der Gesellschaft übergegangen sind, sofern dieselben noch unbebaut oder noch nicht kultiviert sind, unentgeltlich zurückzuübertragen, wogegen der Gesellschaft das Recht zusteht, andere gleichwertige Grundstücke in gleichem Umfange in Besitz zu nehmen. Ferner räumt

der Fiskus des Schutzgebietes der Gesellschaft in Gemäßheit der geltenden Bestimmungen über Kronland von dem seiner Verfügung unterstehenden Grund und Boden innerhalb eines sich je 2 km zu beiden Seiten der Eisenbahn ausdehnenden Streifens unentgeltlich das Eigentum an schachbrettförmig sich längs der Bahn hinziehenden Blöcken von je 5 km Länge und 2 km Tiefe dergestalt ein, daß an jeder Seite eines Blockes je ein Block von gleicher Größe frei bleibt, insoweit die Aufsichtsbehörde sich nicht mit einer anderen Einteilung einverstanden erklärt.

Die Aufsichtsbehörde wird auf Verlangen der Gesellschaft gemeinschaftliche Verhandlungen mit solchen Gesellschaften oder Privatpersonen einleiten, deren Gebiet von der Bahnlinie durchschnitten wird, um sie zur Abtretung entsprechender Blöcke von ihren Ländereien zu veranlassen. Auch beziehentlich des in dieser Weise überwiesenen Eigentums gilt der obige Vorbehalt in bezug auf Ländereien, welche jetzt oder später für öffentliche Zwecke erforderlich sind.

Die Übereignung des Grund und Bodens am Endpunkt der Bahn erfolgt nach Eintritt der für Erteilung der Konzession vorgesehenen Bedingungen (Einleitung dieser Konzession) und Hinterlegung einer Kaution von 150 000 Mk., die der Gesellschaft zurückzugeben ist, sobald die ersten 10 km der Bahnstrecke fertiggestellt sind, und die dem Fiskus des Schutzgebietes verfallen ist, wenn die Gesellschaft den Bahnbau nicht anfängt oder vor Fertigstellung der ersten 10 km der Bahnstrecke liegen läßt. Die Überweisung der Ländereien an der Bahnstrecke erfolgt je nach Fertigstellung von je 10 km der Bahnstrecke.

§ 12. Der Bahnkörper und alle zum Betriebe der Bahn gehörigen Gebäude und Anlagen sind für die Dauer der Konzession von allen Grund- und Gebäudesteuern befreit. Ferner genießen Befreiung von Grundsteuern für die Dauer von 25 Jahren von der Genehmigung des Gesellschaftsvertrages alle auf Grund des § 11 dieser Konzession in das Eigentum der Gesellschaft übergehenden Grundflächen mit ihrem Zubehör,

so lange sie in diesem Eigentum verbleiben und noch nicht in Kultur genommen sind. Den in Kultur genommenen oder aus dem Eigentum der Gesellschaft ausgeschiedenen Grundflächen wird für die nächstfolgenden 5 Jahre volle Befreiung von Grundsteuern gewährt. Von Ablauf dieser 5 Jahre ab genießen sie jede Begünstigung, welche außer der vorgenannten für gleichartige Grundflächen dritten Unternehmern hinsichtlich der Grundsteuer gewährt werden wird.

§ 13. Vorbehaltlich Beobachtung der vorzuschreibenden Förmlichkeiten wird der Gesellschaft Zollfreiheit für die zum Bau, zur Ausrüstung, Unterhaltung und zum Betriebe der Eisenbahn und der mit ihr verbundenen Anlagen erforderlichen Materialien, Maschinen, Werkzeuge, Geräte und sonstigen Gegenstände gewährt.

§ 14. Die völlige oder teilweise Übertragung dieser Konzession oder der der Gesellschaft in Ausübung der Konzession zustehenden Rechte und Pflichten unter Aufrechterhaltung ihrer Eigenschaft als Konzessionar, sowie jede Abänderung des Gesellschaftsvertrags bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Genehmigung des Reichskanzlers (Auswärtiges Amt, Kolonialabteilung).

Eine Uebertragung der Konzession selbst oder einzelner ihrer Teile an eine andere, als an eine Deutsche Gesellschaft oder an nicht reichsangehörige Einzelpersonen ist ausgeschlossen. Der Gesellschaft steht das Recht des Verkaufs der ihr eingeräumten Ländereien ohne Beschränkung zu.

§ 15. Der Gesellschaft wird das Vorzugsrecht auf die Konzession zur Fortsetzung der Bahn und zur Herstellung von Zweigbahnen derart eingeräumt, daß die Gesellschaft berechtigt sein soll, die Konzession zu den von anderen Bewerbern angebotenen Bedingungen innerhalb einer angemessenen, nicht unter 6 Monaten zu bemessenden Erklärungsfrist zu übernehmen.

§ 16. Dem Fiskus des Schutzgebietes bleibt das Recht vorbehalten, die Eisenbahn nach Ablauf von 30 Jahren vom Tage der Eröffnung des Betriebes an gerechnet und weiterhin nach Ablauf

von je 5 zu 5 Jahren unter Beobachtung einer einjährigen Kündigungsfrist mit allen Anlagen, allen Betriebsmitteln und allem Zubehör einschließlich der aus den Eisenbahnunternehmungen angesammelten Reserve- und Erneuerungsfonds gegen Erstattung des 25fachen Betrages der im Durchschnitt der letzten 5 Jahre aus den Erträgnissen der Eisenbahnunternehmung zur Verteilung gelangten Dividende, mindestens jedoch gegen Ersatz des gewerblichen Wertes der vorhandenen Eisenbahnanlagen, Werkstätten und Betriebsmittel, käuflich zu übernehmen. Die Ermittelung des Wertes hat, falls Zweifel über seine Höhe obwalten, durch ein nach § 7 zu bildendes Schiedsgericht zu erfolgen. Erlangt keine Summe die Mehrheit der abgegebenen Stimmen, so gilt diejenige Summe für angenommen, welche dem Durchschnitt der von den einzelnen Schiedsrichtern genannten Summen am nächsten kommt. Die Entscheidung des Schiedsgerichts ist endgültig.

Die sämtlichen auf Grund des § 11 der Gesellschaft verliehenen Ländereien verbleiben der Gesellschaft, ebenso verbleiben der Gesellschaft die aus den Erträgnissen von Landverkauf oder Verpachtung ausstehenden Gelder und alle etwaigen Reserven, welche aus den Erträgnissen von Landverkäufen gebildet sind.

§ 17. Die Aufsichtsbehörde bildet in erster Instanz der Kaiserliche Gouverneur des Schutzgebietes, in zweiter Instanz der Reichskanzler (Auswärtiges Amt, Kolonialabteilung).

§ 18. Eine Ausfertigung der endgültigen Konzessionsurkunde wird der Kamerun-Eisenbahngesellschaft ausgehändigt werden, sobald sie ordnungsmäßig durch das Syndikat gebildet ist.

§ 19. Etwaige Kosten dieser Urkunde, insbesondere etwaige Stempelkosten, trägt der Konzessionar.

Berlin, den 8. September 1902.

Der Reichskanzler.
gez. Bülow.

Anmerkungen und Zusätze.

1) Vergl. darüber Sievers-Hahn, Afrika, 2. Aufl., Leipzig 1901, S. 5 f.

2) Vergl. Franz Hutter, Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun. Braunschweig, 1902, S. 5.

3) Vergl. Sievers-Hahn, Afrika, 2. Aufl., Leipzig 1901, S. 12.

4) Vergl. über Diego Cãos Fahrt Franz Hutter, Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun, Braunschweig 1902, S. 6.

5) Die Mündung des Niger war den Portugiesen bereits im 16. Jahrhundert bekannt.

6) Dies Resumé entnehme ich dem Werke von Sievers-Hahn, Afrika, 2. Aufl., Leipzig 1901, S. 24.

7) Dieser Abschnitt schließt sich eng an den Aufsatz von Dr. A. Schenck: Die Afrikaforschung seit dem Jahre 1884 und ihr gegenwärtiger Stand in der Geographischen Zeitschrift, 1898, S. 341 bis 349. Vergl. außerdem das Kapitel: „Geschichte der Forschungstätigkeit im Nordgebiet von Kamerun bis zum Jahre 1893“ bei F. Hutter, l. c. S. 7 ff.

8) Siehe sein Werk: Die deutsche Kolonie Kamerun. Berlin 1884, 2. Aufl. 1885. — Ferner: Verhandl. d. Ges. für Erdk. Berlin 1884 S. 358 und: Die Vogelwelt von Kamerun. v. Danckelman's Mitteil. 1890, S. 175; 1892, S. 86.

9) Vergl. sein Werk: Kamerun. Leipzig 1887. Siehe auch: Verhandl. der Ges. f. Erdk. Berlin 1885, S. 419.

10) Vergl. sein Werk: Die deutsche Kolonie Kamerun. Berlin und Stuttgart 1885. — Siehe auch Peterm. Mitteil. 1885, S. 421 und 1887, S. 81 und Verhandl. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1885, S. 461.

11) Vergl. Peterm. Mitteil. 1885, S. 13.

12) Vergl. Peterm. Mitteil. 1886, S. 144.

13) Vergl. von Danckelman's Mitteil. 1888, S. 31.

14) Vergl. sein Werk „Kamerun“. Leipzig, 1886.

15) Ich folge hier der vorzüglichen Arbeit von Dr. A. Schenck: Die Afrikaforschung seit dem Jahre

1884 und ihr gegenwärtiger Stand. Siehe Anm. 7. — Über die Kundsche Expedition vergl. man übrigens von Danckelmans Mitteil. 1888, S. 2, 52, 121, 212; 1889, S. 15, 61, 104, 114; 1890, S. 109. Verhandl. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1889, S. 308.

16) Zintgraff schrieb: Nord-Kamerun, Berlin 1895. Vergl. auch v. Danckelman's Mitteil. 1888, S. 41, 184; 1890, S. 74 und Verhandl. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1890, S. 210. — Über Karl Zeuner vergl. v. Danckelman's Mitteil. 1888, S. 38; 1889, S. 5, 38, 176.

17) Vergl. hier und im folgenden F. Hutter, Wanderungen und Forschungen &c. (vergl. Anm. 2), S. 10 ff.

18) Esser verfaßte „An der Westküste Afrikas". Köln 1898.

19) Er schrieb: „Durch Kamerun von Süd nach Nord". Leipzig 1893. — Vergl. ferner v. Danckelman's Mitteil. 1890, S. 113; 1891, S. 144 und Verhandl. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1891, S. 370.

20) Vergl. v. Danckelman's Mitteil. 1893, S. 281.

21) Vergl. Deutsches Kolonial-Blatt 1895, S. 110, 135, 159, 180.

22) Er schrieb eines der besten Werke der neueren Afrikaliteratur; „Adamaua", Berlin 1895. — Vergl. auch v. Danckelman's Mitteil. 1894, S. 33; 1895, S. 181 und Verhandl. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1894, S. 369.

23) Die Berichte dieser vier Schweden sind meist in der schwedischen Zeitschr. „Ymer" erschienen (1885—1892). Vergl. aber auch D. Geogr. Blätter 1886, S. 30, 120; D. Kol.-Zeitg. 1890, S. 108, 123, 146, 159, 171, 194; Peterm. Mitteil. 1894 L. B. Nr. 699; von Danckelman's Mitteil. 1895, S. 1; 1897, S. 25; Geolog. Fören. Stockholm Förhandl. 1894, S. 29.

24) Vergl. Scottish Geogr. Mag. 1888, S. 513.

25) Vergl. von Danckelman's Mitteil. 1889, S. 44; 1891, S. 28, 128; 1892, S. 28; 1895, S. 113. — Später machte Preuß mehrfach Studienreisen in fremde Kolonien im Auftrage des Kolonialwirtschaftlichen Komitees.

26) Vergl. A. Engler, die Hochgebirgsflora des tropischen Afrika. Abhandl. der Akademie der Wissenschaften, Berlin 1891 (Phys.-Math. Kl. II).

27) Er schrieb: „Der Plantagenbau in Kamerun und seine Zukunft." Berlin 1896.

28) Vergl. v. Danckelman's Mitteil. 1894, S. 99; 1895, S. 277.

29) Vergl. D. Kol.-Ztg. 1895, S. 80 und D. Kol.-Blatt 1895, S. 484.

30) Vergl. v. Danckelman's Mitteil. 1891, S. 34, 73, mit Karten.

31) Vergl. v. Danckelman's Mitteil. 1895, S. 87.

32) Vergl. über Brauns Arbeiten: v. Danckelman's Mitteil. 1888, S. 46; 1889, S. 141. — Über Zenker: Ebenda 1891, S. 138; 1892, S. 8, 181; 1895, S. 36. — Über Dominiks Wute-Forschungen: Deutsches Kolonial-Blatt 1897, S. 414.

33) Vergl. v. Danckelman's Mitteil. 1897, S. 155.

34) Siehe D. Kol.-Blatt 1893, S. 269 und 1894, S. 553.

35) Vergl. Carl René: Kamerun und die deutsche Tsadsee-Eisenbahn. Berlin 1905.

36) Vergl. zu diesem Abschnitt die Einleitung meines Buches: „Die deutschen Schutzgebiete und ihr wirtschaftlicher Wert". Berlin 1905.

37) Vergl. über die „Aussichten des Plantagenbaus in den deutschen Schutzgebieten" meine gleichnamige Schrift. Wismar, 1905.

38) Über die Erwerbungsgeschichte vergl. C. Morgen, durch Kamerun von Süd nach Nord (Leipzig 1893), Seite 1 14, dem wir hier folgen.

39) Mit Bezug auf die allgemeine Skizze der Oberflächengestalt verweise ich auf mein „Koloniales Lesebuch". Berlin 1901.

40) Über das Mungo-Gebiet bis Mundame vergl. Fr. Hutter, l. c., S. 235.

41) Vergl. Sievers-Hahn, Afrika, S. 59.

42) Vergl. über die Buchten Dr. Rudolf Fitzner, deutsches Kolonialhandb., 2. Aufl., Berlin 1901, S. 115, S. 109 und 107.

43) Vergl. Seidel, Kol. Lesebuch (s. Anm. 39), Sievers-Hahn, Afrika, S. 415 und R. Fitzner (s. Anm. 42), S. 94.

44) Vergl. C. René, Kamerun und die deutsche Tsadsee-Eisenbahn. Berlin 1905, S. 53 (nach Wohltmann).

45) „Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun." Braunschweig 1902. S. 119.

46) Vergl. die sehr eingehende und instruktive Schilderung des Waldlandes bei Fr. Hutter (s. Anm. 2), S. 238 ff.

47 nnd 48) Siehe Fr. Hutter, l. c. S. 239 und 304.

49) Nach R. Fitzner (s. Anm. 42) S. 61.

50) Hossére bedeutet „Berg" in der Haussasprache, mao „Fluß".

51) Vergl. Fr. Hutter, Wanderungen und Forschungen, S. 301 ff.

52) C. Morgen, durch Kamerun von Süd nach Nord. Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889 bis 1891. Leipzig 1893, S. 67 ff.

53) Vergl. Dr. Preuß (s. Anm. 25) und A. Engler, die Hochgebirgsflora des tropischen Afrika. Berlin 1891.

54) Vergl. Anm. 29 und 16.

55) „Durch Kamerun von Süd nach Nord". Leipzig 1893. S. 234.

56) Genauer die Kompaßrichtung 105—100° und 45—50°. Entsprechend der Deklination treten diese Richtungen auf der Karte als 85—90° und 30—35° auf. Im allgemeinen schwankt die westöstliche Richtung mehr als die andere. (Vergl. Passarge, Adamaua. S. 387).

57) Weiteres über die Geologie des Schutzgebietes s. bei Passarge, Adamaua, S. 371 ff. und Stromer von Reichenbach: „Die Geologie der deutschen Schutzgebiete in Afrika, München und Leipzig 1896.

58) Vergl. „Durch Kamerun von Süd nach Nord". Leipzig 1893, S. 45.

59) Ebenda, S. 229.

60) Ebenda, S. 73.

61) Ebenda, S. 348.

62) Vergl. Anm. 30.

63) Diese Beschreibung der sehr komplizierten Verhältnisse des Rio del Rey entnehme ich dem (Nr. 58 zitierten) Werke von Morgen, S. 347.

64) a. a. O., S. 244.

65) „Adamaua." Berlin 1895, S. 373.

66) Vergl. im folgenden Sievers-Hahn, Afrika, S. 20.

67) Vergl. Barth, Reisen ꝛc. in Zentral-Afrika.

68) Z. T. aus meiner Schrift: „Die Aussichten des Plantagenbaus in den deutschen Schutzgebieten". Wismar 1905. S. 10.

69) Nach R. Fitzner, Deutsches Kolonialhandbuch. 2. Aufl., Berlin 1900, S. 68.

70) Siehe „Wanderungen und Forschungen ꝛc." S. 516—544. Die folgende Schilderung des meteorologischen Verlaufs eines Jahres in den Graslandgebieten ist ein Auszug aus seiner Darstellung.

71) „Durch Kamerun von Süd nach Nord." Leipzig 1893, S. 221.

72) Vortrag, vorgetragen durch Dr. Naumann in der 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Meran. Sept. 1905. Vergl. Berliner Lokal-Anzeiger vom 25. September 1905.

73) Die Statistik verzeichnet für 1903 zwei Todesfälle an Tuberkulose; dabei wird es sich aber wohl um eingeschleppte, nicht im Schutzgebiet selbst entstandene Erkrankungen handeln.

74) Vergl. Dr. Mense, Tropenhygiene. Berlin 1902.

75) Morgen hatte z. B. während seiner Expedition viel davon zu zu leiden und entging nur mit genauer Not dem Tode.

76) Vergl. „Wanderungen und Forschungen ꝛc." S. 111.

77) Vergl. Hutter, „Wanderungen und Forschungen ꝛc." S. 136 und ferner z. B. S. 198.

78) Nach dem amtl. „Jahresbericht über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee im Jahre 1903/1904. S. 50.

79) Vergl. zum folgenden Abschnitt passim Sievers-Hahn (Afrika), S. 80 ff. und S. 432 ff., ferner Hutter (Wanderungen und Forschungen), S. 234—450, Passarge (Adamaua), S. 403 ff. (Die Vegetation des zentralen Sudan) sowie Semmler, tropische Agrikultur, 2. Aufl., bearbeitet von Dr. R. Hindorf.

80) Vergl. S. 38.

81) Vergl. die allgemeine Charakteristik auf S. 42.

82) Aus Peschuel-Loesche, die Loango-Expedition.

83) Gute Abbildungen der verschiedenen Palmenarten findet der Leser in meinem Buche über Ostafrika (in „Das Überseeische Deutschland", Stuttgart 1903). — Vergl. zu dem Abschnitt über die Palmen besonders Semmlers „tropische Agrikultur. II. Aufl., Band I (1897). S. 611—753 (Nützliche Palmen).

84) Bei der Schilderung des Nutzens der Weinpalme folge ich Hutter, a. a. O., S. 316 f.

85) S. Hutter, „Wanderungen und Forschungen ꝛc.", S. 316.

86) Vergl. Sievers-Hahn, Afrika, S. 83. Prof. Engler, dem diese Feststellungen zu verdanken sind, nimmt an, daß einzelne Samen der afrikanischen Hochgebirgsflora durch Winde und Vögel weit verbreitet worden sind (s. seine Arbeit Anm. 26).

87) Nach Passarge, Adamaua S. 230.

88) Diese allgemeine Charakteristik der Vegetation Adamauas verdanken wir Passarge, a. a. O., S. 404. Seinen Ausführungen schließe ich mich auch im folgenden im großen und ganzen an.

89) Z. B. Acacia spinosa und Acacia Seyal, in der Haussasprache káia, palerkáia, dimsche, daukorá, gaó (Passarge, l. c. S. 90).

90) Nach Passarge (l. c. S. 405 bis 406) aus Zizyphus Spina Christi (haussa: kúrna), Balanites aegyptiaca (adúa), Zizyphus yuyuba (Magariá-n-kurá), Capparis Rothii (nakorrá), Bauhinia reticulata (kargo).

91) Die Borreria radiata (haussa: alkáma turúa). Passarge.

92–93) Vergl. Passarge, Adamaua, S. 406 ff.

94) Näheres siehe bei Passarge, l. c., S. 407.

95) Nach Passarge (l. c. 407) und Hutter, Wanderungen und Forschungen zc. S. 253 f.

96) Vergl. Semmler, tropische Agrikultur. II. Aufl., 2. Band. 1900. S. 176 ff.

97) Vergl. Semmler a. a. O., S. 766 ff.

98) Ebenda, S. 812—814.

99) Zu diesem Abschnitt vergl. man: Sievers-Hahn, Afrika, S. 93 ff. und S. 438 ff., ferner Hutter, Wanderungen und Forschungen zc., S. 451 ff., Reichenow: Die Vogelwelt von Kamerun (siehe Anm. 8), G. Zenker (Anm. 32), sowie R. Fitzner, Kolonial-Handbuch, II. Aufl., 1. Bd. S. 73 ff.

100) Vergl. Hutter l. c., S. 455.

101) Vergl. Passarge, Adamaua. S. 46 f., Über die Herkunft dieser Schwärme und die Mittel zur Bekämpfung dieser furchtbaren Plage hat der Marinestabsarzt a. D. Dr. L. Sander eingehende Untersuchungen angestellt und 1903 veröffentlicht.

102) Eine Elefantenfalle der Balinga beschreibt Morgen a. a. O. S. 109.

103) Morgen schoß einen Elefanten, dessen Zähne je $41^1/_2$ kg wogen und Zintgraff sogar einen mit Zähnen von je 53 kg Gewicht.

104) Vergl. oben S. 4.

105) S. Morgen, Durch Kamerun von Süd nach Nord, S. 29 f.

106) Ein Wort der Suahelisprache, von der sie auf dem Marsch zur Küste einige Brocken gelernt hatten.

107) batu, watu, bandu heißt „Menschen, Leute".

108) Nähere Nachrichten über diesen Volksstamm verdanken wir Spaete und Schoene, v. Danckelman's Mitteil. 1893, S. 269 und 1894, S. 553.

109) Über die Baude vergl. G. Zenker in v. Danckelman's Mitt. 1891 S. 138; 1892, S. 8, 181 und 1895, S. 36 sowie Morgen, Durch Kamerun zc., S. 48 ff.

110) Vergl. Morgen l. c. S. 126.

111) Eine Abbildung von Toni-Kriegern findet sich bei Morgen l. c. S. 71.

112) Vergl. über die Bakwiri (oder Bakwili) meine Monographie: Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes in Kamerun, Berlin 1902.

113) Vergl. die Spezialkarte auf Kartenbeilage 2 bei Hutter, Wanderungen und Forschungen.

114) Die somatische Charakteristik des Bantu-, des Sudannegers und des Fulla verdanke ich Passarge, Adamaua, S. 419, 424.

115) Fulla ist der Singular, Fulbe der Plural. Die Sprache heißt fulfulde.

116) Eingehenderes darüber vergl. bei Passarge, Adamaua, S. 426.

117) Genaueres über die Entstehung des Haussa-Volkes s. bei Passarge, Adamaua, S. 512 ff.

118) Vergl. die Karte „Die Haupthandelswege der Haussa" in Passarges „Adamaua".

119) Einen Tengelin-Häuptling hat Passarge photographiert (s. Adamaua, S. 91).

120) Vergl. die Beschreibung des Bali-Typus bei Hutter, Wanderungen ꝛc., S. 326 f.

121) Dazu kommen weitere 2 unter den Regierungsbeamten, ferner 8 Schutztruppenärzte, einer unter den Missionaren und Geistlichen.

122) S. Morgen, Durch Kamerun ꝛc., S. 212.

123) D. h. eine übermäßige, dauernde, krankhafte Anschwellung, die besonders Beine, Arme und das scrotum ergreift.

124) Näheres s. z. B. bei Hutter, Wanderungen ꝛc., S. 427.

125) Doch vergl. z. B. die Schilderung des Festes bei den Yaunde bei Morgen, Durch Kamerun, S. 52.

126) Vergl. meine Monographie: Die Bakwiri in Kamerun. Berlin 1902.

127) Sowie die übrigen selbständigen Stämme in den Bali-Ländern.

128) Die folgenden Ausführungen beruhen auf den Mitteilungen Passarges in dem Kapitel „Soziale und politische Verhältnisse" (S. 485—496) seines Werkes über Adamaua.

129) Dies bedeutet: „Herr der Wattenpanzer" und „Herr der Flinten".

130) Wörtlich: „Herr der Trommeln" und „Herr der Flöten". Sie konzertieren gegen Honorar auch in Privatkreisen (Passarge, Adamaua, S. 491).

131) Auf Haussa: damábba (Passarge l. c.). Einen solchen „Lobschreier" hat auch der Häuptling der Bali (s. Hutter, Wanderungen ꝛc. S. 344).

132) Auf fulfulde heißen sie: runde, auf haussa: linyi.

133) Vergl. hier und im folgenden meine Schrift: Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes in Kamerun nebst einem Abriß der Bakwirisprache. S. A. aus Heft 5, 6 und 7 des III. Jahrganges der Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. Berlin 1902.

134) Vergl. über die medizinischen Kenntnisse der Eingeborenen die in der vorigen Anm. zitierte Schrift, S. 9, sowie Hutter, Wanderungen rc., S. 442 ff.

135) Vergl. über das „Seelenessen“ auch S. 27 der genannten Schrift. Der gleiche Glaube findet sich auch sonst in Kamerun sowie in Togo.

136) Vergl. darüber H. Seidel „Der Yewhekult in Togo“. Zeitschrift für afrik. und ozean. Sprachen. Jahrg. III, S. 157 ff.

137) Vergl. darüber S. 207.

138) Vergl. meine Schrift „Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes in Kamerun. Berlin 1902, S. 26.

139) Nach Morgen, Durch Kamerun rc., S. 50 f.

140) Vergl. meine Schrift „Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes rc.“, S. 18 und Passarge, Adamaua, S. 492.

141) Vergl. meine Schrift über die Bakwiri, S. 12. Übrigens sollen bei den Bakwiri die Knaben bereits im vierten Lebensjahre beschnitten werden. Haben die Eltern einen Knaben nicht beschneiden lassen, so wird er später verlacht und nicht für voll angesehen (ibid. S. 11, Anm.)

142) S. Seidel, Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes, S. 12.

143) Wanderungen und Forschungen rc., S. 380.

144) Vergl. über Schwangerschaft und Niederkunft meine „Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes“, S. 10.

145) Ein Verzeichnis von Bakwiri-Namen s. in meiner Schrift über dies Volk (S. 11) und ein ein solches von Bali-Namen bei Hutter, Wanderungen rc. (S. 511). Zu den Angaben über die Bakwiri vergl. auch Leuschner bei Steinmetz, Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien (Berlin 1903), S. 14 ff., wo sich aber viel Veraltetes und Irrtümliches findet. So die Angabe, daß Cust die Sprache der Bakwiri weder den Bantusprachen noch den Sudannegersprachen zuweisen könne, während ich längst nachgewiesen habe, daß sie zu den Bantusprachen gehört usw.

146) Wenigstens in den Bali-Ländern (nach Hutter), vermutlich aber auch sonst.

147) Vergl. „Adamaua“, S. 487.

148) S. Seidel, Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes S. 4.

149) „Wanderungen und Forschungen“ S. 271.

150) Hutter, Wanderungen und Forschungen, S. 276 f.

151) Ebenda, S. 363.

152) Über die Art der Konstruktion eines solchen Zauns vergl. Passarge, Adamaua, S. 457. Seinen Ausführungen a. a. O. folge ich im Weiteren.

153) Ein Bild der Bergfestung Ngáundere II. gibt Morgen (Durch Kamerun rc.) S. 237, von Ngáundere I. Passarge, Adamaua, S. 273, der dieselbe auch beschreibt.

154) S. Durch Kamerun von Süd nach Nord, S. 258.

155) „Wanderungen und Forschungen“, S. 364.

156) Ein Sklavendorf heißt bei

den Fulbe: rumde, bei den Haussa: linyi, bei den Bakundu: ninga, bei den Banyang: batan usw.

157) Hutter traf eins in Bamungu und zwei in Bali. Wanderungen und Forschungen, S. 367.

158) Man vergl. dazu meine Schrift über die Bakwiri, S. 4 f. und Hutter, „Wanderungen und Forschungen", S. 271 ff.

159) Siehe die von ihm dargebotene Abbildung eines Bakundu-Dorfes, S. 270.

160) Ein einzelnes Gehöft von abweichendem Grundriß, aber ähnlichem Charakter beobachtete Hutter zwischen Mabesse I und Babensi (S. 275).

161) Die folgende Beschreibung stammt von Passarge (Adamaua, S. 456).

162) Über die Art seiner Anfertigung vergl. Passarge, l. c. S. 457.

163) Eine sehr genaue Beschreibung des Hausbaus der Bali gibt Hutter, Wanderungen und Forschungen, S. 364 ff.

164) Vergl. Passarge, Adamaua, S. 268.

165) Ibid., S. 501.

166) Nach Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentral-Afrika, Bd. II., S. 462.

167) Vergl. Passarge, Adamaua S. 458.

168) Über die Art der Zubereitung vergl. Passarge, Adamaua S. 290. Ebendort beschreibt Passarge auch die Art der Feuererzeugung durch zweierlei Holz. Auch gibt er zwei Abbildungen von Ledertäschchen (S. 291), in denen die Fulbe und Haussa ihr Feuerzeug tragen.

169) Hutter gibt eine Abbildung davon auf S. 278 seiner „Wanderungen und Forschungen".

170) S. Abbildung bei Hutter, l. c. S. 270.

171) Abgebildet bei Hutter l. c. S. 280 und 371.

172) Vergl. A. Seidel, Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes, S. 5 f.

173) Nach Hutter, l. c. S. 372.

174) So wenigstens bei den Bakwiri, vergl. meine Monographie S. 6.

175) Die Abbildung eines solchen s. bei Hutter l. c. S. 272.

176) Abbildungen s. bei Hutter, Wanderungen und Forschungen &c., S. 280, 369 ff. und bei Passarge, Adamaua, S. 17, 18, 20, 40, 49, 86, 466—68.

177) Abbildungen bei Hutter l. c. S. 294 (Batom und Mabum), 370 (Baliländer), 383 (do.), 396 (do.) und bei Passarge, l. c. S. 232 und 234 (Fulbe).

178) Abbildung s. S. 171 l. c.

179) Abgebildet bei Passarge, Adamaua, S. 467.

180) Abbildungen eines Spaten s. Passarge, l. c. S. 460, einer Hacke bei Hutter l. c. S. 395 und bei Passarge, l. c. S. 220, eines Grasmessers der Baia bei Passarge, S. 471.

181) Die Marken haben je nach der Körperstelle, auf der sie angebracht sind, auch verschiedene Namen. Vergl. Passarge, l. c. S. 427 f. Daselbst finden sich auch Abbildungen eines Tätowiermessers und Schröpfkopfs.

182) Vergl. Hutter, Wanderungen und Forschungen zc., S. 297.

183) Wenigstens bei den Bakwiri. Vergl. meine Monographie, S. 3.

184) Abbildungen von Rasiermessern der Bali s. bei Hutter, l. c. S. 425 und bei Passarge, l. c. S. 324 (Dekka).

185) S. die Abbildung bei Passarge, l. c. S. 222. Auch die folgenden Ausführungen über die Fulbe und Borroro gehen auf ihn zurück (S. 179, 202 und 270). Ferner mache ich auf seine allgemeine Charakteristik der Haartracht der Haussa, Kanuri, Marruanerinnen und Ngaundere-Weiber auf S. 432 aufmerksam.

186) Hutter gibt (l. c. S. 424) die Abbildung eines Haarkammes der Bali-Weiber aus Bambus.

187) Abgebildet in seinem Reisewerke, auf S. 75. Vergl. auch Hutter, l. c. 420.

188) Die Ausführungen über Kleidung zc. der heidnischen Sudanneger und der Muhammedaner im folgenden entlehne ich hauptsächlich dem Passargeschen Reisewerk über Adamaua, S. 428 ff.

189) Schürzen der Bali-Weiber findet man bei Hutter abgebildet (l. c. S. 422). Einen Hinterschurz der Durru-Frauen (aus Bastfäden) bildet Passarge ab (S. 246).

190) Vergl. Morgen, Durch Kamerun zc., S. 52.

191) Durch Kamerun zc. S. 86.

192) Einen Strohhut der Borroró zeigt die Abbildung bei Passarge, l. c. S. 236.

193) Abbildungen von Schuhen und Stiefeln bei Passarge, l. c. S. 475.

194) Bilder s. bei Passarge, l. c. S. 454 und bei Hutter, l. c. S. 356.

195) Abgebildet bei Hutter, l. c. S. 424.

196) Siehe Abbildungen solcher Taschen bei Hutter, l. c. S. 409, 423 und Passarge, l. c. S. 475.

197) Nach Hutter, l. c. S. 395.

198) Abbildungen von Pfeiffenköpfen gibt Hutter, l. c. S. 385 und 405 (Bali) und Passarge, l. c. S. 247 (Durru), 468 (Baia), 469 (Mbum).

199) Vergl. meine bereits mehrmals zitierte Monographie über diesen Volksstamm S. 7 f. sowie Hutters Mitteilungen über die Grasland- und Waldlandvölker, l. c. S. 287 und 390.

200) Doch essen die Bakwiri Eier, aber nie roh oder gekocht, sondern im Feuer hart geröstet.

201) Vergl. Lenz, Skizzen aus Westafrika (1878), S. 86—92.

202) Dies wie das vorhergehende aus meiner Monographie über die Bakwiri, S. 7 ff.

203) Ich habe hier hauptsächlich den Bantuneger im Auge. Die Sudanneger sind bekanntlich bereits eine Mischrasse, und die Hamiten stehen dem kaukasischen Typus soviel näher, daß deren Menschentum wohl nie bezweifelt worden ist.

204) Diesen Punkt habe ich etwas ausführlicher erörtern zu sollen geglaubt, da darüber in ethnologischen Kreise völlig falsche Anschauungen verbreitet sind, die auf mangelhafte Kenntnis der Eingeborenensprachen zurückgehen. Be-

fragt man Eingeborene über diesen Punkt, so muß man sehr kritisch zu Werke gehen, da die gänzlich verschiedene Grundauffassung des Fragenden und des Befragten außerordentlich leicht zu Mißverständnissen führen.

205) Erröten kann der Neger natürlich nicht, daher ein Ausdruck dafür nicht existiert.

206) Vergl. mein Buch: Die Dualasprache in Kamerun. 1904.

207) Vergl. mein dreisprachiges Werk über diese Sprache. Heidelberg 1905.

208) Es ist dies der Anfang eines Duala-Märchens, dessen vollständige Übersetzung auf S. 198 folgt.

209) Was bis 1895 bekannt war, hat Pastor K. Meinhof auf meine Veranlassung für meine „Zeitschrift für afrik. und ozeanische Sprachen" (II, S. 138 ff.) zusammengestellt und besprochen. Dortselbst ist auch die darüber bis dahin erschienene Literatur verzeichnet. Seitdem habe ich veröffentlicht: „Die Duala-Sprache in Kamerun" (1904), ferner: „Systematisches Wörterbuch der Haussasprache" (in drei Sprachen, 1905), ferner: „Abriß der Bakwirisprache" in Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes in Kamerun" (1902). Das von Zintgraff s. Zt. gesammelte und mir überlassene Material über die Bali-Sprache hat Meinhof für meine oben zitierte Zeitschrift bearbeitet. Auch Hutter hat eine Skizze der Bali-Sprache in seinen „Wanderungen und Forschungen ꝛc." (S. 478—511) gegeben. Ein „Lehrbuch der haussanischen Sprache" veröffentlichte auch A. Mischlich (1902). Derselbe lieferte — zusammen mit J. Lippert — „Beiträge zur Geschichte der Haussastaaten" (mit Haussatexten) in den Mitteil. des Semin. für orient. Sprachen 1903 (S. 137 ff.). Eine Grammatik, ein Wörterbuch und Texte des Haussa lieferte auch der Engländer Robinson, dessen Arbeiten aber keinen Fortschritt gegen unsere bisherige Kenntnis der Sprache darstellen. Die kleinen Haussa-Sprachlehren von A. Dirr und E. Marré sind (besonders die letztere) völlig ungenügend. Über die ältere Haussa-Literatur, insonderheit die Arbeiten von Schön, vergleiche man die Einleitung zu meinem Haussa-Wörterbuch.

Über eine ganze Reihe von Sprachen des Schutzgebiets habe ich noch Material in Händen, das ich demnächst zu veröffentlichen gedenke.

210) Ich halte den Beweis, den Schleicher dafür zu führen versucht hat, nicht für entscheidend.

211) Vergl. Meinhof, die Geheimsprachen Afrikas. Globus 1894. Nr. 8.

212) Vergl. den Aufsatz: die Zeichensprache im Wald- und Grasland, bei Hutter, Wanderungen und Forschungen ꝛc., 484 ff. Nach dem früher Dargelegten ist es natürlich ein Irrtum, wenn Hutter (l. c. S. 484) glaubt, daß die „verhältnismäßig niedrige Stufe linguistischer Vervollkommnung" zur Entstehung der ausgebildeten Zeichensprache Anlaß gegeben habe.

213) S. Seidel, Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes, S. 28 und Hutter, l. c. S. 486.

214) Hierin liegt die Möglichkeit der Verständigung und nicht, wie Morgen meint (S. 53), in dem Umstande, daß durch die verschiedene Art des Trommelns „die der betreffenden Landessprache ähnelnden Laute“ (sic!) entstünden.

215) Märchen der Duala hat W. Lederbogen, früherer Lehrer der Regierungsschule in Duala, gesammelt und veröffentlicht (in den Mitt. des Sem. f. Orient. Spr. 1902 und 1903). Die Übersetzung ist auch separat erschienen. Eine reiche Sammlung aus der Volksliteratur der Haussa veröffentlichte der Missionar J. F. Schön unter dem Titel Magana Hausa (London 1885). Märchen der Duala veröffentlichte auch Elli Meinhof (Straßburg 1889), und einige gab Christaller in seinem Lehrbuch der Duala-Sprache. Von den Bakoko habe ich in meiner Zeitschrift für afr. und ozean. Sprachen Einiges mitgeteilt. Die Schlangensagen der Banyang werden von Hutter erwähnt (l. c. S. 299).

216) Vergl. Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft, III.

217) Vergl. Lederbogen (Anm. 215), S. 82.

218) Vergl. meine Schrift: Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes in Kamerun. S. 22. Dort ist auch der Originaltext mitgeteilt.

219) Ein größeres Siegeslied hat G. A. Krause s. Zt. in der Kreuzzeitung mitgeteilt; ich habe es in meine Sammlung „Lieder und Geschichten der Afrikaner“ (Berlin 1896) aufgenommen.

220) Den Originaltext siehe bei Schön, Magana Haussa, S. 250.

221) Vergl. dazu meine öfters erwähnte Monographie über dies Volk, S. 25ff.

222) Sonst bezeichnet nyambe auch „Geschick, Unglück“ (wie Unwetter, Krankheit).

223) Vergl. Hutter, Wanderungen und Forschungen 2c. S. 298 und 299.

224) Weiteres s. bei Hutter l. c. S. 445—448.

225) Vergl. Steinmetz, Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozianien. Berlin 1903. S. 14—56. Leider ist dem Verfasser meine ausführliche Arbeit über die Bakwiri unbekannt geblieben. Auch bringt er viel veraltete Angaben, so die Schreibung Bakwirreh oder Bakwirruh von Cust und die falsche Angabe ihres Wohngebiets. Es ist auch unrichtig, daß sie auf dem Grenzgebiet zwischen Negern und Bantu hausen. Ihre Sprache war als reine Bantusprache längst von mir erwiesen, als Steinmetz' Buch erschien, seine bezügliche Bemerkung also irrig und veraltet usw. usw.

226) Dabei lege ich dem Stoffe die Steinmetzsche Anordnung zugrunde.

227) Über die Grundzüge des Eherechts ist oben (S. 127) schon das nötige mitgeteilt worden.

228) Vergl. des Letzteren Schilderung, l. c. S. 435ff.

229) Doch mit mancherlei Modalitäten. Vergl. Steinmetz l. c. S. 53.

230) Über die Blutrache bei den Bakwiri berichtet Gouverneur Zimmerer im Deutschen Kolonialblatt, Jahrgang 1893, Seite 288, was Steinmetz (l. c. S. 23) übersehen hat. Die Gesetze der Blutrache bei den Banaka und Bapuku (s. Steinmetz l. c. S. 49) zeigen davon mancherlei Abweichungen. Auch bei den Bali-Völkern kommt sie nach Hutter (S. 338) vor.

231) l. c. S. 262.

232) Vergl. sein „Kamerun" (1886), S. 159 und 178. Neuere und zuverlässigere Beobachter wissen hiervon jedoch nichts zu berichten.

233) Bei Steinmetz, l. c. S. 50.

234) Berichtige hiernach die Angabe bei Steinmetz, l. c. S. 24.

235) In seinem Werke „Kamerun", S. 168. Doch sind Schwarz' Angaben mit Vorsicht aufzunehmen.

236) Nach Hutter, l. c. S. 273.

237) Einzelheiten finden sich bei Steinmetz l. c.

238) In Kano läßt man sie in diesem Falle laufen, in Nupe und den Yoruba-Ländern muß er seine Schuld abarbeiten. Vergl. Passarge (Adamaua S. 493), dem auch die voraufgehenden Angaben über Adamaua zu verdanken sind.

239) Man vergleiche hierzu auch das Kapitel „Familienleben".

240) Dies alles erzählt Hutter (l. c. S. 328) von den Bewohnern der Bali-Länder. Wieweit es allgemeinere Geltung hat, steht dahin.

241) Vergl. Passarge, Adamaua, S. 502.

242) Vergl. z. B. die Schilderung von Morgen (S. 52) und von Hutter (S. 427).

243) Über die Einzelheiten der Hochzeitszeremonien siehe Passarge, l. c. S. 502 f. Vergl. auch die Schilderung des Hochzeitszuges auf S. 341.

244) Vergl. die ausführliche Beschreibung der Leichenfeierlichkeiten bei den Bakwiri in meiner Monographie S. 13 ff. Ferner Hutter, l. c. S. 441 ff. und Passarge, l. c. S. 499 ff.

245) Weitere Vorschriften für Witwen siehe in meiner Bakwiri-Schrift, S. 13.

246) Über die Einzelheiten der Zeremonie vergl. Hutter, l. c. S. 435 ff.

247) Vergl. darüber Hutter, l. c. S. 343, Morgen, l. c. 81 ff.

248) Vergl. Hutter, l. c. S. 200, 358, 361, 390, 427—32; Seidel, Bakwiri, S. 19, 21.

249) Abgedruckt in meiner Schrift über die Bakwiri, S. 21. Weiteres über Tänze findet sich bei Hutter, l. c. 388, 433.

250) Abbildungen der gebräuchlichsten Musikinstrumente finden sich bei Passarge, l. c. S. 68 (Gitarre der Haussa), 105 (Tuba), 283 (Marimba der Mbum), 321 (Trommel der Dekka), 454 (Kriegsglocken der Baia), 476 (Gitarre der Mbum); ferner bei Hutter, l. c. S. 297 (der Banyang), 387, 410, 416, 434, 441 (der Bali); bei Morgen, l. c. S. 40 (Yaunde), 86 (Fulbe), 200 (Wute), 278 (Tibati).

251) Vergl. die Abbildung bei Passarge l. c. S. 226.

252) Vergl. darüber meine Bakwiri-Broschüre S. 20f.

253) D. h. soweit unser Kamerungebiet in Betracht kommt. Über die Grenzlinie zwischen den Sudanvölkern, östlich deren der Bogen unbekannt ist, vergl. Passarge, Adamaua, S. 436. Auch bei den Margi scheint er unbekannt zu sein.

254) Abbildungen von zahlreichen Speeren findet man bei Passarge, l. c. S. 435ff., bei Hutter, l. c. S. 414, bei Morgen, l. c. 54, 200, 286, 278 usw.

255) Beschrieben von Morgen, l. c. S. 200.

256) Abbildungen von Schwertern und Dolchmessern geben Passarge, l. c. S. 443ff., Hutter, l. c. S. 415, Morgen, l. c. S. 278 und 246. Nur die Forra (deren Wohnsitz unbekannt ist) und die Yángere im französischen Gebiet (s. von den Deek) haben gekrümmte Schwerter mit Holzgriffen.

257) Genaueres über das Verbreitungsgebiet und über das Wurfmesser überhaupt findet sich bei Passarge, l. c. S. 442ff. (mit vielen Abbildungen).

258) Hieraus ist wohl die irrige Angabe von Passarge entstanden, daß die Bantustämme die Armbrust führen (l. c. S. 439).

259) Näheres über die Handhabung des Bogens geben Morgen, l. c. S. 201ff. und Passarge, l. c. S. 439f.

260) Eine genaue Beschreibung gibt Passarge, l. c. S. 219.

261) Mehrere solcher Helme befinden sich im Museum für Völkerkunde zu Berlin, von Flegel nach Europa gebracht. Vergl. die Abbildungen bei Passarge, l. c. S. 452f. sowie bei Morgen, l. c. S. 54, Nr. 5. Auch die Häuptlinge der Bakwiri tragen im Kriege (und bei Festlichkeiten) eine Art Raupenhelm (mbili).

262) Näheres darüber siehe in meiner Schrift: „Die Aussichten des Plantagenbaus in den deutschen Schutzgebieten". Wismar 1905. S. 54.

263) Solche Öfen beschreibt z. B. Hutter (bei den Bamungu), l. c. S. 400, Morgen (Yaunde und Wute) l. c. S. 55 und 199, Passarge, l. c. S. 246 (Durru).

Der letztere erzählt auch von einer Eisengrube im Durru-Lande.

264) Vergl. die Beschreibung l. c. S. 399.

265) l. c. S. 473 und 84 (Abbildung).

266) Ebenda, S. 81.

267) Über die Technik der Flechterei habe ich in meiner Monographie über die Bakwiri (S. 18) berichtet.

268) Über deren Technik vergl. Passarge, l. c. S. 466.

269) Über das Material vergl. S. 173 und bez. der dabei verwendeten Filter S. 153.

270) Vergl. Passarge, l. c. 470.

271) Nach Passarge, Adamaua, S. 479.

272) Vergl. mit Bezug auf die Expedition gegen die Nzimu und die Anjang den amtlichen „Jahresbericht über die Entwickelung der

deutschen Schutzgebiete rc." 1903/4. S. 45 ff.

273) Vergl. Dr. S. R. Steinmetz, Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien. Berlin 1903. S. 45.

274) Vergl. R. Fitzner, Deutsches Kolonial-Handbuch, II. Aufl. S. 93.

275) Die Namen der jetzt in Kamerun tätigen Beamten findet man im Kolonial-Handels-Adreßbuch 1905 (S. 62) und im deutschen Kolonialkalender.

276) Die Daten über die Tätigkeit der Missionsgesellschaften verdanke ich meist den Berichten der Herren Ph. Hecklinger, Süvern und Adolph N. Krug in den „Anlagen zum (amtlichen) Jahresbericht über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete rc.". Berlin 1905. S. 169 ff.

277) Vergl. die „Verhandlungen des 1. deutschen Kolonialkongresses". Berlin 1904.

278) Vergl. dazu meine Broschüre: „Unsere Kolonien, was sind sie wert, und wie können wir sie erschließen? Leipzig 1905.

279) Vergl. den amtlichen Jahresbericht für 1903/4, S. 55.

280) „Unsere Kolonien, was sind sie wert und wie können wir sie erschließen?" Leipzig 1905. S. 17.

281) Vor allem von Dr. K. Peters, dem „Deutschen Kolonialbund" und manchen „Praktikern", die gern für „forsch" gelten wollen, aber bloß unbedacht sind.

282) Vergl. E. René, Kamerun und die deutsche Tsädsee-Eisenbahn. Berlin 1905, S. 105, und den bez. Vortrag des Dr. Preuß auf dem 1. deutschen Kolonialkongreß 1903.

283) Vergl. dazu Wohltmann, Der Plantagenbau in Kamerun, und A. Seidel, Die Aussichten des Plantagenbaus in den deutschen Schutzgebieten. (Wismar 1905.)

284) Die Zwischenbemerkung stammt von Hutter, Kamerun (in: „Das Überseeische Deutschland", S. 157).

285) Wer sich für die Verteilung des Landbesitzes am Kamerungebirge interessiert, den verweise ich auf die meiner oben (Anm. 283) erwähnten Broschüre beigegebene Kartenskizze.

286) Der Bericht über den Stand dieser beiden Gesellschaften ist meiner in Nr. 283 erwähnten Broschüre (S. 52 ff.) entnommen.

287) Vergl. den amtl. „Jahresbericht rc.". S. 55.

288) Dies und das Folgende nach dem amtlichen Jahresbericht 1903/4. S. 56 ff.

289) Hutter schreibt Bamigni.

290) Nach dem amtlichen Jahresbericht 1903/4. S. 59.

291) Amtl. Jahresbericht 1903/4. S. 60.

292) Als Wert gilt der Fakturawert im Herkunftslande einschließlich Fracht und Spesen, laut § 2 der Zollverordnung vom 5. Okt. 1904 (z. B. abgedruckt im „Kolonial-Handels-Adreßbuch", Berlin 1905. S. 175).

293) Der genaue Zolltarif ist im „Kolonial-Handels-Adreßbuch", Berlin 1905, zu finden.

294) Ausführliche Fahrpläne gibt das „Kolonial-Handels-Adreßbuch". Berlin 1905. S. 117.

295) Die besten Ausführungen über die Technik der Expeditionen in Kamerun hat uns Fr. Hutter in seinem mehrfach zitierten Werke gegeben.

296) Ich entnehme diese sehr instruktive Zusammenstellung dem Werke C. Renés über Kamerun und die deutsche Tsádsee-Eisenbahn. Berlin 1905. S. 177.

297) Ich folge hier der Darstellung des Herrn C. René in seinem unter 296 erwähnten Buche, S. 198 ff.

298) Lies so (Mamelo) statt Mamflo auf S. 102 und der Völkerkarte auf S. 103.

299) Vergl. den amtl. Jahresbericht 1903/4, S. 61.

300) Den Konzessionsgesellschaften in Deutsch-Südwestafrika ist es zu danken, daß die Kolonie in deutschem Besitz erhalten wurde zu einer Zeit, als das Kleinkapital nicht einen Pfennig für die Kolonie übrig hatte.

Schlagwortregister.

(Die Ziffern geben die Seitenzahlen an.)

A.

B.

E.

F.

H.

J.

Q.

R.

S.

U.

V.

W.

Y.

Z.

Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.